

campus

AVRAHAM BURG

Hitler besiegen

Warum Israel sich
endlich vom Holocaust
lösen muss

Avraham Burg wagt einen provokanten Vergleich: Das heutige Israel weise bedrückende Parallelen auf zu Deutschland in der Weimarer Zeit. Sein Land sei militaristisch, fremdenfeindlich und besessen vom Trauma des Holocaust.

Deutsche und Juden sind heute zu Geiseln der Erinnerung geworden. Der Holocaust ist allgegenwärtig, überschattet die Politik und verhindert letztlich den Frieden im Nahen Osten. Trotz der großen Bedeutung des Erinnerns an die Opfer ist es Zeit, dass Israelis, Juden und die westliche Welt – allen voran Deutschland – das Trauma des Holocaust überwinden und Israel zu einem neuen Selbstverständnis findet, das auf Freiheit und Demokratie beruht.

»Keine Stelle in diesem bewegenden Buch, die mich als deutschen Leser nicht trifft. Wir müssen als Freunde Israels unser Verhalten gegenüber dem Staat und der Politik ändern!«

Rupert Neudeck, Gründer von *Cap Anamur* und dem Friedenskorps *Grünhelme e.V.*

»Dies ist ein wichtiges Buch, geschrieben von einem mutigen Mann.«
Tony Judt, Autor von *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*

»Ein faszinierendes Buch, das zum Nachdenken anregt. Jeder, der sich um Israels Zukunft sorgt, sollte es lesen.«

John J. Mearsheimer, Koautor von *Die Israel-Lobby*

ISBN 978-3-593-39056-7



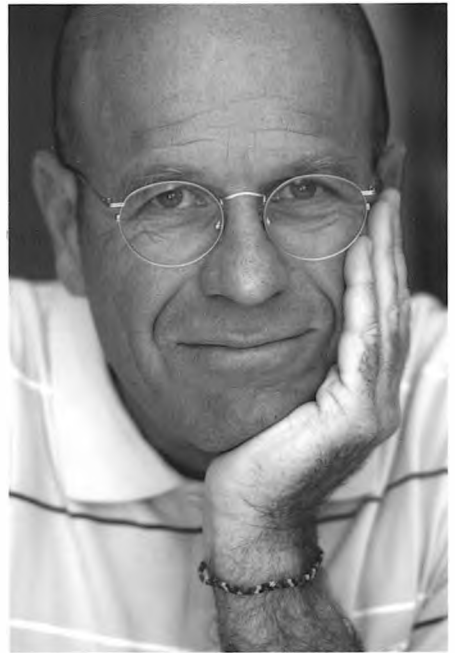
9 783593 390567

€ 22,90 [D] · € 23,60 [A]

www.campus.de

In diesem Buch geht es nicht um Geschichte. Ich bin kein Interpret der Vergangenheit, sondern lediglich Konsument der Nachrichten, die sie produziert. Mit der Vergangenheit befaße ich mich nur, um die Gegenwart zu verstehen. Es geht auch nicht um eine weitere Anklage gegen Hitler und seine Gefolgsleute. Nach meinem Urteil sind sie für immer schuldig. Es geht vielmehr um unsere Geschichte jenseits ihrer ungeheuren Verbrechen. Die Shoah und die Gräueltaten, die die Nazis an uns verübten, sind untrennbarer Teil der aktiven israelischen Gegenwart. Da ich die Gegenwart zugunsten einer besseren Zukunft für meine Kinder und ihre Freunde verändern will, bleibt mir nichts anderes übrig, als mich dem festgefahrenen Denken und Fühlen der Post-Shoah-Gegenwart zu stellen in dem Bemühen, sie zu begreifen, zu verändern und mich verändern zu lassen. Dieses Buch habe ich voller Ehrfurcht und Respekt geschrieben. Sollte ich jemanden verletzen, entschuldige ich mich dafür. Sollte die Wahrheit schmerzen, dann leide auch ich darunter.

Aus dem Inhalt



Avraham Burg wurde 1955 als Sohn eines deutschen Holocaust-Überlebenden in Jerusalem geboren. Sein Vater Josef Burg lebte in Dresden und Berlin, wo er die Ausreise deutscher Juden organisierte, bis er selbst 1939 floh. Nach dem Militärdienst wurde Avraham Burg aktiv in der Friedensbewegung »Peace Now!«. Er war Berater von Schimon Peres, Vorsitzender der Jewish Agency und Sprecher der Knesset. Burg ist eine der prominentesten politischen Stimmen aus Israel und zugleich einer der schärfsten Kritiker israelischer Politik.

Avraham Burg wurde 1955 als Sohn eines deutschen Holocaust-Überlebenden in Jerusalem geboren. Sein Vater Josef Burg lebte in Dresden und Berlin, wo er die Ausreise deutscher Juden organisierte, bis er selbst 1939 floh. Nach dem Militärdienst wurde Avraham Burg aktiv in der Friedensbewegung «Peace Now!». Er war Berater von Schimon Peres, Vorsitzender der Jewish Agency und Sprecher der Knesset. In letzter Zeit hat er die Kernthesen des Zionismus öffentlich infrage gestellt und die Politik Israels scharf kritisiert. In *Hitler besiegen* unterstreicht Burg anhand seiner eigenen, sehr bewegenden Familiengeschichte seine aussergewöhnliche und leidenschaftliche Vision eines universelleren und menschlicheren Judentums.

Avraham Burg

Hitler besiegen

**Warum Israel sich endlich
vom Holocaust lösen muss**

Aus dem Englischen von Ulrike Bischoff

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-593-39056-7

Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Copyright © 2009. Alle deutschsprachigen Rechte bei Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main. Umschlaggestaltung: Anne Strasser, Hamburg
Satz: Fotosatz L. Huhn, Linsengericht
Druck und Bindung: Druck Partner Rübelmann, Hemsbach Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier. Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

In liebevoller Erinnerung an meine verstorbenen Eltern: an meine Mutter und Erzieherin, Rivka Burg (geb. Slonim), die ihre Kindheit im Herzen Hebrons in Einklang brachte mit dem Gedicht Jerusalem ihres Erwachsenenlebens; an meinen Vater und Mentor, Schlomo Josef Burg, der nie zögerte, die Reise von Dresden nach Jerusalem und zurück zu unternehmen.

Gewidmet den Eckpfeilern meines stetig wachsenden Hauses der Liebe: Yael, Itay, Roni, Nathan, Dan, Avital und Noam.

Für den Menschen, der vor uns allen zu erfassen vermochte, was sich hinter den Mauern der Angst und des Schmerzes verbirgt, der es wagte, dem eine so dringend benötigte Stimme zu verleihen, und dem es gelang, es besser zu artikulieren als jeder andere – Hannah Arendt.

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe	9
1 Meine Wurzeln.....	21
2 Der allgegenwärtige Holocaust	30
3 Die Shoah-Epidemie	35
4 Hitler besiegen	40
5 Erinnerung an die Weimarer Republik.....	60
6 Lehren aus dem Holocaust	86
7 Die Balance zwischen Heldentum und Shoah.....	109
8 Der Eichmann-Prozess	131
9 Wem gehört der Holocaust?	172
10 Ein neues Judentum	204
11 Gott schmunzeln lassen	232
12 Ich werde leben	256
Anmerkungen.....	277

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Das Erscheinen eines Buchs in der Welt ist von Natur aus ein langwieriger Prozess. Anfangs keimen Ideen im Kopf und in der Vorstellung. Überlegungen verleihen ihnen Gestalt, und Worte vermitteln die Früchte des Denkprozesses – ein Buch voller Äusserungen. Dann liegt es auf dem Tisch und erwartet das Urteil: Wird es gekauft? Wird es gelesen? Findet es Zustimmung? Stösst es auf Widerspruch? Passiert vielleicht – Gott bewahre – das Schlimmste und es wird ignoriert? Dieses Buch handelt von Schmerz und nur teilweise von Hoffnung. Es erzählt die Geschichte meiner Eltern und ihrer zerstörten Welten, des Staates Israel, einer jüdischen und menschlichen Gesellschaft, in der es immer noch verschlossene Augen gibt, wo Menschen von fernen Geschichten träumen, als ob sie konkrete Wirklichkeit wären; von mir und den Menschen, die mir nahestehen, die wir in Israel leben und für uns ein neues jüdisches Universum zu schaffen versuchen, das sich vom Leid und den Qualen der jüdischen Geschichte unterscheidet.

Angst und Sorge waren meine ständigen Begleiter, als ich an diesem Buch arbeitete. Während ich meine Gedanken in Worte zu fassen versuchte, sprach ich ständig mit Yael, meiner Frau und Lebensgefährtin, suchte ihren Rat und ihre Unterstützung. Kurz vor Erscheinen des Buchs in Israel sagte ich ihr, wenn es keine heftigen Reaktionen auslösen sollte, müsse Israel bereits im Sterben liegen. Das Buch äussert harte Kritik, hinterfragt althergebrachte Ideen, stellt existenzielle Grundlagen infrage, zieht heilige Überzeugungen in Zweifel und versucht, starre nationale Dogmen

durch neue universelle Paradigmen zu ersetzen. In ihrer Klugheit und Geduld, die ausgesprochen jüdisch sind, bemühte Yael sich, die Wogen zu glätten und bat mich abzuwarten. Sie war ebenso besorgt wie ich, besorgt um mich. Uns beiden war klar, dass eine haushohe Welle auf uns zurollte. Schliesslich kommt es nicht alle Tage vor, dass ein Mann, der einmal mitten im politischen Establishment Israels stand, aufsteht und laut nachdenkt. Ein Mann, der von Leibwächtern umgeben war, weil er zu den «Staatsymbolen» gehörte, stellt keine Fragen, und schon gar keine unbequemen. Wenn man diese luftigen Höhen erst einmal erreicht hat, ist es üblich, nur noch Antworten zu geben, Beruhigungsmittel zu verabreichen, um eine schmerzliche Realität zu dämpfen, verbale Placebos.

Sobald vor dem eigenen Titel das Wörtchen «ehemaliger» steht, ist man auf ewig verpflichtet, eine Fülle von Dingen zu repräsentieren, mit denen man nicht unbedingt einverstanden ist oder die man eigentlich gar nicht vertreten möchte. Man wird zu einem passiven Denkmal: präsentabel und würdig – ja; aber am gegenwärtigen Weg und seiner Richtigkeit zweifelnd? Niemals! So sehen viele ein niemals endendes öffentliches Amt. Vor meinem Namen steht zwar mehrfach «ehemaliger», aber ich verstehe meine Aufgabe völlig anders, nämlich als eine, die von meiner inneren Wahrheit nicht abweicht, auch nicht, wenn diese Wahrheit von der Mehrheit nicht geteilt wird. Selbst jetzt, wo sie nur eine eingeschränkte, dünne Basis hat. Denn ihre Zeit wird kommen. Diese Gedanken brennen mir auf der Seele. Zu lange habe ich in der herzlichen Umarmung institutionalisierter Vagheit gelebt und war ein Teil von ihr. Ich fühlte mich dort wohl, aber nicht unbedingt verantwortlich. Einer der tieferen Gründe, weshalb ich mich entschlossen habe, die politische Bühne Israels zu verlassen, war das zunehmende Gefühl, dass Israel zu einem Reich ohne Prophezeiung geworden ist. Oberflächlich betrachtet, funktioniert alles: Es werden Entscheidungen getroffen, Massnahmen ergriffen. Aber in welche Richtung gehen wir? Niemand weiss es. Die müden Ruderer mühen sich im Rumpf des Schiffes, bleiben aber im Dunkeln. Die mittlere Führungsebene sieht zu den Kapitänen auf, die nicht über die nächsten Wellen hinausschauen, die heranrollen, sich auftürmen, brechen und verebben. Da selbst die Wache schon vor langer Zeit aus dem Krähenest heruntergeklettert ist, habe wir niemanden, der

unermüdlich Ausschau nach dem nächsten israelischen und jüdischen Kontinent hält.

Ich habe dieses Buch geschrieben, um Herzen, Mund und Augen für eine neue Vision zu öffnen. Ich habe mich bemüht, unsere Malaisen und Gebrechen anzusprechen und vorläufige Anhaltspunkte zu geben für eine Heilung und Genesung auf dem Weg zu einer neuen nationalen und globalen Vision für das jüdische Volk. Viele haben meine Äusserungen bereits mit grosser Zuneigung aufgenommen. Sie haben das Buch gelesen, mir Briefe geschrieben, mich auf der Strasse umarmt. Andere, weitaus mehr, haben sich lautstark mit Einwänden zu Wort gemeldet: protestierend, wütend, stürmisch und aggressiv.

Einige Tage nach Erscheinen dieses Buchs in Israel stand ich in einer Warteschlange an der Strasse. Von jenseits des roten Absperrseils trat ein alter Mann an mich heran und sagte mit finsterner Miene: «Burg, ich bin sehr wütend auf Sie!»

«Warum», fragte ich.

«Über das, was Sie geschrieben haben.»

«Was habe ich denn geschrieben?»

«Sie haben gegen den Holocaust geschrieben.»

«Und Sie», fragte ich ihn, «würden *Sie für* den Holocaust schreiben?»

Unser Gespräch endete in Schweigen. Er ging seiner Wege, ich meiner, und die Frage blieb unbeantwortet und ungelöst. Was diesen ehrlichen Mann wütend machte, erlaubte mir einen Einblick in sein Denken und das vieler anderer. Ich hatte Israel einen Spiegel und harte Wahrheiten vorgehalten. Ich war nicht immer behutsam vorgegangen. Zuweilen fehlte mir das Mitgefühl, das wichtig ist, um schmerzliche Botschaften schonend zu verpacken. Unter uns gibt es viele Jammerer, und ich habe ihnen nicht die Tränen abgewischt. Meine Stimme war laut und dissonant, weil Lärm und Unruhe uns zu lange daran gehindert haben, zu hören.

So erkläre ich mir die heftige öffentliche Debatte, die unmittelbar nach Erscheinen meiner Überlegungen ausbrach.

Mein Buch ist ein Zeugnis der Gebrechen Israels und eine Reaktion auf seinen Hilferuf. Heutzutage hat Israel keinen Führer der Unschlüssigen;

Werte sind verwischt, gegenseitige Unterstützung bröckelt und wird löcherig, der diplomatische Weg zum Frieden ist blockiert und düster. Von ausen dräuen Iran, Gaza und die Realitäten der Demografie und Bevölkerungsentwicklung, und eine öffentliche Debatte über die Zukunft unseres geplagten Staates findet kaum statt. Das politische System ist überfordert und hält sich aus der bohrenden Diskussion über grundlegende Fragen unseres Lebens und aus der Suche nach neuen Antworten heraus.

Aus diesem Grund habe ich dieses Buch geschrieben.

Immer wieder hat man mich gefragt, was mein Vater, Schlomo Josef Burg, dazu gesagt hätte. Mein geliebter Vater war völlig anders als das Bild, das Menschen sich in ihren Herzen und Erinnerungen von ihm gemacht haben. Ich hege keinerlei Zweifel, dass er mit dem meisten, was ich sage, einverstanden wäre. In Punkten, in denen wir unterschiedlicher Meinung wären (besonders was sein Eintreten für den religiösen Charakter des Staates angeht), würde er mit mir wie ein Jude diskutieren, nicht wie ein Israeli. Der Israeli würde die Hand wie zum Schlag heben und zischen: «Wofür hältst du dich eigentlich?», und sobald er mich (durch sein persönliches Veto) disqualifiziert hätte, würde er sich von meinen Fragen nicht mehr betroffen fühlen. Der talmudische Jude würde dagegen zu verstehen versuchen: «Worum geht es dir hier eigentlich?» Er würde mir auf den Grund meiner Argumentation folgen und sich entscheiden, ob er meine Vorschläge annimmt und seine Meinung ändert, oder ob er zu seinem Standpunkt zurückkehrt. Aber immer würde er die Gegenposition intakt, dokumentiert lassen und respektieren in dem Wissen, dass die Oppositionsmeinung von heute vielleicht zur Mehrheitsmeinung von morgen wird.

Bis dahin würde ich meinem Vater, dem Protagonisten dieses Buches, sagen: Es ist Raum für Hoffnung. Die Leute fragen, argumentieren, suchen Antworten. Und ich suche mit ihnen nach der Lösung für die gegenwärtige israelische Frustration. Auf diese Weise werden wir Hitler wirklich besiegen.

Im September 2008 feierte meine Tochter Roni ihre Hochzeit. Es machte mich sehr glücklich. Sie heiratete als erstes meiner Kinder und feierte zu

Hause in einem kleinen, intimen Kreis geliebter Freunde und Familienmitglieder. Sie und ihr Partner, Ariel, baten mich, ihnen den Segen zu geben. Gemeinsam gingen wir auf den Hügel hinter unserem Haus in einem kleinen Dorf; wir stellten eine *Chuppa*, ein Trauungszelt, auf den Bergen Judahs am Rande Jerusalems auf¹ und feierten ausgelassen. Am Tag nach der Hochzeit flogen wir drei, Roni, Ariel und ich, nach Berlin, um gemeinsam am Berlin-Marathon teilzunehmen. Es war nicht mein erster Besuch in Berlin. Ich war schon oft dort gewesen, bei Zwischenaufenthalten auf Fernreisen, als Knessetabgeordneter und Amtsinhaber, als Knessetsprecher, der Israel bei der Rückkehr des Bundestages von Bonn nach Berlin vertrat, als Israeli, als ich mit meinem Jüngsten den Spuren meines Vaters und seiner längst untergegangenen Welt folgte. Aber noch nie zuvor hatte ich Berlin so besucht, für mein geliebtes Hobby, das Laufen, zusammen mit meinen Lieben, frei von Terminen und Protokollpflichten, ohne jeden emotionalen Ballast. Zumindest dachte ich das.

Aber während der gesamten 42 Kilometer dieses Marathons weinte ich. Auf einem Teilstück weinte ich aus Kummer. Hier ist die Oranienburger Strasse, wo mein Vater in seiner Jugend manchmal betete. Und hier, hinter dem Tiergarten, geht es zur Grenadierstrasse, wo er meist sein Essen einkaufte, und gleich da drüben, ja, das war das Hauptquartier der Gestapo. Und jetzt kommen wir ganz nah an Alfred Döblins Alexanderplatz vorbei. Und die letzten Kilometer, oje, die letzten Kilometer. Potsdamer Platz, Unter den Linden, wo Albert Speers Stil noch zu erkennen ist, und das Brandenburger Tor. Auch damals standen hier Tausende und jubelten, aber nicht meinewegen. Auch sie feierten die Macht und Vitalität des menschlichen Körpers und der Natur, aber ohne mich. Doch jetzt ist meine Zeit, und ich spüre im ganzen Körper und aus tiefster Seele, dass hier etwas völlig anderes zum Vorschein kommt. Jeder Winkel der Stadt sprach zu mir, hallte wider und spiegelte eine Vergangenheit wider, der zu begegnen ich nie eine Chance hatte. Ich lief, weinte um meinen Vater und über die Geschichte, die beide fort waren und nie wiederkommen würden.

Auf dem zweiten Drittel des Marathons weinte ich wegen des schwierigen Laufs. Als ein Kilometer zum nächsten kam, schrien meine Muskeln

vor Schmerz, und mein Alter schloss sich mit seinem eigenen Protest an.

Und auf dem letzten Drittel weinte ich vor Glück. Ich habe das Glück, in der erstaunlichsten jüdischen Generation aller Zeiten zu leben. Noch nie zuvor waren Juden in einer solchen Lage. Juden, die laufen? Einen Marathon? Juden, die einen Marathon als Gleiche unter anderen laufen? Als Sportler und Sportlerinnen, nicht als Flüchtlinge, und nichts unterscheidet uns von den dänischen, holländischen, deutschen, englischen und allen anderen Läufern. Wir sind wahrhaftig gleich, wir alle. Jeder nach seinen Fähigkeiten und seinem Willen. Wo ist mein Vater? Wieso ist er nicht hier und wartet am Rand der Wege im Tiergarten auf mich, um mich strahlen zu sehen, glücklich und voller Zuversicht in das Glück meiner Kinder? Du hattest Recht, Vater, es gibt ein anderes Deutschland. Aber du hast nicht gewusst, dass es auch ein anderes Israel gibt.

Mein ganzes Leben ist ein einziges Rennen, ein endloser Marathon. Ich bin Spross einer uralten Geschichte, und mein Blick ist ständig der Ewigkeit zugewandt. Zwischendurch versuche ich, ein paar Momente der Realität und des aktuellen Lebens einzufangen und zu verstehen. Ich versuche, die Bedeutung von Ereignissen zu entschlüsseln. Jetzt laufe ich auf dem jüdisch-deutschen Weg, der wirklich kompliziert und komplex ist. Hier liegt so viel Potenzial, und ihn säumen enorme Enttäuschungen und unzählige Opfer. Ich gehöre nicht zu jenen, die glauben, im Holocaust hätten Bestien Heilige ermordet. Es war wahrhaftig ein unnötig furchtbarer Krieg, gepaart mit grausamer Vernichtung von Menschen, ohne Grund und ohne Ende. Es waren Menschen, die Menschen ermordeten. Die Mörder waren deutsche Menschen, und es ist unmöglich, sie aus ihrer Verantwortung zu entlassen und als verrückte, verantwortungslose Hunde zu etikettieren. Und die Opfer – Juden, Sinti und Roma, Homosexuelle, Behinderte – waren ebenfalls Menschen und müssen als solche in Erinnerung bleiben. Solche Dinge passieren, wo Gleichheit fehlt, wo Unrecht seinen Kopf hebt, wo es keine echte, ernsthafte Verpflichtung auf die Menschenwürde gibt. Und es passiert folgendermassen: Der abscheulich Überhebliche wird immer wieder

dazu gedrängt, seine Überlegenheit durch üble Gewalt und Vernichtung derer, die er als minderwertig und niedrig sieht, zu beweisen. Das ist uns Juden in Deutschland passiert und kann irgendwo und irgendwie in jedem Land passieren.

Jahre sind vergangen. Die Menschen, die diese Zeit aus eigenem Erleben kennen, werden immer weniger. Ehe wir es uns versehen, werden wir vor der ersten Generation stehen, die keine Augenzeugen jener Zeit mehr kennt. Weder Deutsche noch Juden, weder Täter noch Opfer. Meine Kinder werden zur ersten Generation der Erinnerung gehören. Für sie wird sich der Holocaust nicht mehr mit persönlichen Erfahrungen verbinden, sondern nur ein Ereignis in den riesigen Archiven der Geschichte sein. Starke Kräfte ringen derzeit um die Ausprägung der Erinnerung. Die Verleugnung hat bereits ihr Unterwanderungswerk begonnen, noch bevor die Generation der Überlebenden ihren letzten Weg angetreten hat. Das Gedenken ist in zwei Lager gespalten, unseres und ihres. Sie rasieren sich wieder die Köpfe, tätowieren sich Hakenkreuze ein und marschieren zu Tausenden in ganz Europa. Es gibt Neonazis und fremdenfeindliche Kräfte, die das wiederherstellen wollen, was sie als glorreiche Vergangenheit sehen, und es wird sie auch weiter geben. Beide Seiten wollen den Hass wieder schüren, den sie romantisch verklären. Ja, paradoxerweise gibt es unter uns auch einige, die eine Realität schaffen möchten, in der der Holocaust nie zu existieren aufhört.

Vor vielen Jahren suchten mich in einem meiner öffentlichen Ämter einige junge Israelis auf. «Wir haben ein Projekt von höchster historischer und nationaler Bedeutung», erklärten sie mir. «Wir möchten es Ihnen gern vorstellen und Sie bitten, die Leitung zu übernehmen, falls Sie davon überzeugt sind.»

«Wie sieht Ihre Idee aus?», erkundigte ich mich neugierig.

«Sechs Millionen Juden wurden im Holocaust ermordet, richtig?»

«Richtig.»

«Und heute leben in Israel sechs Millionen Juden, stimmt's?» «Ebenfalls richtig», sagte ich.

«Und Israel ist der wahre Erbe des jüdischen Lebens, das vernichtet wurde, stimmt's?»

Ich antwortete nicht.

«Daher finden wir, jeder Israeli sollte ein Opfer ‚adoptieren‘ und sich die Nummer des Opfers auf die Hand tätowieren lassen, und wenn dieser Israeli stirbt, ‚erbt‘ ein jüngerer Israeli, vielleicht eines seiner Kinder, diese Nummer. Sehen Sie, auf diese Weise werden sie niemals sterben, sie werden für immer weiterleben, und die Erinnerung an die Märtyrer wird nicht vernachlässigt.»

Und ich? Ich suche nach einem anderen Weg. Ich suche eine Möglichkeit, die nicht in der Vergangenheit verhaftet bleibt und deren Trauma immer wieder aufleben lässt, ohne jede Hoffnung, je von «drüben» befreit zu werden. Gleichzeitig suche ich einen Weg, der keine teilnahmslose, gleichgültige, harte Zukunftsorientierung hat und jegliche Erinnerung an die Vergangenheit aufgibt, als sei nichts geschehen. Ich bemühe mich, für mich und für uns alle einen Weg zu finden, der die Erinnerung bewahrt, aber in der Gegenwart lebt. Eine Spirale des Fortschritts und Gedenkens, eine Synthese aus Kreis und Linie, aus Veränderung und Kontinuität.

Ich suche nach einem Weg, der mich von der blossen Erinnerung zu den Lehren führt, die daraus gezogen werden, vom Trauma zu neuem Vertrauen in mich und alle Menschen. Von meiner persönlichen Geschichte zum Universellen, das für alle Völker und Nationen gilt. Diesen Weg versuche ich in diesem Buch aufzuzeigen. Zudem stellt es für mich einen Versuch dar, mich mit meinen Eltern auseinanderzusetzen, die nicht mehr da sind, um mir den Weg zu weisen. Immer wieder habe ich über die Szenen meines Lebens nachgedacht und versucht, manches zu verstehen – und ich versuche es weiter.

In Israel liefen viele Sturm gegen dieses Buch und seinen Autor. Es ist nicht immer einfach, aber für mich ist Polemik wie eine frische Brise, die die Lebensgeister weckt. Ich bin überzeugt, dass die Welt aus Disput erwächst. Denn wenn ich mit der Meinung der anderen und sie mit meiner völlig übereinstimmen und wir alle im Grossen und Ganzen in allem einig sind, wird alles vergehen und sterben. Wenn wir aber in einer bestimmten Frage unterschiedlicher Ansicht sind und durch diese Differenzen die Wahrheit schärfer herausarbeiten, entstehen vielleicht neue Ideen. Vieles ist für viele verschiedene Leser schmerzlich. Vor allem aber war es für Is-

raelis schwierig, sich ihrem Spiegelbild zu stellen. «Wie kannst du es wagen, uns mit Deutschland zu vergleichen? Ausgerechnet du müsstest das doch wissen...»

Niemand hätte vorsichtiger als ich vorgehen können, als ich Israel heute mit dem Deutschland zwischen der Reichsgründung und dem Ende der Weimarer Republik verglich und gerade *nicht* mit der finsternen, schrecklichen Zeit des Naziregimes. Was die Öffentlichkeit derart aufbrachte, war der blosse Vergleich zwischen etwas Israelischem und etwas Deutschem. Und allein schon aus dem Akt des Vergleichens erwächst eine Antwort auf die Beschwerde «Warum ausgerechnet ein Vergleich mit Deutschland?» Die Rolle einer Analogie in einer Diskussion ist zwangsläufig problematisch. Selbst die geringste Disharmonie zwischen den beiden Seiten der Analogie lenkt in der Regel die gesamte Aufmerksamkeit auf die nicht übereinstimmenden, unterschiedlichen Elemente statt auf das Wesentliche. Dennoch ist es notwendig, dass wir ab und an einen Blick in den Spiegel werfen, auch wenn das Spiegelbild nicht das Schönste sein mag.

Die Kapitel über den Vergleich zwischen uns und Deutschland haben mich viele schlaflose Nächte des Ringens und viele Tage der Polemik gekostet. Ich habe viel nachgedacht, allein und mit Freunden, welche historische Analogie der Situation im heutigen Israel am ehesten entspricht. Ich dachte daran, unsere Realität mit der Invasion weisser Siedler in Nordamerika zu vergleichen. «Pioniere», Flüchtlinge, Einwanderer und religiöse Reformer brachten letztlich grosses Elend und rotteten die Ureinwohner aus. Das trifft jedoch nicht den Kern meiner Argumentation. Später dachte ich ausgiebig über die Geschichte des französischen Engagements in Nordafrika nach, vor allem in Algerien. Es ist eine Geschichte schmerzlicher Besatzung und tragischen Rückzugs, die Ähnlichkeit mit dem israelisch-palästinensischen Konflikt hat, aber auch das traf nicht den Kern meines Projekts. Ich träume von Frieden und bin bereit, dafür einen hohen Preis zu zahlen, und ich wünsche mir aufrichtig, dass mein Land aufhört, gegen sämtliche Werte zu verstossen, für die wir in der Vergangenheit als verfolgte Minderheit eingetreten sind. Vermutlich werde ich über dieses Thema mehr als ein Buch schreiben müssen, aber das wird Thema eines anderen, nicht dieses Buches sein.

Schliesslich blieb Deutschland übrig. Es ist eine Tatsache, dass die beiden für das zeitgenössische Judentum entscheidendsten, prägendsten Texte auf Deutsch geschrieben wurden: Hitlers *Mein Kampf* und Herzls *Altneuland*. Was geschah dort in der öffentlichen Sphäre Deutschlands jener Zeit, das zur Entstehung dieser beiden Prophezeiungen beitrug, einer, die in den Untergang führte, und einer anderen, die wie eine Erleuchtung wirkte?

In Deutschland, wie ich es von zu Hause, aus unendlich vielen Büchern und Beobachtungen kenne, herrschte ein unglaubliches Wettrennen zwischen zwei entgegengesetzten und äusserst unterschiedlichen geistigen Strömungen. Die eine liess einen tristen Wind kollektiver Schmach, Wut und Verzweiflung wehen. Es war ein Geist, der sich aus einem nationalen Trauma nährte, aus der Demütigung, die die Siegermächte des Ersten Weltkriegs Deutschland zugefügt hatten, aus einem Land, dem es nicht gelungen war, erfolgreich aus dem grossen imperialistischen Wettstreit in Europa hervorzugehen. So wurde Deutschland zur am tiefsten verletzten und gedemütigten Nation Europas. Es war ein traumatisiertes Deutschland. Gleichzeitig wehte in Deutschland ein Wind der Gleichheit, Freiheit, Kreativität, Brüderlichkeit und des originellen Denkens. Es herrschte ein Wettstreit zwischen Optimismus und Pessimismus, zwischen Schmach und Hoffnung, und letztlich gewann die Schmach die Oberhand und das nationale Trauma besiegte den Wind der Hoffnung, des Fortschritts und des Humanismus.

Ein solcher Wettstreit zwischen einem blutigen nationalen Trauma und einem neuen Geist jüdischer Hoffnung und israelischer Spiritualität findet gegenwärtig in Israel statt. Der Ausgang dieses Rennens ist noch nicht entschieden. Manchmal liegt das Trauma in Führung, manchmal trägt die Hoffnung die Fackel. Dieses Buch soll als Warnschild am Wegrand dieser Nation dienen: Achtung, gerade ihr kennt die grauenvollen Konsequenzen, die es haben kann, wenn das Trauma einen finsternen Sieg erringt.

Ich brauchte eine ganze Weile, wieder nach Deutschland zu kommen. Ich war, wie gesagt, oft hier, aber es war kein einziges Mal einfach. Das erste Mal kam ich, nachdem ich die Oberschule abgeschlossen hatte.

Meine Eltern waren der Ansicht, ich solle vor dem Militärdienst meinen Horizont erweitern, also flog ich zu den Olympischen Spielen 1972 nach München. Dieser Besuch wurde auf eine Weise brutal abgekürzt, die für mich unvergessliche Symbolkraft besass. Jahre später leitete ich eine parlamentarische Delegation nach Berlin. Wir starteten am frühen Morgen, und als wir landeten, war ich krank, schwach und hatte Fieber. Noch am Abend desselben Tages flog ich mit derselben Maschine zurück, und als wir in Israel landeten, war ich wieder gesund. Das war mein zweiter erfolgloser Versuch, nach Deutschland zu kommen.

Als ich diese Reise antrat, fiel mir ein Rat ein, den mir der alte deutsche Puppenspieler und Kunstpädagoge Harro Siegel einmal in Göttingen gab. «Haben Sie Kinder?», fragte er mich. «Ja», antwortete ich. «Sprechen Sie nie im Stehen mit ihnen, bis sie genauso gross sind wie Sie. Man darf nie mit Menschen von oben herab sprechen, weder mit Kindern noch mit anderen. Beugen Sie sich hinunter, schauen Sie ihnen in die Augen. So können Sie sie besser verstehen und umgekehrt.» Auf diese Weise habe ich mein Buch geschrieben: gebeugt, weil ich das Gefühl hatte, mich unter seiner immensen Last nicht aufrichten zu können. Ich habe mich nach Kräften bemüht, den Menschen in die Augen zu sehen, auch wenn ich nicht immer richtig verstanden wurde. Hätte ich Siegels Rat nicht beherzigt, hätten mich vermutlich weitaus weniger Menschen verstanden. Schliesslich schrieb ich alles auf, was mir auf dem Herzen lag, und ohne den Druck dieser schweren Bürde kann ich mich wieder aufrichten. Ich habe das Gefühl, dass meine innere Wahrheit mich wieder stützt.

Auch Deutschland brauchte einige Zeit, zu mir vorzudringen. Ich bemerkte Zögern und Angst in den Blicken von Interviewern, Freunden und anderen. «Es ist schwierig für uns, Herr Burg», gaben sie zu. Nur sehr wenige von ihnen schafften es, mich zum Ziel meiner Reise zu begleiten. Dort schlage ich einen gemeinsamen Weg für Juden und Deutsche vor, für die Kinder der Opfer und der Täter. Ich schlage vor, dass wir gemeinsam überall hingehen, wo noch immer Menschen auf dem Altar der Grausamkeit geopfert werden; dass wir unsere Stimme erheben und sagen: «Nie wieder, niemand, nicht nur keine Juden. Nie wieder Mord und Vernichtung von Menschen.» Das ist die universelle

20 Hitler besiegen

Lehre aus der tragischen Beziehung zwischen Juden und Deutschland, die wir aus «unserem Holocaust» ziehen wollen für eine bessere Welt für alle Menschen, für alle, die nach Gottes Ebenbild geschaffen wurden.

Zum Gedenken an sie.

Kapitel 1

Meine Wurzeln

Ich wurde im Januar 1955 sozusagen in Deutschland geboren: in Rehavia, dem «Kleindeutschland» Jerusalems. Dieses Viertel meiner Kindheit war literarisch geprägt und barg die Verheissung auf Wohlstand. Die Strassen trugen die Namen von Moshe Ben Maimon, Maimonides, Avraham Ibn Ezra und Shlomo Ibn Gvirol, den Gelehrten und Dichtern des Goldenen Iberischen Zeitalters. Der Glanz dieser mittelalterlichen Epoche blühte ein halbes Jahrtausend später in der deutschen Moderne mit Moses Mendelssohn, Heinrich Heine, Walter Benjamin, Franz Rosenzweig und der wunderbaren Dichterin Else Lasker-Schüler wieder auf. Diese grossartige, aber allmählich sterbende deutsch-jüdische Tradition hatte in Rehavia ein letztes Refugium gefunden. Damals gab es nirgends sonst in Israel oder anderswo einen Ort, an dem Gebäude sich nach aussen in moderner Bauhausarchitektur präsentierten und in ihrem Inneren ganze Bibliotheken mit dicken deutschen Büchern in Ledereinband bargen.

Als Junge begegnete ich auf der Strasse oft Martin Buber. Ich dachte immer, jede Strasse hätte ihren eigenen Martin Buber. Und ich war überzeugt, dass der Nobelpreisträger S. Y. Agnon nicht nur uns, sondern jeden im Viertel zu Hause besuchte. Als Akiva Ernst Simon mich als Kind einmal grüsste, glaubte ich, jeder hätte einen Professor Simon, der ihn grüsste. Selbst der hagere Schornsteinfeger Arnheim, der mit seinen russgeschwärzten Besen auf einem knatternden Sachs-Motorroller herumfuhr, stellte eine Verbindung zu Deutschland dar. Davon gab es viele: Die Schocken-Bibli-

othek befand sich gleich auf der anderen Strassenseite, und in meiner Kindheit nannten alle die Rehov Ben Maimon stolz mit dem deutschen Wort Ben-Maimon-Strasse. Damals lebten in Rehavia Richter und hohe Beamte.

Erst wesentlich später wurde mir allmählich klar, dass ich als Kind in Wirklichkeit die letzten Reste vergänglicher Pracht erlebt hatte. Ich sah sie nur im Untergang, nie in ihrem Glanz. Die deutsch-jüdischen Einwanderer waren grossartig. Sie bauten Fabriken und Stadtviertel, legten den Grundstein zur Hebrew University, unterstützten deren Forschung und bereicherten die kulturelle Landschaft. Doch dann wandte Israel sich von ihnen ab, und da sie kultiviert und gebildet waren, drängten sie sich nicht in den Vordergrund. Obwohl heute die Erinnerung an sie nahezu verblasst ist und das moderne Israel sich von ihren Träumen und meinen naiven Kindheitserwartungen unterscheidet, möchte ich an ihnen festhalten und ihr Verschwinden für einige Zeit hinauszögern. Ich möchte nicht nur sie begreifen, sondern mich und uns als Volk.

Lange lebte ich ein israelisches Leben: behütete Kindheit, Jugendbewegung, Schule, Militärdienst, Studium, öffentlicher Dienst. Ich war durch und durch Israeli, ein streng koscherer *Sabra* (ein gebürtiger israelischer Jude). Erst später ging mir auf, welches Wunder meine Eltern vollbracht hatten. Sie liessen nicht zu, dass Tragödien und Traumata unser Leben beherrschten. Gleichzeitig gelang es ihnen, uns viele Werte einer Welt zu vermitteln, die mittlerweile für immer untergegangen ist.

Meine Mutter hatte das Hebron-Massaker des Jahres 1929 überlebt. Mein Vater war ein staatenloser Flüchtling, ein gebürtiger Deutscher, der in seiner neuen Heimat Israel nichts von seiner gravitätischen Haltung und seinem starken Akzent verlor. Sie taten, was sie konnten, um mir und meinen Geschwistern ein glückliches Leben zu gewährleisten. Ihre Geheimsprache untereinander war das Deutsch Heines, nicht das Holocaust-Deutsch der Überlebenden. Bei meinen Eltern gab es die feste Redewendung, manches mache man einfach so, wie man es «früher in Sachsen» gehalten habe. Von den lautstarken Demonstrationen in Jerusalem gegen deutsche Reparationen und diplomatische Beziehungen zu Deutschland oder auch vom Eichmann-Prozess, über den viel berichtet wurde, drang,

wenn überhaupt, nur wenig bis zu uns nach Hause vor. Ich kann mich nicht erinnern, dass über diese Dinge je gesprochen wurde. Die Shoah-Industrie, die sich später in Israel entwickelte, war mir fremd. Ich bin kein Psychologe und weiss nicht, ob meine Eltern die Gräueltaten, die sie in ihrer Jugend erlebt, die Schrecken, die ihre glückliche Kindheit ausgelöscht hatten, erfolgreich verdrängten. Vielleicht bauten sie sich eine eigene Realität auf und schufen eine neue Welt. Jedenfalls war ich als Kind weder emotional noch praktisch je einer «Shoahisierung» ausgesetzt, obwohl diese kulturelle Bewegung uns Israelis zur zweiten Natur geworden ist.

Nachdem ich mein erstes Buch, *God Is Back*, geschrieben hatte, blieb in mir das Gefühl eines schweren Verlustes. Obwohl ich mich bemüht hatte, die Grundlagen meiner Identität zu beschreiben, fehlte in meinem Buch weitgehend der religiöse Aspekt von Weltkonflikten. Eine weitere tragende Säule der modernen jüdischen Identität ist die Shoah. Mir wurde klar, dass ich mich in meinem Buch auf das konzentriert hatte, was mir am wichtigsten erschien, aber eine der grössten Malaisen Israels ignoriert hatte. Ich hatte versucht, die gesunde Mentalität meiner Familie einem Land überzustülpen, das sich von meiner natürlichen Umgebung grundlegend unterscheidet. Für viele war und ist die Shoah eine unheilbare Wunde und wird es immer bleiben. Für andere bildet die Shoah den Kern ihrer Identität. Für uns alle ist die Shoah, wohin wir auch gehen, eine gegenwärtige, greifbare Erfahrung. Nach dem Erscheinen von *God Is Back* versuchte ich monatelang, meinen Platz in einer anderen Realität zu finden, die schlagartig in mein Leben eingebrochen war. Es war, als ob meine Kindheit rückwirkend plötzlich in einem neuen Licht erschien. Die Welt meines Vaters, der inzwischen in hohem Alter gestorben war, veränderte sich vor meinen Augen.

Die Redaktion der Tageszeitung *Haaretz* bat mich 2003, für ihre Buchbeilage etwas über Rubik Rosenthals Memoiren *22 Flowers Street* zu schreiben, die Geschichte der Familie Rosenthal, die mit traumatischen Ereignissen in Deutschland begann und mit schmerzlichen Verlusten in Israels Kriegen weiterging. Tagelang war ich nicht in der Lage, ein Wort zu Papier zu bringen. Der Redakteur wurde ungeduldig, aber meine Hand sträubte sich. Rosenthal rief mich persönlich an, aber ohne Erfolg. Erst als

ich zwei gute Freunde traf, änderte sich etwas. Er ist der Sohn deutscher Eltern, die in den 1930er Jahren nach Israel eingewandert waren, und wurde in einem Kibbuz geboren. Sie ist eine fest verwurzelte *Sabra*, Tochter eines berühmten Militärs, während ich der Sohn des deutschen und israelischen Zionismus bin. Wir drei sassen zusammen, drei Israelis aus verschiedenen, fernen Welten.

«Unsere Väter haben uns nie geküsst», stellten wir alle drei fest.

«Warum nicht? Wegen der Shoah?»

«Nein.» Wir mussten lachen. «Weil sie aus Deutschland waren.»

Und plötzlich löste sich der Knoten, und ich konnte schreiben. Alle Väter, alle Familien sind unterschiedlich. Mein Vater war warmherzig und von unerschöpflicher Liebe, aber etwas von der deutschen Tradition bildete bei uns allen die Grundlage unseres Lebens, und seitdem sehnen wir uns nach jener ungewöhnlichen Kultur, die für immer zerstört wurde. Deutschland beging Selbstmord – tötete sich und uns –, und erhebliche Teile unserer jüdischen Identität starben im Rauch zusammen mit den kulturellen Vorbildern, an die wir uns halten konnten und sollten.

Meine Flasche öffnete sich und heraus kamen viele gute und böse Geister.

Ich arbeitete zwei Jahre lang an diesem Buch, schrieb und strich, und strich manchmal schon, bevor ich schrieb. Wenn man etwas so Schmerzliches berührt, muss man vorsichtig sein. Einerseits wollte ich denen, die gelitten hatten, nicht noch mehr wehtun. Andererseits wusste ich genau, dass ich mich nicht verstellen durfte. Wenn man sich mit solchen Dingen befasst, muss man genauestens die inneren Wahrheiten wiedergeben. In monatelanger mühsamer Arbeit trennte ich zwischen der Würde der Opfer und meinen eigenen inneren Wahrheiten. Letzten Endes liess ich viele Fragen unbehandelt, deren Zeit noch nicht gekommen ist. Ich frage mich, ob sie jemals kommen wird. Unsere Weisen sagten: «Wie es einem Menschen geboten ist, etwas zu sagen, wenn man dem gehorcht, ebenso ist es geboten, nicht zu sagen, wenn man dem nicht gehorcht.»?

Als ich anfang, dieses Buch zu schreiben, gab ich ihm den Titel *Hitler hat gewonnen*. Nach meinem damaligen Eindruck waren die Wunden und Narben so tief, dass die moderne jüdische Nation keine Chance auf Heilung hatte. Das Trauma der Shoah erschien mir als unheilbare Krankheit. Ich war wütend, dass wir weiter die Chance auf ein normales Leben nicht nutzten und das Leben hier in Israel so hart war, was auch für kommende Generationen unser Schicksal zu sein schien. Eben wegen der Verzweiflung, die mich erfasste, kämpfte ich gegen die Woge der Abgestumpftheit an. Und dann geschah ein Wunder: Während des Schreibens nahmen diese Fragen eine neue Dimension an. Aus der Asche und dem Rauch erwuchs vorsichtiger Optimismus. Und nach der jüdischen Sitte, einem Kranken einen neuen Namen zu geben, um seine Heilung zu erleichtern, änderte ich den hebräischen Buchtitel in *Hitler besiegen*. Es ist immer noch möglich; es besteht nach wie vor eine Chance. Wir müssen gewinnen, uns bleibt gar nichts anderes übrig, wenn wir nicht aufhören wollen zu leben. Ich habe allein einen weiten Weg zurückgelegt, aber schon jetzt bin ich optimistisch. Wir werden es schaffen.

Meine Mutter starb einige Tage vor Erscheinen dieses Buches in Israel. Aber vorher eröffnete sie mir die Chance, Optimismus zu finden. Wir feierten ihren letzten Geburtstag zusammen, ihre Kinder, Enkel, Urenkel und deren Ehepartner. Es war ein fröhliches Fest. Auf dem Heimweg war ich im Wagen allein mit ihr und fuhr langsam durch die Jerusalemer Strassen.

«Avraham, Gott muss mich wohl sehr lieben», sagte sie strahlend vor Glück.

Das hatte ich sie im Laufe der Jahre mehr als einmal sagen hören. Nun nutzte ich den ungestörten Moment zu einer Frage, die ich ihr bis dahin nicht zu stellen gewagt hatte. «Mama, wie kannst du so etwas sagen? Mit sieben Jahren hast du deine Mutter verloren. Als du acht Jahre alt warst, wurde die Hälfte deiner Familie in Hebron ermordet. Als du 14 warst, starb dein Vater an gebrochenem Herzen, und vor einigen Jahren hast du deine älteste Tochter Tzviya verloren.»

«Stimmt», antwortete sie nach kurzem Nachdenken. «Aber mein Leben lang war ich von Liebe umgeben.» Dann fügte sie hinzu: «Alle haben mich geliebt.»

In den folgenden Tagen ging mir die Macht der Liebe, die meine Mutter gerettet hatte, noch lange durch den Kopf. Kurz darauf unterhielten wir uns über die Tagesnachrichten. Die israelische Luftwaffe bombardierte und tötete Unschuldige auf den Stränden und Strassen in Gaza und in libanesischen Dörfern und Städten. Ein Enkel meiner Mutter flog als Luftwaffenpilot eine Transportmaschine.

«Ich bin ja so froh, dass er kein Kampfflieger ist», sagte meine Mutter.

«Wieso?», fragte ich überrascht.

«Würde ich etwa wollen, dass mein Enkel Bomben auf unschuldige Menschen abwirft?»

Der Mut der Liebe, den sie ausstrahlte, machte mich sprachlos. Da sie in Hebron 1929 ihre Kindheit verloren hatte, hätte sie es sich durchaus leisten können, ein bisschen weniger tolerant zu sein und vielleicht sogar eine gewisse Schadenfreude über das Leid «der Araber» als Feinde Israels zu empfinden, wo immer sie auch leben mochten. Aber die Liebe, die sie umgeben hatte, war offenbar auch in sie eingedrungen. Für mich verkörperte sie den Inbegriff der jüdischen Heldin. Denn wer ist nach jüdischer Tradition ein wahrer Held? «Einer, der aus seinem Feind einen lieben, geliebten Freund macht.» Wenn meine Mutter ihr persönliches Inferno mit schierer Liebe und Hoffnung überwinden konnte, dann haben wir alle eine positive Zukunft.

Wie meine Mutter, die mein Leben lang in meiner Nähe wohnte, waren auch Lucien und Janine, die wunderbaren Eltern meiner Frau Yael, *da* – sie als junge, verliebte Frau, die den Kampf unterstützte, er als mutiger Partisan der jüdischen Resistance in Frankreich. Als viele ihrer Freunde sich Mitte des vorigen Jahrhunderts der Rechten zuwandten und den Weg jüdischer Erlösung und des Separatismus einschlugen, wandten sie sich der Linken und den Ideen des Universalismus und Humanismus zu. Ihren gegenwärtigen Lebensabschnitt widmen sie der Aufgabe, das Gute zu zeigen, das in der Flut von Bösem in jenen Tagen durchschimmerte. Lucien befasst sich als Historiker mit dem jüdischen Widerstand in Frankreich und versucht Tag und Nacht, die «Gerechten unter den Völkern» ausfindig zu machen, um sie mit diesem israelischen Ehrentitel auszuzeichnen. Die Ge-

rechten sind jene Nichtjuden, die ihr Leben riskierten, um unsere verfolgten Brüder zu retten, und die somit das Bild Gottes bewahrten, nach dem die Menschheit erschaffen wurde. Der Geist meiner Schwiegereltern schwebt über jedem Abgrund, an den dieses Buch und meine Überlegungen mich geführt haben. Ohne sie hätte ich nicht gewusst, dass es einen alternativen, positiven Glauben an das Gute im Menschen gibt.

In diesem Buch geht es nicht um Geschichte. Ich bin kein Interpret der Vergangenheit, sondern lediglich Konsument der Nachrichten, die sie produziert. Mit der Vergangenheit befasse ich mich nur, um die Gegenwart zu verstehen. Es geht auch nicht um eine weitere Anklage gegen Hitler und seine Gefolgsleute. Nach meinem Urteil sind sie für immer schuldig. Es geht vielmehr um unsere Geschichte jenseits ihrer ungeheuren Verbrechen. Die Shoah und die Gräueltaten, die die Nazis an uns verübten, sind untrennbarer Teil der aktiven israelischen Gegenwart. Da ich die Gegenwart zugunsten einer besseren Zukunft für meine Kinder und ihre Freunde verändern will, bleibt mir nichts anderes übrig, als mich dem festgefahrenen Denken und Fühlen der Post-Shoah-Gegenwart zu stellen in dem Bemühen, sie zu begreifen, zu verändern und mich verändern zu lassen. Dieses Buch habe ich voller Ehrfurcht und Respekt geschrieben. Sollte ich jemanden verletzen, entschuldige ich mich dafür. Sollte die Wahrheit schmerzen, dann leide auch ich darunter.

Während dieses Buch entstand, beherrschte die Frage der atomaren Ausrüstung des Iran die Tagesordnung und sie tut es noch heute. Wie üblich gehen Politik und Geschichte Hand in Hand: Atombombe und Antisemitismus, Diktatur und Hass auf Israel. Präsident Mahmoud Ahmadinedschad arbeitet mit Nachdruck an seinem Atomprogramm und ruft gleichzeitig dazu auf, Israel von der Landkarte zu tilgen. Wiederholt sich die Geschichte? Steht eine zweite Shoah bevor? Noch haben wir darauf keine Antworten, aber die Panik ist wieder da. Was bedeutet das für mich? Soll ich meinen Optimismus, meinen Glauben an die Weltgemeinschaft, meine Hoffnung auf eine bessere Zukunft für meine Kinder aufgeben und durch die klassische jüdische Paranoia ersetzen? So reagieren viele, aber ich nicht. Ich verstehe das heutige Judentum anders. Dem jüdischen Volk unserer Zeit ist etwas Erstaunliches passiert, was unseren Vorfahren in unse-

rer leidvollen Geschichte nur wenige Male widerfahren ist. Die Welt hat sich verändert. Supermächte, die meisten christlichen Kirchen und ein beträchtlicher Teil der Weltbevölkerung schworen vor sechzig Jahren «Nie wieder», und dieses Mal meinten sie es ernst. Wir stehen einem grossen, bedrohlichen Feind nicht allein gegenüber. Die Veränderungen in den arabischen Staaten, islamistischer Fanatismus und seine Gefahren, die sich jahrelang gegen uns richteten, als wir noch auf uns allein gestellt waren, betreffen mittlerweile viele wohlgesinnte Nationen. Unser persönlicher Feind ist zum gemeinsamen Feind geworden, und ihm steht eine wachsende internationale Koalition gegenüber. Diese Welt ist eine völlig andere als die, die wir früher gekannt haben. Die Haltung der Welt und unsere eigenen Fähigkeiten geben Anlass zu Hoffnung und Vertrauen. Es ist eine Welt, auf die ich baue.

Die abschliessenden Arbeiten an diesem Buch erledigte ich während einer unglaublichen Reise, die ich mit meinem jüngsten Sohn Noam machte. Wir fuhren auf den Spuren meines verstorbenen Vaters durch Deutschland, eine weite Reise, die mich in die verborgensten Tiefen meines Ichs führte. Da unser Rückflug sich verzögerte, hatten wir, Vater und Sohn, unverhofft ein paar Stunden Zeit und gingen in den Berliner Zoo. Während Noam um die Habitate exotischer Tiere stolchte, sass ich da und schaute den gefangenen Affen zu. Alle sprangen lebhaft und verspielt von einem Ast zum anderen. Mit einer Hand hielten sie sich fest, streckten die andere nach dem nächsten Ast aus und hangelten sich weiter. Ein Affe sass allein abseits und mischte sich nicht unter die anderen. Ich erkundigte mich bei einem vorbeigehenden Tierpfleger, was das Tier habe. «Er ist anders», antwortete er. «Er kann nicht klettern, weil er Angst hat, den Ast loszulassen. Wenn man sich mit beiden Händen an einem Ast festhält, kann man nicht klettern. Das ist sein Schicksal. Er sitzt den ganzen Tag auf dem Boden wie ein Trauerner, der vom Leben um ihn herum isoliert ist.»

Ich dachte über den armen Affen nach, aber nicht nur über ihn. Ich fragte mich, ob das wohl eine Fabel sein mochte. Ging es nur um den Affen oder um uns? Seit jener Zeit in Deutschland klammern wir uns schmerzlich an das Wenige, was wir haben, und wollen nicht loslassen.

Wir sitzen auf dem Ast vergangener Trauer und schwingen uns nicht auf in die Höhen der Menschlichkeit, in die wir gehören.

Noam kam zurück und lenkte mich ab. Ich vergass, den Tierpfleger zu fragen, ob diese Krankheit heilbar sei. Wir kauften Eis und machten uns auf den Heimweg.

Kapitel 2

Der allgegenwärtige Holocaust

Die Shoah ist in meinem Leben ständig präsent wie ein Rauschen im Ohr. Obwohl ich von keinem ihrer Gräuere persönlich betroffen war, habe ich das Gefühl, dass diese dunkelste Periode der Menschheitsgeschichte allgegenwärtig ist, überall, und vieles an sie erinnert. Kinder bereiten sich auf die «Auschwitz-Fahrt» vor. Staatschefs feiern den 60. Jahrestag der Befreiung. Und während der zehnte Jahrestag der Shoah kaum begangen wurde und der 50. Jahrestag armselig verlief, hielt die Welt 2005 zum 60. Jahrestag unseres Todes mit einem Mal aufwändige Zeremonien mit Feuerwerk und hollywoodreifen Produktionen ab. Kein Tag vergeht, ohne dass in der einzigen Tageszeitung, die ich lese, *Haaretz*, etwas über die Shoah stünde. Dabei geht es um verschiedene Themen: Reparationen, Entschädigungen, Antisemitismus, eine neue Analyse, ein interessantes Buch, ein erhellendes Interview. Die Shoah ist wie das Ozonloch: nicht zu sehen, aber immer präsent, abstrakt, aber folgenschwer. Je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich mir, dass die Shoah zu einer theologischen Stütze der modernen jüdischen Identität geworden ist und eine der grössten Herausforderungen für das jüdische Volk in der Moderne darstellt.

Eines Tages kam meine Tochter aus ihrer Jerusalemer Schule nach Hause und sagte: «Heute hatten wir eine Vorbereitungsstunde für unsere ‚Polenfahrt‘.» Beim Abendessen erkundigte ich mich nach dieser Unterrichtsstunde. «Der Schulleiter sagte, dass wir alle Überlebende der Shoah sind», antwortete sie. Sie und ihre Freundinnen fuhren schliesslich nach Polen, wie es für viele israelische Teenager inzwischen üblich ist, und kehr-

ten als veränderte Israelis zurück. Nur mein jüngster Sohn, Noam, schloss sich diesem Trend nicht an. Ebenso wie ich möchte auch er seine israelische, jüdische und universelle Identität nicht auf dem schlimmsten Trauma der Menschheit aufbauen. Anstelle des Schweigens, das in meinem Elternhaus das Thema Shoah umgab, war nun deren Popularisierung getreten. So fehlte zwischen meinen Kindern und meinen Eltern ein Erinnerungsglied. Ich sehe dieses Buch als Gespräch zwischen meinem Vater, Josef Burg, einem gebürtigen Deutschen, der nie das Leben eines Überlebenden führte, und meinen Kindern, Sprösslingen eines unabhängigen, souveränen Staates Israel, die in der Schule lernten, dass «wir alle Shoah-Überlebende sind».

Seit Jahren führe ich ein Doppelleben. Meist ist es ein israelisches Leben, aber qualitativ spielt es sich zu einem erheblichen Teil im Ausland ab. Über viele Jahre pflegte ich Beziehungen und Kontakte, um das Verhältnis Israels zur internationalen Umgebung, den Staaten der Welt und den Diasporagemeinden zu erleichtern. In Israel spreche ich eine Sprache der Spannungen und Traumata, Konflikte und Konfrontation. Ausserhalb Israels benutze ich eine andere Sprache – die des Brückenbaus, der Verständigung, Vergebung und Konzessionen. In Israel lebe ich nach der talmudischen Selbstverteidigungsregel: «Steh früh auf, um zu töten, was aufsteht, um dich zu töten.» Sprich: «Entweder ich besiege dich und du stirbst, oder ich sterbe.» Im Ausland lernte ich das «win-win»-Konzept kennen: «Ich möchte gewinnen, aber nicht auf deine Kosten.» Es ist möglich, dass beide Parteien vom selben Ergebnis profitieren.

Mit den Jahren hat sich die Kluft zwischen den beiden Sprachen, die ich benutze, vertieft und droht mich zu zerreißen. Zunehmend bin ich überzeugt, dass die Sprache meines Landes – nicht das gesprochene Hebräisch, sondern das, was praktiziert wird – auf einer falschen Prämisse beruht. Israel betont und perpetuiert die Konfrontationsphilosophie, die sich in dem Satz zusammenfassen lässt: «Die ganze Welt ist gegen uns.» Oft habe ich das unbehagliche Gefühl, dass Israel gar nicht weiss, wie es ohne Konflikte leben soll. Ein friedliches, ruhiges Israel ohne plötzliche Ausbrüche von Ekstase, Melancholie und Hysterie wird es einfach nicht geben. In der

Kriegsarena ist die Shoah der Hauptgenerator, der die Mentalität der Konfrontation und des katastrophischen Zionismus speist.

Unsere Realität ist zutiefst überraschend. Zum ersten Mal in unserer Geschichte lebt die überwiegende Mehrheit der Juden ohne unmittelbare Existenzbedrohung. Abgesehen von einigen Tausend Juden im Iran und in Marokko, ein paar Hundert Juden in Syrien und vereinzelt Juden in Afghanistan leben die meisten in demokratischen Gesellschaften. Innerhalb von weniger als 150 Jahren haben sich die Lebensbedingungen des jüdischen Volkes so weit verändert, dass sie nicht mehr wiederzuerkennen sind. Über drei Viertel des jüdischen Volkes lebt in zwei relativ jungen Staaten: in Israel und in den USA. In Europa gab es durch Völkermord und Emigration nahezu keine Juden mehr. Dafür war aber nicht nur die Shoah verantwortlich. Der Säuberungsprozess begann schon Jahre vor dem Bau von Krematorien. Shalom Aleichem dokumentierte in schmerzlichen Schilderungen den Massenexodus aus dem russischen «Ansiedlungsrayon» in die Vereinigten Staaten von Amerika. Samuel J. Agnon befasst sich in seinem Roman *Gestern, vorgestern*, der den Grundstein zur hebräischen Literatur vor der Staatsgründung legte, mit dem Thema eines Exodus aus dem Land Israel. Die zionistischen Pioniere, religiöse Einwanderer, Gläubige und Erlösung Suchende verliessen freiwillig ihre Diaspora und bauten die neue Welt des modernen jüdischen Volkes auf.

Der Staat Israel entstand als sicherer Zufluchtsort für das jüdische Volk, ist aber heute der am wenigsten sichere Ort, an dem Juden leben können. Wo ist es sicherer? In der heiligen Stadt Jerusalem, der Stadt der Bomben? Oder in New York, wo fundamentalistischer Terror die Twin Towers des World Trade Center zum Einsturz brachte? Offensichtlich halten sehr viele New York für einen sichereren Ort als Israel, und zwar ungeachtet der Atombomben, die der jüdische Staat angeblich in seinem Arsenal hat.

Eine zionistische Standardantwort, um meine Ängste zu beruhigen, wäre, dass Israel für Juden der sicherste Ort sei, weil ansonsten überall Antisemitismus lauere, selbst hinter der höflichen Fassade des amerikanischen Christentums. Zionisten könnten auch anführen, nur im Land ihrer Väter würden unsere Kinder und Kindeskiner jüdisch bleiben. Meiner Ansicht

nach kann niemand wirklich an solche Argumente glauben. Wir müssen zugeben, dass das heutige Israel und seine Politik zum wachsenden Hass auf Juden beitragen. Die Verantwortung für den Antisemitismus liegt nicht bei uns, aber die bloße Existenz Israels ist ein Stachel im Fleisch all jener, die uns nicht mögen; und diese Tatsache erfordert ernsthafte Untersuchungen und Diskussionen, statt sie mit der seichten Feststellung abzutun: «Die Welt ist gegen uns, egal, was wir machen.» Solche selbstmörderischen, verzweifelten und defätistischen Einstellungen kann ich nicht teilen.

Die israelische Gesellschaft im Heiligen Land kennt eine Fülle religiöser und nationalistischer Ausdrucksformen. In den Innenstädten von Jerusalem und Bnei Brak gibt es das Ghetto der Ultra-Orthodoxen; in der West Bank die Bergjugend und die Stein- und Holzanbeter; in Tel Aviv Gruppen, die mit New Age und Buddhismus experimentieren. Sie alle sind Juden, alle spirituell, aber einander fremd. Und alle umgibt eine Aura der Ignoranz. Das gilt nicht nur auf der Ebene der vereinfachenden Frage: «Wer ist Jude?», sondern auch auf der komplexeren Ebene, die fragt: «Was ist ein Jude?» Was bedeutet es, Jude zu sein? Was ist dazu erforderlich? Wo ist die schwer fassbare jüdische Moral geblieben? Wir haben einen befestigten Zufluchtsort errichtet, aber die Flamme unseres «Lichts über den Völkern» ist erloschen.³

Die Krise ist bereits da. Wenn ich die Komponenten meiner Identität und die Ursache meiner Identitätskrise unter die Lupe nehme, sehe ich nur einen roten Faden, der uns alle verbindet: den dichten Schatten, die unerträgliche Last der Shoah und ihrer Schrecken. Sie ist die Quelle von allem und absorbiert alles. Das geht so weit, dass ich manchmal am liebsten den Anfang der Bibel umschreiben würde: «Am Anfang war die Shoah, und die Erde war wüst und leer.»

Die Shoah ist in unserem Leben präsenter als Gott. Im Mussaf-Gebet heisst es über Gott: «So weit die Erde, reicht seine Herrlichkeit» – es gibt keinen Ort der Erde ohne die Präsenz Gottes. Der Diskurs in Israel, der jüdischen und sogar der weiteren Welt zeigt heute, dass die Shoah *die* grundlegende Erfahrung nicht nur unseres Nationalbewusstseins, sondern der westlichen Welt insgesamt darstellt. Generäle diskutieren Israels Si-

cherheitsdoktrin als «Shoah-proof» (Shoah-sicher). Politiker nutzen sie als zentrales Argument für ihre ethischen Manipulationen. Menschen auf der Strasse erleben täglich die Wiederkehr ihrer Schrecken, und die Zeitungen sind voll von endlosen Storys, Artikeln, Verweisen und Äusserungen, die von der Shoah ausgehen und sie in unser Leben zurückspiegeln. Die Shoah ist so allgegenwärtig, dass sie in einer Studie, die vor einigen Jahren an einer Lehrerrakademie in Tel Aviv durchgeführt wurde, von 90 Prozent der Befragten als wichtigstes Ereignis der jüdischen Geschichte eingestuft wurde. Damit ist die Shoah wichtiger als die Erschaffung der Welt, der Exodus aus Ägypten, die Offenbarung der Tora auf dem Berg Sinai, die Zerstörung der beiden Heiligen Tempel, das Exil, der Messianismus, die erstaunlichen kulturellen Leistungen, die Geburt des Zionismus, die Gründung des Staates Israel oder der Sechstagekrieg. Diese Einschätzung stammt von angehenden Lehrern! Hinzu kommen Tausende Schüler und Studenten, die alljährlich nach Auschwitz fahren. Dieses Bildungsprogramm nennt sich «Marsch der Lebenden» oder «Marsch der Erinnerung und Hoffnung» und bringt Schüler und Studenten aus der ganzen Welt nach Polen, wo sie sich die Überreste des Holocaust ansehen. Am Holocaust-Gedenktag (*Yom Hashoah*) findet ein Schweigemarsch von Auschwitz nach Birkenau statt zum grössten Konzentrationslager des Zweiten Weltkriegs.⁴ Das ist das feierliche jüdische Totenritual.

Ich bezweifle nicht, dass Erinnerung für die geistige Gesundheit einer Nation wichtig ist. Daher muss die Shoah eine herausragende Stellung im Erinnerungsmosaik der Nation einnehmen. Aber so, wie das Gedenken sich heute gestaltet – das absolute Monopol und die Dominanz der Shoah über alle Aspekte unseres Lebens –, verwandelt es diese heilige Erinnerung in ein lächerliches Sakrileg und lässt brennenden Schmerz hohl und kitschig werden. Je mehr Zeit vergeht und je tiefer wir in unserer Auschwitz-Vergangenheit feststecken, umso schwerer wird es, sich daraus zu befreien. Wir ziehen uns aus der Unabhängigkeit zurück in die Tiefen des Exils mit seinen Erinnerungen und Schrecken. Israel ist heute wesentlich abhängiger als bei seiner Gründung und stärker vom Holocaust geprägt als drei Jahre nach Schliessung der Todesfabriken der Nazis.

Kapitel 3

Die Shoah-Epidemie

Wo soll man anfangen? Wie beginnt man mit der Besteigung eines so hohen Bergs ohne Proviant, ohne Erfahrung? Die Erfahrenen, die Überlebenden arbeiten sich aus den Gruben und Massengräbern, hangeln sich an ihren Erinnerungen wie an Leitern heraus und geben ihr quälendes Vermächtnis an die nächste Generation weiter. Manchmal ist ihr Leid stumm, manchmal feucht von ihren nächtlichen Tränen. Tagsüber sind sie ganz normale Israelis, Amerikaner oder Briten, nachts auf ewig verfolgte Juden. Forscher und Historiker stützen sich auf Stapel von Dokumenten, Archive, Zeugenaussagen, Analysen und wissenschaftliche Erkenntnisse. Ein Beobachter wie ich, der weder Forscher noch Überlebender ist und das Leben in vollen Zügen lebt, aber die unverminderte Wucht der Shoah spürt, muss ebenfalls irgendwo anfangen.

Ich versuche, mit der Vergangenheit zu beginnen, zur Zukunft zurückzukehren und dann den Kreis zur Vergangenheit zu schliessen, um das Leben meiner Familie zu rekonstruieren. Ich lese und höre mir die Erinnerungen anderer an und finde mich doch am Ausgangspunkt wieder, auf dem Beobachterposten, dem Platz des neugierigen Aussenseiters, der unsere Lebenswirklichkeit von aussen betrachtet und ihren Code zu entschlüsseln versucht. Ich bemühe mich, die Quelle unserer Spannungen und Bruchstellen zu finden, die Triebkräfte, die das heutige Israel und das jüdische Volk zu dem machen, was es ist. So wird denn klar, dass sämtliche Aspekte unseres Lebens Folgen der Shoah der europäischen Juden sind.

Für offizielle Gäste ist in Israel der Besuch von Yad Vashem, der bedeutendsten Shoah-Gedenkstätte des Landes, obligatorisch. Jede Nation hat ein Denkmal für den unbekanntenen Soldaten, meist dargestellt durch einen einzelnen. Wir haben eine Gedenkstätte für alle Opfer, für uns alle, und sämtliche Besucher müssen kommen und mit uns trauern. Das ist ein Ritual der neuen israelischen Religion. Staatsgäste landen auf dem Ben-Gurion-Airport, fahren kurz ins Hotel, um sich frisch zu machen, einen schwarzen Anzug, eine Krawatte und vielleicht ein grosses Samtkäppi wie ein Rabbiner oder Kardinal anzuziehen und werden dann nach Yad Vashem in Jerusalem gebracht. Ernste Miene, ein Blumenstrauß in der Hand, gesenkter Kopf. Ein Kantor singt das Gebet für die Verstorbenen «Gott voller Gnade». Drei Schritte rückwärts, dann steigen alle in ihre Limousinen und kommen zum Eigentlichen, zu Politik und Diplomatie. Von Zeit zu Zeit taucht ein besonders interessanter Gast auf, dessen Rede vorübergehend Aufmerksamkeit erregt und Blitzlichter aufflammen lässt. Dabei mag es sich um einen deutschen Bundespräsidenten oder das Oberhaupt eines Staates handeln, der mit den Nazis kollaboriert hat. Yad Vashem ist das Schaufenster und das Tor zum israelischen Erleben.

Die Shoah ist in unterschiedlichem Masse in nahezu alle politischen Argumente Israels eingeflochten. Im Gegensatz zu anderen Ereignissen der Vergangenheit rückt die Shoah nicht weiter in die Ferne, sondern kommt uns ständig näher. Es ist eine präesente Vergangenheit, die erhalten, überwacht, gehört und dargestellt wird. Kurz nach dem Sechstagekrieg vertrat eine der bemerkenswertesten Tauben Israels, Aussenminister Abba Eban, brillant, Israel dürfe niemals zu seinen Vorkriegsgrenzen zurückkehren. Damals prägte er einen Begriff, der noch heute gängig ist; er bezeichnete Israels Waffenstillstandslinien von 1949 als «Auschwitz-Grenzen» – enge Grenzen, die Israel zum Handeln zwängen. Rückblickend verknüpfte er den wundersamen Befreiungskrieg mit der finsternen Epoche, die ein Viertel]ahrhundert vorher geendet hatte, und stellte dem strahlenden israelischen Licht die tiefschwarze Finsternis gegenüber, die sich über die staatenlosen Juden gesenkt hatte. Sechs Tage der Erlösung gegen zwölf Jahre Unterdrückung.

Ausgerechnet Eban, der rückhaltlos um Frieden bemühte Staatsmann,

legitimierte das schlimmste Argument der Rechten, denn zuweilen führt leere Rhetorik Nationen an unerwünschte Ziele. Als Jahre später die jüdischen Besatzer beim Abzug aus Gaza 2005 evakuiert wurden, schloss sich der Kreis: Wenn die Grenzen von vor 1967 nach der Argumentation der Rechten und Abba Eban's «Auschwitz-Grenzen» sind, werden wir einen orangefarbenen Davidstern tragen, eine Variante des berüchtigten gelben Sterns. Emotional ergab das durchaus Sinn. Damit sagten sie effektiv, dass der Sechstagekrieg die virtuellen Ghettozäune zwischen Israel und Auschwitz beseitigte. Wenn wir nun wieder in ein Ghetto gepfercht werden, verhalten wir uns wie im Ghetto und tragen Davidsterne. Eine moderne politische Massnahme, die Anpassung der Besatzungsgebiete an eine logischere Grenze, wurde damit zu einer weiteren Post-Shoah-Verletzung.

Die Liste der Shoah-Manifestationen im Alltag ist lang. Bei genauem Zuhören finden sich unzählige Hinweise auf die Shoah. Sie durchdringt die Medien, das öffentliche Leben, Literatur, Musik, Kunst und Bildungswesen. Diese offenkundigen Äusserungen verstellen jedoch den Blick auf den tiefgreifendsten Einfluss der Shoah. Israels Sicherheitspolitik, Ängste und Paranoia, Schuld- und Zugehörigkeitsgefühle resultieren aus ihr. Auch die Beziehungen zwischen Juden und Arabern, Religiösen und Säkularen, Sephardim und Ashkenazim vollziehen sich im Rahmen der Shoah. Sechzig Jahre nach seinem Selbstmord in Berlin greift Hitlers Hand noch immer nach uns.

Ich kenne kein anderes Land, das bei jeder Gelegenheit seine Bürger einzeln zählt. Anderthalb Millionen, zwei Millionen, vier Millionen, fünf Millionen – wie viele fehlen noch, bis wir die magische Zahl sechs Millionen erreichen? Jedes Jahr bürgert Israel die Opfer der Shoah ein, die schon tot waren, bevor wir geboren wurden, und nimmt sie im Schoss des dritten Staates Israel auf. Das ist der sichtbare Teil des israelischen Totenritus. Nahezu jede entstehende Nation spricht ihre Gefallenen heilig.

«In ihrem Tod befahlen sie uns Leben», sagt man in Israel, was die ungeheure Anstrengung ausdrückt, ein starkes kollektives Schuldgefühl zu überwinden. Waren alle diese Verluste gerechtfertigt? Ist es richtig, dass eine Nation ihre Söhne auf dem Altar ihrer Auferstehung opfert? Es lässt

sich argumentieren, diese Worte richteten sich an Trauernde, damit sie sich nicht so verlassen und niedergeschlagen fühlen. Ihr leidet den ganzen Tag, tagtäglich, und wir sind kollektiv bei euch, wie wir es am offenen Grab des Verstorbenen geschworen haben. Nur ist in Israel die Zahl der Verstorbenen im Verhältnis zu den Lebenden so gross, dass sie diesen leeren Schwur mit einer unausweichlichen Verpflichtung füllt. Hinzu kommen noch die sechs Millionen. Und jedes Opfer israelischer Kriege lässt den höchsten Leichenberg, den die Menschheit je erlebt hat, weiterwachsen. Unser Totenzählwerk tickt seit der Zerstörung des Ersten Tempels und dem Massaker von Betar. Unbeirrt zählte es die Toten der römischen Säuberungsaktionen, die lebendig auf dem Scheiterhaufen Verbrannten, die Opfer von Pogromen und Inquisition und brach schliesslich alle Rekorde der Weltgeschichte mit der Auflistung von sechs Millionen industriell ermordeten Brüdern, Schwestern, Söhnen und Töchtern. Die fortgesetzten Kriegsverluste in unserem Leben verstärken immer wieder sämtliche Toten, Zerstörungen und Gräueltaten, die uns zugefügt wurden und derer wir gedenken. Deshalb ruhen unsere Toten nicht in Frieden. Sie sind rege, präsent, immer Teil unseres traurigen Lebens. Shoah und Kriege, Tod und Ewigkeit. Obwohl wir oft Kämpfe gewinnen, schleppen wir ein Gefühl der Niederlage mit uns herum. So sollte sich ein Sieger nicht fühlen.

Durch die Shoah ist Israel zur Stimme der Toten geworden und spricht mehr im Namen derer, die nicht mehr sind, als im Namen der Lebenden. Und als ob das noch nicht genügte, ist der Krieg mittlerweile eher die Regel als eine Ausnahme. Unsere Lebensweise ist kämpferisch gegen Freund und Feind. Man könnte sagen, die Israelis verstünden nur Gewalt. Die arrogante israelische Äusserung «Araber verstehen nur Gewalt» bezog sich ursprünglich auf die arabische Unfähigkeit, uns auf dem Schlachtfeld zu besiegen, und diente als Vorwand für unentschuldbares israelisches Verhalten. Sie verstehen nur Gewalt, sagten wir bevormundend, als ob wir Erzieher wären. Es heisst: «Wer mit der Rute spart, hasst seinen Sohn»;⁵ wenn das stimmt, ist es eine wirkungsvolle Politik, Arabern mit Gewalt zu drohen. Jeder Staat muss vernünftige Gewaltmittel zur Verfügung haben. Aber rohe

Gewalt allein genügt nicht, ein Staat braucht auch das Selbstvertrauen, sie im Zaum zu halten. Wir verfügen tatsächlich über Gewalt, über viel Gewalt und nur über Gewalt. Wir haben keine Alternative, keine klare Einstellung und keinen sonderlichen Willen, unseren Einsatz von Gewalt einzuschränken, was sich in dem populären Slogan zeigt: «Lasst die IDF [Israelischen Verteidigungsstreitkräfte] gewinnen.» Letzten Endes haben wir dasselbe gemacht wie alle anderen Tyrannen der Welt: Wir haben eine Anomalie zur Doktrin erhoben und verstehen jetzt nur noch die Sprache der Gewalt. Das gilt für die Beziehung zwischen Eheleuten oder Kollegen ebenso wie für die Beziehung zwischen Staat und Bürgern oder zwischen Politikern. Ein Staat, der mit dem Schwert regiert und seine Toten glorifiziert, muss in einem ständigen Ausnahmezustand leben, weil jeder ein Nazi, jeder ein Araber ist, alle uns hassen und die ganze Welt gegen uns ist.

Israels Kriegsbereitschaft und Einstellung zur Gewalt führen letztlich zu der Frage, wem die Kriege zuzuordnen sind. Es handelt sich dabei in der Tat um eine erhebliche Ausweitung der Shoah-Geschichte, aber es ist wichtig, auch andere Aspekte des israelischen Lebens zu verstehen. Der israelische Schriftsteller Eli Amir brachte mich mit seiner einfühlsamen und sogar provokativen Sicht sozialer Fragen auf eine neue Denkweise. Sein Roman *Jasmin*, der in Israel ein Bestseller wurde, schildert die unmögliche, tragische Liebesgeschichte zwischen einem im Irak geborenen Juden und einer christlichen Araberin kurz nach dem Krieg 1967. Traurig, fast schon trauernd behandelt er die verpassten Chancen der «Juden Arabiens», eine Brücke zwischen dem neuen Israel und dem alten Orient zu schlagen. Es gibt viele Gründe, weshalb diese Chancen verpasst wurden; Amirs Tragödie stellt einen von mehreren legitimen Zugängen zu etwas dar, was ich als israelischen «Traumawettbewerb» bezeichne.

Kapitel 4

Hitler besiegen

Die Eltern meines Nachbarn Rami stammen aus Deutschland. Auch der Vater seiner Frau Edna ist aus Deutschland. Zwei Häuser weiter wohnt Bra-kha, deren Eltern ebenfalls aus Deutschland kommen. Ihr Mann Yossi hat vermutlich gleichfalls deutsche Wurzeln. Wir alle sind Kinder von *Jeckes*, also Israelis deutscher Abstammung, dennoch sind wir alle verschieden. Bei genauerem Hinsehen sind wir eine Kastengesellschaft, manche von uns sind Brahmanen, andere Unberührbare. Ramis Vater stammt aus einer Familie, die von sich behauptet, tausend Jahre in Deutschland ansässig gewesen zu sein. Sein Blick lässt mich erschauern.

Ramis Vater sieht mich an, als ob ich ein Zigeuner wäre, der seinen gepflegten Garten besudelt hätte. Für ihn sind wir keine *echten Jeckes*. Mein Vater gehörte zur ersten Generation in seiner Familie, die in Deutschland geboren wurde. Wir sind Ostjuden, muss ich kleinlaut zugeben. Nach Deutschland kamen wir aus einer Stadt in Ostgalizien, das früher zu Österreich, anschliessend zu Polen und schliesslich zur Ukraine gehörte. Als Kind war ich überzeugt, dass mit Ostjude ein Aussätziger gemeint war, eine Kreatur, die in der Gosse lebte. Erwachsene sprachen das Wort «Ost jude» voller Verachtung aus; es bedeutete, dass die Person ein gerissener, primitiver Schmarotzer, ein unzuverlässiger Nichtsnutz war.

Jahre später fuhr ich als junger Offizier der Fallschirmjägerbrigade mit einem Fahrer des Bataillons auf die Sinai-Halbinsel. Der junge Mann stammte aus einer marokkanischen Einwandererfamilie. Die Fahrt auf den

Sinai dauerte lang, wie es während der israelischen Herrschaft in den 1970er Jahren häufig der Fall war. Unterwegs nahmen wir noch einen Soldaten mit, und wir drei unterhielten uns über alles Mögliche. Wie sich herausstellte, war unser Anhalter erst kürzlich aus Georgien eingewandert. Buskila, der Fahrer, sagte zu ihm: «Seit ihr Grusinim [die neuen Einwanderer aus Grusien, also Georgien] nach Israel gekommen seid, fangen wir Marokkaner an, in [klassische] Konzerte zu gehen». Damit meinte er, dass die Marokkaner in der Hackordnung aufgestiegen waren. Als ich zum Sabbat nach Hause kam, erzählte ich meinen Eltern von diesem Gespräch. Mein Vater verlangte eine Erklärung.

«Weisst du, Papa», sagte ich. «Die Grusinim sind... du weisst schon.»

«Nein, ich weiss es nicht.»

«Anders... fremd... jüdische Zigeuner...»

Ich benutzte viele bereinigte Ausdrücke, um die grauenhaften Klischees zu vermeiden, die damals in Israel am Sabbattisch kursierten. Aber mein Vater verstand es nicht. Also erzählte ich ihm alles, was ich über Aussehen und Geruch der georgischen Juden gehört hatte. Ich erzählte ihm von ihren Lederjacken und Anhängern, ihren kantigen Köpfen und ihren Goldzähnen. Mein Vater war verwundert. Von diesen Klischees hatte er noch nie gehört. Das konnte nicht sein. Nicht in dem Staat, den er mit aufgebaut hatte. Nicht in der Nation des jüdischen Volkes. Nicht in dem neuen Staat der Juden, wo die Regel gelten sollte und musste: «Tu deinem Freund nicht an, was zu erleiden dir in der Diaspora verhasst war.» Es war sein Land, Yossel Burgs, in dessen Pass das Wort *Jude* gestempelt stand. Joseph Goebbels hatte ihn mit einer Ratte verglichen und ihn als Eindringling und Wucherer bezeichnet.

Das konnte einfach nicht sein.

Aufgebracht ging er zu Bett und murmelte auf Deutsch: «Das ist unmöglich.» Mir war klar, dass er nicht schlief, sondern sich im Bett hin- und herwälzte. Ich klopfte an seine Tür und fragte, ob ich mit ihm reden könne. Während er antwortete, blieben seine Augen geschlossen, als ob unser Gespräch selbst im Schlaf nicht aufgehört hätte.

Das georgische Judentum reicht zurück bis zum Ersten Tempel, erklärte er mir aus seinem enzyklopädischen Wissen. Sie leben seit nahezu 2'600

Jahren in Georgien. Sie sind Schriftsteller, Künstler, Dichter und Finanziers. Es verbietet sich einfach, über sie zu reden, wie du es getan hast. Sie sind schon länger in Georgien, als wir in Deutschland waren, erklärte er und zog damit seinen ultimativen Test jüdischer Existenz heran. Dann hielt er seine «Schlafstunde», seinen Mittagsschlaf am Sabbat. Ich ging leise hinaus.

Als er aufwachte, setzte er das Gespräch in der festen Absicht fort, mich zu belehren.

«So darfst du nicht über die Georgier reden.»

«Papa, warum machst du so viel Aufhebens darum», fragte ich, weil ich spürte, dass ihn etwas ärgerte, was ich in meiner jugendlichen Ignoranz nicht begreifen konnte.

«Wahrscheinlich hat jeder Jude seinen eigenen Ostjuden», seufzte er.

Mein Vater wusste, wovon er sprach. Für Ramis Vater war mein Vater der Ostjude, ein Grusier; für meinen Vater waren polnische Juden Ostjuden. Die polnischen Juden hatten wiederum ihre eigenen Ostjuden. Und für Buskila war der georgische Trammer der Ostjude.

Viele Jahre später flog ich zum ersten Mal nach Georgien. Auf dem Flug von Moskau sass neben mir ein berühmter Vertreter der russischen Emigrationsbewegung, ein ehemaliger Gefangener Zions, ein Freiheitskämpfer, Menschenrechtsaktivist und prominenter Medienstar. Irgendwo über dem Kaukasus drehte er sich wütend zu mir um und fragte:

«Wieso holt ihr sie überhaupt?»

«Wen?»

«Die Grusier. Wozu brauchen wir sie in Israel?»

«Jeder Jude muss seinen eigenen Ostjuden haben», antwortete ich verärgert und hörte meinen Vater aus mir sprechen.

Irgendwie übernahmen die deutschen Juden die arrogante deutsche Einstellung zu allen Menschen aus dem Osten und verwandelten sie in Arroganz gegenüber den Juden aus dem Osten. Als sich die deutsche Arroganz später als tödlich für unsere Brüder in Polen und Ungarn erwies, war es zu spät für Korrekturen. Sie alle wurden *Jeckes*. Hitler verschmolz uns zu einer Einheit. Er machte keinen Unterschied zwischen Juden der ersten und

der zehnten Generation. Die Israelis waren von solchen Stammbäumen ebenfalls nicht beeindruckt. Ramis Vater und mein Vater waren beide verachtenswert, weil sie einer Generation angehörten, die Hitler zu Seife verarbeitet hatte. Deutsches war unerwünscht. Es sollte kein Deutsch gesprochen, keine Musik von Richard Wagner gespielt werden. Hitler und *Jeckes* waren alle *putzs* (Idioten).

Die meisten Opfer der Shoah waren europäische Juden, Aschkenasim. In Israels Unabhängigkeitskrieg kämpften überwiegend Aschkenasim, Söhne von Pionieren, die aus Europa ausgewandert waren, und Überlebende der Konzentrationslager, die man zum Kampf in den neuen Staat brachte. Im Sechstagekrieg war es anders. Der Sieg 1967 hätte ein gemeinsamer sein sollen, der israelischen Veteranen und neueren Einwanderern gehörte und sie zusammenschweisste. Aber irgendetwas ging schief. Die Alteingesessenen und die religiösen Zionisten rissen den Sieg an sich und beanspruchten ihn für sich.

Die meisten Juden aus muslimischen Ländern kamen überraschend nach Israel. Ich habe den Eindruck, dass die politische und kulturelle Vorbereitung durch den Zionismus am Grossteil der Juden vorbeiging, die aus dem Jemen, Marokko, Libyen, Algerien, Iran, Irak, Indien und anderen Ländern emigrierten. Während in Europa und vor allem in Osteuropa Nationalgefühle jahrzehntelang in Zeitungen, Literatur, Sprachkonflikten, Vereinen und Kongressen brodelten, lebten die Juden im Nahen und Mittleren Osten weiter wie bisher. Messianischen Zionismus und politischen Aktivismus hatte es dort zwar immer gegeben, aber nicht im gleichen Mass wie in Europa. Ich bin mir nicht sicher, ob die jüdische Öffentlichkeit in der muslimischen Welt politisch so gründlich vorbereitet war wie die europäischen Aschkenasim. Vielleicht war es besser so.

In den drei Jahren zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Gründung des Staates Israel trat offen zutage, dass die Welt sich verändert hatte. Den etablierten Zionisten wurde klar, dass die Shoah die menschlichen Hauptreserven für den zukünftigen Staat vernichtet hatte. Der Traum, den Staat Israel mit den kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Kräften der Juden aus dem Ansiedlungsrayon in Polen, Russland und der

Ukraine zu gründen, war in Flammen aufgegangen. David Ben-Gurion und seine Kollegen in den jüdischen Siedlungen in Israel, dem Jischuw, begriffen, dass ein Ausgleich für diese Verluste nur in der muslimischen Welt zu finden war. Die Juden des Nahen und Mittleren Ostens wurden zum lebenden «Ersatz», ohne den der israelische Staat nicht existieren konnte. Gleichzeitig unterstrich der Unabhängigkeitskrieg die Gewaltaspekte in den arabisch-jüdischen Beziehungen. In den muslimischen Ländern gab es bereits verbreitet eine gewisse Entfremdung zwischen Juden und Arabern – örtlich mit europäischer Unterstützung geschürt –, aber der Krieg 1948 setzte neue Massstäbe. Das langjährige friedliche Nebeneinander endete. Für Juden wurde es unerträglich, mit den Brüdern der Feinde ihrer jüdischen Brüder zu leben. Die Araber vertrieben ihre Juden, und die israelische Aschkenasim-Gemeinde nahm sie bereitwillig auf. Es kam zu Masseneinwanderungen.

Während die Juden aus dem Nahen Osten sich widerstrebend auf die neue Realität einstellten, wurde die alte zionistische Führung des neuen Staates erschüttert. Die Vernichtung der osteuropäischen Juden hatte auch die kulturelle und menschliche Basis zerstört, aus der sie ihre Macht bezog. Ben-Gurion und seine Kollegen in der Arbeiterbewegung standen plötzlich an der Spitze einer Schar, die mit ihnen nichts gemeinsam hatte, wie eine Insel, die nicht mehr vom Meer umspült war. Die Implosion der historischen Führung des Staates war unausweichlich. An ihre Stelle trat eine neue Führung, die in Leid und Tragödie wurzelte und die Koalition der Opfer bildete, die Israel bis heute regiert.

In Jerusalem fiel der Beschluss über eine Masseneinwanderung «unserer sephardischen Brüder», die immer grössere Einwanderungswellen erzeugte. Anders als bei bekannten Sephardim früherer Zeiten wie Yehuda Halevi, Haramban und Maimonides, die ihrer religiösen oder spirituellen Sehnsucht folgend auswanderten oder auf Reisen gingen, kam es nun zu einer massenhaften Entwurzelung und Verpflanzung. Alle neuen Einwanderer zahlten physisch, finanziell und sozial einen hohen Preis. Sie verloren für immer ihre Arbeit und ihre gesellschaftliche Stellung. Gemeinschaften,

die über Jahrhunderte hinweg gewachsen waren, verschwanden schlagartig. Es war wie eine Amputation ohne Narkose. Die Geschichte von Jahrhunderten wurde ausgelöscht. Die neuen Einwanderer liessen ihre Lebensweise, Küche, Musik, Sprache, Dialekte, Kleidungsstile und gewohnten Landschaften zurück. Die Kombination aus Feindseligkeit in ihren Heimatländern und einladendem Zionismus in Israel spornte immer neue Wellen von Einwanderern an. Sie kamen in maroden Schiffen und «auf Adlerschwingen» und verdoppelten und verdreifachten Israels Bevölkerung und Durchhaltevermögen. In dem Masse, wie die Neuankömmlinge die Zukunft sicherten, wurde der neue Staat unverwüstlicher. Damals bemerkten nur wenige, welchen Tribut dies forderte. In jeder anderen menschlichen Umgebung, in einer intakteren Gesellschaft hätte man mehr darauf geachtet, mit welcher Härte diese Eingliederung vonstatten ging und welche psychischen und sozialen Auswirkungen sie hatte. Nicht so in Israel. Diese Gesellschaft war anfangs nicht nur jung und bevormundend, sondern auch verschwiegen; über persönliche Kränkungen sprach man nicht. Israel entwickelte Muskeln, keine Seele.

Dennoch muss ein stillschweigender Dialog unter allen diesen Traumaträgern stattgefunden haben. Er wurde nicht explizit geführt, und es gab keine offizielle Politik, aber im Vergleich unausgesprochener Traumata übertrafen die Aschkenasim die Sephardim. «Ist das ein echtes Trauma? Unseres ist viel traumatischer», müssen Überlebende der Shoah empfunden haben. Damals wie heute diskutiert niemand über die Shoah, weil nichts ihr vergleichbar ist. Die Besessenheit von der Shoah verdrängte jede Erörterung anderer israelischer Leiden. Der Preis, den die Juden aus Asien und Afrika zahlten, fand nie offizielle Anerkennung, wurde vielleicht sogar geleugnet. Es bestand eine Ambivalenz: Einerseits wurde gesagt, die Neuankömmlinge seien religiös und praktizierten ihr Judentum durch Zionismus. Andererseits behauptete man, die Aschkenasim hätten ihnen einen Gefallen erwiesen, indem sie sie aus den Ghettos in Marokko und im Jemen gerettet hätten. So wurden Tausende Jahre sephardischer Geschichte ausgelöscht und mit ihr auch die sozialen und kulturellen Affinitäten zu den benachbarten Arabern und Muslimen.

Die altbewährte, vertraute Struktur wurde zerstört und durch ein leeres

«Israelischsein» ersetzt, das nur schwache spirituelle Elemente besass. Man sollte daher die Literatur jüdischer Einwanderer aus dem Nahen Osten aufmerksam lesen. Zwischen den Zeilen ertönt ein bitterer Aufschrei: Wir leiden, wir trauern, wir verlangen die Anerkennung des Preises, den wir bei unserer Konversion von Nahostjuden in westliche Israelis gezahlt haben. Diese Anerkennung haben sie nie bekommen.

Ebenso wenig Anerkennung fand die Tatsache, dass der Untergang des orientalischen Judentums für Israel möglicherweise durchaus nicht weniger, sondern teils sogar mehr Bedeutung hatte als das Ende des europäischen Judentums. Das Nahostjudentum hätte eine zuverlässige menschliche Brücke zwischen Israel und seinen Nachbarn bilden können. Die Shoah, die als Gewinnerin aus dem Traumawettbewerb hervorging, warf einen langen Schatten, der Israels innere Verwerfungen verdeckte. Sie beeinflusste auch das Leben des Einzelnen tiefgreifend wie bei Mr. D.

Mr. D. ist ein gebürtiger Israeli und ein überaus erfolgreicher Geschäftsmann von Anfang fünfzig. Vor einiger Zeit versuchten wir, ein Treffen zu vereinbaren, das aber immer wieder verschoben werden musste. Als er mir erklärte, er müsse geschäftlich nach Polen fahren, rechnete ich damit, ihn erst einige Wochen später zu treffen. Aber schon nach wenigen Tagen rief seine Sekretärin an und teilte mir mit, er habe Zeit für mich.

Noch am selben Tag trafen wir uns, und ich erkundigte mich, was in Polen passiert sei, dass er seinen Besuch abgekürzt habe.

«Ich konnte es nicht mehr ertragen», antwortete er. «Alles kam wieder in mir hoch. Als ich in Warschau landete, war es kalt und verschneit. Am selben Tag fuhren wir ins polnische Hinterland, um einige Angebote zu prüfen, die man mir machte. Die verschneiten Ebenen blendeten mich. Es war eiskalt, und es waren nur Birkenwälder und Gebüsch zu sehen. Wir verbrachten den Abend dort und fuhren mit einem Nachtzug weiter. Der Zug fuhr stundenlang. Die Räder und Waggons ruckelten, und der Schaffner war aggressiv. Dann kam plötzlich eine Fahrkartenkontrolle. Ich konnte es einfach nicht mehr ertragen. Polnische Züge sind zu viel für mich. Alles kam wieder in mir hoch. Am nächsten Tag stieg ich ins Flugzeug und kam zurück.»

Abends rief ich ihn zu Hause an und fragte: «Sagen Sie, woher stammen Ihre Eltern?»

«Aus dem Irak», antwortete er.

Wie konnte in ihm alles «wieder hochkommen», wenn weder er noch seine Eltern jemals dort waren, fragte ich mich. Hatte Hitler auch über ihn gesiegt? Dieses Beispiel zeigte mir einmal mehr, dass Nahostjuden Israels Geschichte der Überlebenden übernommen hatten. Die Shoah machte uns alle gleich.

Die Vereinigten Staaten von Amerika waren schon immer eine praktische Alternative zur zionistischen Idee, alle Juden unter dem Dach eines unabhängigen, autonomen Nationalstaates zu sammeln und damit die «Judenfrage» ein für alle Mal von der Agenda der Alten Welt zu streichen. Bei der Lösung dieses Problems ging es nicht nur um das Wohl der Juden, sondern um das der ganzen Welt. Die Zionisten wollten die verhassten, verfolgten Juden in ihre historische Heimat im Nahen Osten verpflanzen und damit Europa von ihnen befreien. Einige Tausend Träumer und Pioniere kamen nach Zion, hundert Mal mehr gingen jedoch aus dem zaristischen Russland in das «Goldene Medina», wie die jüdischen Emigranten Nordamerika nannten. Die wenigen Idealisten kamen in das Land Israel, aber der immer optimistische, traditionell wandernde Jude ging nach Amerika. In Zion wurde der Jude wiedergeboren, aber entgegen allen Erwartungen entstand das Neue Judentum in Amerika. Die israelische Ideologie war hart und geradeheraus. «Du kannst den Berg nur erobern, wenn du ein Grab an seinem Hang grabst», steht auf dem Grabstein Schlomo Ben-Yosefs, eines israelischen Terroristen aus den 1930er Jahren. «Es ist gut, für unser Land zu sterben» lautet die Inschrift auf der Figur eines brüllenden Löwen, ein Denkmal für den zionistischen Helden Josef Trumpeldor. Bei den amerikanischen Juden herrschte ein weniger dramatischer Geist: Passe dich an. Sei amerikanisch. Integriere dich in das spirituelle und materielle Leben, das Amerika zu bieten hat. Während Israelis einen kollektiven Separatismus entwickelten, fügten amerikanische Juden sich in das Geflecht der allgemeinen Öffentlichkeit ein. Jüdisch zu sein liess sich auf zwei verschiedene

Arten erreichen: durch Isolation oder Integration; durch ein Ghetto kriegsrischen Kolonialismus' oder durch jüdischen Universalismus.

Der Unterschied zwischen dem integrativen Ansatz amerikanischer Juden und der Wiedererschaffung jüdischer Ghettos und Shtetl in Israel liegt auf der Hand. Man braucht nur genau auf die jüdischen Stimmen der Erneuerung zu hören; die Saat mag im Deutschland Moses Mendelssohns, Heinrich Heines und Abraham Geigers gelegt worden sein, aber die Früchte erntete eindeutig das amerikanische Judentum. Die jüdischen «Kirchen» – Orthodoxe, Konservative, Reformen, Rekonstruktionisten und Säkulare – wurden durch Amerikas Religionsfreiheit ermöglicht. Die amerikanisch-jüdische Tora ist eine tragfähige Alternative zur zionistisch-nationalen Tora und zu Israels versteinerten religiöser Orthodoxie, dem selbsternannten «authentischen Judentum». Entgegen den zornigen Prophezeiungen orthodoxer, ultra-orthodoxer und zionistischer Prediger gibt es Alternativen, und es wird sie immer geben.

Einer der aufgeklärtesten Sprecher des amerikanischen Judentums war Rabbi Julian Morgenstern, der von 1922 bis 1947 das Hebrew Union College in New York leitete. Er wurde 1881 in St. Francisville, Illinois, geboren, im Jahr der schlimmsten Pogrome in Russland und der Ukraine, den sogenannten «Negevstürmen». Diese Massaker lösten die enormen Auswanderungswellen aus dem Ansiedlungsrayon nach Amerika und die ersten Emigrationen nach Israel aus. Es ist kein Zufall, dass Morgenstern ein Sohn jüdischer Einwanderer aus Deutschland war. Zwangsläufig stellt sich die Frage, wie die deutschen Juden die Grundlagen zur amerikanisch-jüdischen Autonomie legen konnten, obwohl doch so viele von ihnen, darunter auch mein Vater, ins Land Israel auswanderten. Ebenso fragt sich, wie die Juden aus dem Ansiedlungsrayon die Grundlagen des jüdischen Staates schaffen konnten, obwohl die meisten nach Nordamerika auswanderten. Seit damals hat sich die schmale Kluft zwischen israelischen und amerikanischen Juden, Ost- und Westjuden noch vertieft.

Morgenstern war Bibelgelehrter, Anhänger der Reformbewegung und widmete sich in seiner Forschung einer modernen kritischen Analyse. Im Jahr 1915 veröffentlichte er seine kontroverse Doktorarbeit *The Founda-*

tions of Israel's History. Seiner Ansicht nach hatte die Reformbewegung vor allem die Pflicht, die Frühgeschichte des Volkes Israel neu zu interpretieren und umzuschreiben. Er war überzeugt, dass das alte Volk Israel nur eines unter anderen Nationen und Kulturen des Altertums war, keine separatistische, isolationistische Nation wie heute. Trotz heftigen Widerstands seiner Kollegen in der Reformbewegung setzte seine Sicht sich durch und gewann zentrale Bedeutung innerhalb der Bewegung. Morgenstern war sowohl Jude als auch Amerikaner; als gläubiger Jude machte er keine opportunistischen Kompromisse, um sich in die nichtjüdische Welt einzuschmeicheln, definierte sich aber dennoch durchweg als Amerikaner. Er war nicht bereit, sich im geistigen jüdischen Ghetto zu isolieren. In seinem Frühwerk sah Morgenstern den Zionismus als Ideologie, die ihre Identität aus der Negierung bezog. Für ihn waren die zionistische Reaktion auf die Assimilation und der Rückzug in den Nahen Osten ein Eingeständnis der Niederlage und ein Akzeptieren antisemitischer Einstellungen. Der Zionismus floh vor der Judenphobie, statt judaphobe Gesellschaften und die Welt zu verändern, um zukünftigen Antisemitismus zu verhindern. Darin sah er einen Verrat und eine Pflichtverletzung, die gegen die universellen jüdischen Werte der Identität und Einbeziehung verstießen.

Während die zionistische Bewegung die Schaffung einer neuen Struktur anstrebte, die es dem jüdischen Volk ermöglichen sollte, als Kollektiv der Staatengemeinschaft beizutreten, nahm die Reformbewegung sich vor, einen Standard zu schaffen, nach dem Juden sich individuell als Gleichberechtigte in nichtjüdische Gesellschaften integrieren konnten. Die Wiederbelebung des gelehrten Judentums – das dem in der bedeutendsten Disapora ähnelte, die Jahrhunderte zuvor in Babylonien bestanden hatte – begann im 19. Jahrhundert in Deutschland und Österreich-Ungarn und setzte sich unvermindert in den Vereinigten Staaten von Amerika fort. Über Jahre hinweg wandte es sich gegen den Zionismus und die Idee eines jüdischen Staates. Nur wenige erinnern sich noch, dass die Mehrheit des jüdischen Volkes bis weit in den Zweiten Weltkrieg gegen die Schaffung eines jüdischen Staates war. Diese Opposition war bei Juden aller Richtungen zu finden,

bei Reformern, Ultra-Orthodoxen, Kommunisten, Bundisten (Mitgliedern der jüdisch-sozialistischen Partei «Bund») und ganz gewöhnlichen Juden. Sie stellten sich gegen die zionistische Minderheit und fürchteten die Konsequenzen einer nationalen und politischen Erneuerung. Jede Gruppe hatte ihre eigenen ethischen und spirituellen Vorbehalte, aber alle waren sich einig in der Angst – die sich letztlich bestätigte –, dass ein jüdisches politisches Gebilde intolerante nationalistische Gefühle schüren könnte, die den historischen Charakter des jüdischen Volkes drastisch verändern würden.

Das alles änderte sich innerhalb weniger Jahre. Amerikanische Juden übernahmen die offenen und versteckten Ansichten der zionistischen Bewegung und suchten nach Modellen für eine Synthese zwischen nationalem Separatismus und Integration in die typisch amerikanische Gesellschaft. Damals griff die neu entstandene sozialistisch-säkulare politische Bewegung, der Jischuw, das unbedeutende Chanukkafest auf, erfand es neu und machte es zu einer Feier von Heldentum und Triumph. Wir alle sangen lauthals: «Höre, o, in jenen Tagen, in dieser Zeit, kam Makkabäus, der Retter und Erlöser... In jeder Generation wird er auferstehen, der heldenhafte Retter des Volkes...»

Nicht mehr Gott war der Held dieses Festes, sondern Makkabäus, der Kriegsheld. Die israelischen Mythenerfinder befrachteten das beinahe vergessene Fest mit einer Fülle neuer Symbole. Ein religionsgeschichtliches Datum und ein religiöser Feiertag zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des Tempels und seine Rettung vor den Hellenen verwandelten sich in einen Nationalfeiertag. Chanukka wurde bis zur Unkenntlichkeit entstellt und mit Ballast befrachtet. Die Betonung lag nun auf dem militärischen Sieg der Wenigen, Schwachen und schlecht Gerüsteten über die Vielen, gut Bewaffneten und Erfahrenen. Man erzählte uns von der Stellung und dem Geschick des Hasmonäer-Staates in der antiken Welt, von der Landerobung, der Ausdehnung der Grenzen, der Vertreibung fremder Invasoren. Kurz, Chanukka wandelte sich zum Symbol zionistischer Erneuerung. Im Zweiten Weltkrieg wurde Chanukka auch zum Fest amerikanischer Juden.

Es ist daher nicht überraschend, dass selbst ein so bedeutender Denker wie Morgenstern seine Ansichten drastisch änderte. Hatte er zuvor den Zio-

nismus wie auch den deutschen Nationalismus als Ausdruck gefährlicher ethnischer Selbstsucht und als Widerspruch zum Judentum gesehen, war er nun gezwungen, die neue israelisch-zionistische Realität vorbehaltlos zu akzeptieren. Kurz vor dem Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg entwickelte er 1941 zum letzten Mal die Vorstellung, dass es eine Alternative gebe:

Ein jüdischer Staat des 20. Jahrhunderts ... wird nicht mehr als eine vorübergehende nationalistische Episode sein, ein temporärer Rückzug in jüdische Geschichte. Trotz der anmassenden zionistischen Behauptung, dass der Aufbau einer nationalen jüdischen Heimstätte Vorzüge habe ... Die unbestreitbare Lektion der jüdischen Geschichte ... lehrt, dass Israels Fähigkeit und Bestimmung nur in der Religion und nur in Israels Rolle als Träger des religiöspirituellen Erbes zum Ausdruck kommen.⁶

Morgenstern hat nie seinen Traum aufgegeben, den jüdischen Geist in den Vereinigten Staaten wiederzubeleben. Als führendes Mitglied der jüdischen Gemeinde wie auch als Experte für jüdische Geschichte spürte er jedoch, dass die Shoah ein zu grosses Ereignis war, um sie zu ignorieren. Seine Einstellung zu einem unabhängigen jüdischen Staat änderte sich. Vielleicht war er tatsächlich im Grunde seines Herzens überzeugt, dass die Idee richtig war, vielleicht beugte er sich aber auch lediglich den Wünschen gewöhnlicher Juden und den zionistischen Ideen, die die amerikanisch-jüdische Bevölkerung begeisterten. Von da an sah er «dem ersehnten Tag, dem Gründungstag des jüdischen Staates» erwartungsvoll entgegen.

Als die Vereinten Nationen 1975 in einer Resolution festlegten, «Zionismus ist eine Form von Rassismus und Rassendiskriminierung», markierte dieser Beschluss den Beginn des Versuchs, ein Neues Babylon aufzubauen. Kurz nach Verabschiedung dieser Resolution beschloss die Reformbewegung, sich der zionistischen Bewegung anzuschliessen. Gerade als der Zionismus in Israel an Bedeutung verlor, wurde er zum prägenden Element jüdisch-amerikanischer Politik, vor allem innerhalb der Reformbewegung. Für mich ist völlig klar: Vom 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts

wollten die amerikanischen Juden etwas anderes sein, nämlich der universalistische Pfeiler der jüdischen Existenz, wie Morgensterns frühe Ansichten und Schriften zeigen. Mit dem Holocaust änderte sich alles dramatisch, und selbst die Reformbewegung schloss sich der zionistischen Ideologie an und trug ihren Teil zur nationalen Abschottung statt zur angestrebten Offenheit bei. So änderte die Shoah den Kurs amerikanischer Juden. Befanden sie sich vorher auf einem äusserst vielversprechenden Weg, die rechtmässigen Erben jüdischer Kreativität im Vorkriegseuropa und vor allem in Deutschland zu werden, so verengte die Shoah nun ihr Blickfeld. Wer heute die Äusserungen und Handlungen führender amerikanisch-jüdischer Köpfe und Organisationen verfolgt, könnte darin nichts entdecken, was an Morgensterns grossen Geist des Universalismus erinnert.

Wenn die jüdische Lobby in Washington, die Conference of Presidents of Jewish Organizations, und andere jüdische Kongresse und Gremien zusammenkommen, wird nur eines diskutiert: Israel. In den Augen vieler Juden wie auch Nicht-Juden hat die jüdisch-amerikanische Gemeinde nur ein Thema. Ich bedaure diese gefährliche Erosion der Zielsetzung zutiefst. Ich fürchte eine Welt, in der die einzige jüdische Stimme ausschliesslich von Nationalität und Nationalismus spricht. Einer solchen Welt fehlt die Weisheit unseres Vaters Jakob, als er sich auf die entscheidende Begegnung mit seinem Bruder Esau vorbereitete.

Jakob hatte zu Recht grosse Angst vor seinem rothaarigen Bruder, der ein meisterhafter Jäger war. Jakob hatte Esau um seine Rechte als Erstgeborener und um den Segen seines Vaters gebracht. Esau schwor, nach dem Tod seines Vaters Isaak seinen betrügerischen Bruder «totzuschlagen». Verzweifelt teilte Jakob «seine Leute ... in zwei Lager. Er überlegte nämlich: Wenn Esau über das eine Lager herfällt und es schlägt, dann rettet sich das andere». Diese alte Geschichte wurde für viele Generationen zum Eckpfeiler ihres Denkens.

Diese Einstellung der «Risikostreuung» ermöglichte es dem jüdischen Körper, sich von Schlägen zu erholen, und erlaubte es dem jüdischen Geist, sich um den Erdball zu verbreiten und ihn zu bereichern. Sie ermöglichte den jüdischen Beitrag zur Welt, befähigte zu anpassungsbereitem Denken und erneuerte die jüdische Kultur, die ein permanentes Back-up-System be-

sitzt: Wenn ein jüdisches Organ – eine Gemeinde – zerstört wird, werden andere überleben.

Über viele Jahre hinweg stützte sich das jüdisch-amerikanische Gefüge auf drei äussere Pfeiler: die Erinnerung an die Shoah, die Gründung des Staates Israel und den Kampf der «stummen Juden» in der Sowjetunion, die hinter dem Eisernen Vorhang gefangen waren. Im Laufe der Jahre wurden zwei dieser Elemente schwächer, aber das Shoah-Element blieb unvermindert. Eines ist mittlerweile verschwunden: Die Juden der ehemaligen Sowjetunion sind völlig frei – was sie mehr den amerikanischen Juden als der israelischen Regierung zu verdanken haben. Entgegen allen aufgebauchten Behauptungen von Fundraising-Kampagnen ist der grösste Teil des jüdischen Volkes nicht mehr auf Rettung angewiesen. Tatsächlich ging es uns nie besser. Was das zweite Element angeht, so ist die zentrale Bedeutung Israels untergraben; das liegt an den ständigen Peinlichkeiten, die es produziert und die sein Ansehen in den Augen vieler beeinträchtigen. In den 1970er und 1980er Jahren kam es zu erbitterten Identitätskämpfen, in deren Zentrum die Frage «Wer ist Jude?» stand; und die anhaltenden Versuche der Orthodoxen und Ultra-Orthodoxen, einen «Juden» eng zu definieren, trugen nicht gerade zu einer Annäherung bei. Israel beantwortete die herzliche Umarmung der amerikanischen Juden mit dem Aufstieg der Ultra-Orthodoxen an die politische Macht und einem praktischen Verbot nichtorthodoxer Strömungen des Judentums.

In Israel wie auch in Amerika führte der Schuldkomplex über die Shoah zu einer nationalen Besessenheit von überzogener Sicherheitspolitik, zu einem Machtstreben, das oft in primitive Kriegslust übergeht. In Amerika ist das kollektive Schuldgefühl allgegenwärtig, dass sich mehr hätte tun lassen, wenn man die US-Regierung gedrängt hätte, früher zu handeln. Ich kenne das jüdisch-amerikanische Erleben nicht im Detail, wohl aber kenne ich die Führung recht gut. Die jüdische Masse ist vielfältig und hat eine wesentlich differenziertere Agenda, als ihre Führung präsentiert und zum Ausdruck bringt. Die Vernichtung durch die Shoah scheint sich in die Köpfe der Führungsspitze eingebrannt zu haben. Eine Folge davon ist, dass führende Ver-

treter jüdisch-amerikanischer Organisationen dazu tendieren, die Kriege der amerikanischen Regierung zu rechtfertigen und eine äusserst rechts angesiedelte Aussenpolitik vor allem gegenüber Israel und dem Nahen Osten zu unterstützen. Sie sind gegen jeden, Deutschland, Russland und die arabischen Länder eingeschlossen. Zudem stellt die offizielle, organisierte jüdische Stimme in den USA eine Macht dar, mit der in jedem Wahlkampf zu rechnen ist. In Amerika ist es sehr schwierig, gegen den Wunsch der jüdischen Lobby in ein hohes Amt gewählt zu werden. Finanzielle und organisatorische Ressourcen, öffentliche Unterstützung, Legitimität – und nicht zuletzt der Schaden, den die jüdische Lobby unerwünschten Kandidaten zufügen kann – machen jüdisches Engagement in der amerikanischen Politik zu einem Faktor, der strategische internationale Konsequenzen hat.

Zuweilen bewirkt jüdischer Einfluss, dass amerikanische Kandidaten für politische Ämter wie Shoah-Opfer klingen. Häufig erlebt man «Nie-wieder-»Reden, Auschwitz-Themen und schwarze Kappen bei Gedenkfeiern, bei denen «Gott voller Gnade» gebetet wird. Das unausweichliche Ergebnis dieser Haltung ist ein Gefühl der Macht und die weitere Erosion der jüdischen Erneuerungsidee, die einst die Basis der amerikanisch-jüdischen Autonomie bildete. Amerikanische Juden sind ebenso wie Israelis in Auschwitz stecken geblieben, recken das Shoah-Banner hoch in den Himmel und beuten es politisch aus.

Somit erscheint es nur natürlich, dass der dritte Stützpfeiler, die Shoah und der Schwur «Masada wird nicht wieder fallen», zum zentralen Element amerikanisch-jüdischer Identität wird. Masada war der Ort, an dem jüdische Kämpfer angeblich beschlossen, mit ihren Familien Selbstmord zu begehen, statt vor den überlegenen römischen Truppen zu kapitulieren. Bei einer meiner frühen Reisen in die USA sah ich im Büro des AIPAC (America Israel Political Affairs Committee) ein Poster mit der Aufschrift: «Masada – A Living Memory» (Masada – eine lebendige Erinnerung). Ist kollektiver Selbstmord das heutige Motto amerikanischer Juden?

Leon Uris' Roman *Exodus* nutzte 1958 den Shoah-Effekt, um Israels Kampf ein Jahrzehnt nach der Staatsgründung zu rechtfertigen. Die flache,

klischeehafte Geschichte über ein marodes Flüchtlingsschiff, das die britischen Behörden in Haifa abwiesen, ist ein wesentlicher Bestandteil zionistischer Mythologie. In den 1950er Jahren setzte sich der World Jewish Congress (WJC), der seine Macht auf die amerikanisch-jüdische Gemeinde stützt, führend dafür ein, wieder Beziehungen zwischen Israel, den Juden und dem «anderen Deutschland» zu knüpfen. Dieser klassische israelische Begriff bezeichnet das Nicht-Nazi-Deutschland der Nachkriegszeit. Der WJC führte die hartnäckigen Verhandlungen über Reparationen, Entschädigungen, Leibrenten und die Rückgabe jüdischen Eigentums, das während der Shoah gestohlen wurde. In den 1980er Jahren nahm der WJC Kurt Waldheim unter Beschuss, einen ehemaligen österreichischen Nazioffizier, der damals Generalsekretär der Vereinten Nationen war. Waldheim musste zurücktreten, und der WJC hatte einmal mehr seine Existenz gerechtfertigt. In den 1990er Jahren initiierten und leiteten der damalige Direktor des WJC, Dr. Israel Singer, der Präsident des WJC, Edgar Bronfman, und ich die Auseinandersetzung mit Schweizer Banken um die Herausgabe ruhen-der Einlagen von Juden, die der Shoah zum Opfer gefallen waren. Die Kampagne hatte mehr Erfolg als erwartet und rechtfertigte erneut die Existenz des WJC, der gestärkt aus ihr hervorging.

In den 1990er Jahren stiftete der Regisseur Steven Spielberg die Gewinne aus seinem Film *Schindlers Liste* für den Aufbau eines Weltarchivs, das Erinnerungen aller Überlebenden, wo immer sie auch sind, für zukünftige Generationen dokumentieren sollte. Damit erleichterte er diesen Prozess erheblich und ermöglichte es für einige weitere Jahre, Aussagen unmittelbarer Zeitzeugen aufzuzeichnen, die ansonsten für immer verloren gegangen wären. Noch immer ist die Shoah die wichtigste prägende Erfahrung des öffentlichen jüdischen Lebens auf der ganzen Welt.

Offenbar hat Hitler auch mehr als sechzig Jahre nach seinem Tod immer noch Einfluss auf amerikanische Juden. Es ist eine gewisse Verwundbarkeit in der imposantesten Gemeinde zu spüren, die Juden jemals aufgebaut haben, einer prachtvolleren jüdischen Gemeinde, als sie in Babel oder Spanien und sogar zwischen der Zeit Mendelssohns und der Shoah in Deutsch-

land existierte. Juden besitzen das Potenzial, die Welt zum Besseren zu verändern, wenn sie sich nur von den Nazi-Fesseln befreien.

Das tapfere Israel ist ein Mini-Amerika im «Wilden Osten». Zuverlässig repräsentiert es den amerikanischen Geist in einer Region, die dringend der Rettung bedarf. In Israel gibt es Grenzgebiete und visionäre Pioniere genau wie im frühen amerikanischen Westen. Israel spielt den Cowboy, und die Juden Amerikas bieten strategische Hilfestellung, indem sie jede US-Regierung zwingen, Israel zu unterstützen. Dafür unterstützt Israel die amerikanische Regierung, die von den jüdischen Organisationen unterstützt wird, die wiederum Israel unterstützen und von Israel unterstützt werden. Was ist daran auszusetzen, dass man sich gegenseitig den Rücken kratzt?

Dieses Dreieck strategischer Allianzen hat jedoch eine erhebliche Schwachstelle. Jüdische Wähler stimmen in den USA traditionell für die Demokratische Partei; es gibt nur relativ wenige jüdische Republikaner. Selbst als die jüdische Unterstützung republikanischer Präsidenten – Ronald Reagan und George W. Bush – ihren Höhepunkt erreichte, wählte nicht mehr als ein Drittel der Juden die Republikaner. Der amerikanisch-jüdische Wähler interessiert sich offenbar mehr für innenpolitische Fragen als für das, was nach den Behauptungen der jüdischen Funktionäre gut für Israel ist, nämlich ein republikanischer Präsident.

«Gut für Israel» bedeutet für die jüdische Masse etwas anderes als für ihre Führung. Offenbar begreifen Millionen Juden instinktiv, dass eine amerikanische Regierung, die gut für Israel ist, nicht unbedingt alles tun muss, was Israel verlangt, sondern das, was Israel braucht. Ein normaler Jude ist zwar von seinen Familienerinnerungen betroffen und leidet unter ihren Traumata, aber er will, dass seine Kinder in einer gesunden Gesellschaft aufwachsen. Lieber integriert er sich in eine multikulturelle Gesellschaft und orientiert sich an der Zukunft, als sich an die Vergangenheit zu klammern. Er möchte die Solidarität mit dem Staat bewahren und seine Einmischung auf ein Minimum reduzieren.

Amerikanische Juden suchen Lösungen sowohl als Angehörige des jüdischen Glaubens wie auch als Partner im Aufbau der amerikanischen Na-

tion. Die auf ein Thema fixierte Strategie wird diesen Zielen nicht gerecht, da sie sich mit Israel und nichts anderem befasst. Aber jedes Mal, wenn Forderungen nach einer strategischen Neubewertung in Hinblick auf Israel laut werden, sind Stimmen zu hören, die sie zum Schweigen bringen: Shoah, Pogrome, selbsthassende Juden. Wieder entscheiden Antisemitismus, Hakenkreuze und Hitler die Debatte über jüdische Identität, und die Chance zum Dialog stirbt, noch bevor er überhaupt begonnen hat.

Drei traumatisierte Gemeinden bilden also gegenwärtig die Mehrheit des jüdischen Volkes: amerikanische Juden, aschkenasische Israelis und Nahostjuden. Diese drei Gemeinden stehen noch immer unter dem Schock der Shoah und versuchen nicht, deren belastende Bürde zu mildern. Welche Rolle die Juden aus der ehemaligen Sowjetunion in alledem spielen werden, weiss ich nicht. Es ist noch zu früh, abzuschätzen, ob sie sich vollständig in die Mehrheitsgesellschaft eingliedern oder eine Nische für sich schaffen werden. Vorerst vergleiche ich die Bildung und das Heranwachsen Israels mit der Erziehung von Kindern, meinen eigenen Kindern. Nach der jugendlichen Rebellion kommt die Versöhnung, das Akzeptieren und sogar die teilweise Übernahme von Lebensweisen der Eltern; in der Mitte unseres Lebens stellen wir fest, dass wir unseren Eltern ähnlicher sind, als wir es je erwartet hätten.

Ebenso geht es dem Zionismus, der jungen rebellischen Tochter, die sich von ihrer Mutter, dem Judentum, lossagte. Autoren, Intellektuelle, Pioniere und Erbauer rebellierten gegen die Rabbis, ihre Wohltäter und alle, die sie als Teil eines jüdisch-religiösen Degenerationsprozesses sahen. Hätten die Dinge einen ungestörten Verlauf genommen, wäre es zu einer Familienausöhnung gekommen, und Judentum und Zionismus hätten zu einer Synthese gefunden. Aber im fünften Jahrzehnt des Zionismus kam es zur Shoah, die die Geschichte zerstörte. Ihre Schatten weigern sich, zu verschwinden. Die Shoah vernichtete die osteuropäischen Juden, lieferte das Hauptargument für den jüdischen Staat, beschleunigte seine Gründung und nährt nun Israels Existenz. Die Schaffung des dritten jüdischen Staatswesens ermutigt indirekt sephardische Juden, ihre jahrhundertealten Gemein-

den zu verlassen und nach Zion zu kommen. Zusätzlich zu diesen Hemmnissen verhindert die Shoah, dass Israel erwachsen wird und verzögert die Aussöhnung von Judentum und Zionismus.

Das offenkundige Ergebnis ist, dass Israel und das jüdische Volk aufs Engste mit den kranken, bösartigen Teilen ihrer europäischen Erfahrung verbunden bleiben. Mit morbider Intensität durchleben wir die schrecklichsten zwölf Jahre unserer Geschichte immer wieder auf Kosten der jüdischen Jahrtausende Europas, der erstaunlichen zehn Jahrhunderte wechselseitiger Einflüsse, die das Leben der Europäer und unseres veränderten. Stattdessen rechtfertigen wir unsere Sicherheitsdoktrin, die sich oft rachsüchtig und kriegerisch äussert. Wir betreiben eine peinliche Politik, der es an Visionen mangelt und die eher einem Kleinstadtgeschacher ähnelt als einer Staatsführung, die die Last der Verantwortung übernimmt. Das alles und noch mehr müssen wir ändern, wenn wir einen gesunden, normalen und rationalen Staat wollen. Es ist Zeit für einen sachlichen Dialog über das Wesen dieses Staates und seine Schwächen. Wie lassen sie sich beseitigen?

Jedes Jahr, wenn wir zwei Wochen nach Sukkot, dem Laubhüttenfest, jenen Teil der Tora lesen, der die Geschichte von Noahs Arche erzählt, denke ich über die Zerstörung nach. Ich versuche mir vorzustellen, was Noah in den langen Tagen empfunden haben mag, als er auf der Welt umhertrieb, die er gekannt hatte und die untergegangen war. Fragte er sich, wer von seinen Freunden wohl noch leben mochte und wer bereits gestorben war? Empfund er Trauer? Vermisste er sie? Was sagte er zu seinen Lieben? Wir werden es nie erfahren, denn die Bibel machte Noah zu einem stummen Helden. Anders als Adam, Eva, Kain, die biblischen Väter, ihre Ehefrauen und Diener äussert Noah kein Wort über ethische Themen. Selbst Balaams Esel spricht, und der stotternde Moses spricht Bände. Noah schweigt, trinkt Wein, um seinem Kummer zu entfliehen, und findet nur wenige Worte, um seine Söhne zu verfluchen, weil sie seine Geschlechtsteile gesehen und ihn vielleicht sogar kastriert haben. Zerstörung lähmt offenbar und macht stumm. Im Hebräischen haben die Worte für Blut und Schweigen, *dam* und *dmama*, den gleichen Klang. Die Lehre lautet: Je mehr

Blut vergossen wird, umso weniger Worte fallen bis zum völligen Verstummen. Deshalb halten wir bei Gedenkfeiern eine Schweigeminute ab.

Als Noah aus der Arche stieg, sah er völlige Verwüstung; überall Leichen, Kadaver und ausgestorbene Siedlungen. Alle, die seit 1945 die Arche Europa verliessen – der Lehrer meiner Tochter behauptet: «Wir sind alle Überlebende der Shoah» –, sahen vor sich den verwüsteten jüdischen Kontinent. Alle waren von den Nachwirkungen der Shoah betroffen und, schlimmer noch, von ihnen verzehrt.

Hitler ist nicht mehr. Aber wir leiden immer noch unter seinem bösen Vermächtnis und weigern uns, uns trösten zu lassen. Es war Hitler ein Leichtes, uns unser Leben zu nehmen, und es ist schwierig für uns, Hitler aus unserem Leben zu verbannen.

Kapitel 5

Erinnerung an die Weimarer Republik

Welche Farbe hatte der Holocaust? Wahrscheinlich weiss. Der Engel des Todes hatte weisse Flügel und eine weisse Kappe. Meine Grossmutter nähte im Lager Theresienstadt ihr eigenes Totenhemd, und es war weiss. Es sah aus wie die weissen Umhänge, die mein Vater und seine Freunde an Jom Kippur, dem Versöhnungsfest, zum Gottesdienst in unserer Jecke-Synagoge in Jerusalem trugen. Dr. Josef Mengele trug einen weissen Kittel in seiner «Klinik». Die Arier waren die weisse Herrenrasse. Die Hälfte der Streifen in der Lagerkleidung der KZ-Häftlinge war weiss. Der Schnee auf dem Weg von Auschwitz nach Birkenau war besonders weiss und hart gefroren. Mein Vater war nie sonnengebräunt. Die Shoah war vielleicht völlig weiss. Falls nicht, dann war zumindest die Shoah-Blindheit weiss wie in José Saramagos Roman.

Jeder denkt, Blindheit sei schwarz. «Der Patient sieht schwarz», stellt der Augenarzt in Saramagos Roman *Die Stadt der Blinden* fest. Wenn die Sehenden Farben und Farbtöne sehen, müssten Blinde das Gegenteil sehen, also keinerlei Farbe, und Schwarz ist eine absolute Nichtfarbe. Weiss dagegen besteht aus sämtlichen Farben. Die Shoah hatte alle menschlichen Farben vom schlimmsten Bösen bis zum edelsten Guten. Shoah-Blindheit umfasst wie die Farbe Weiss ebenfalls alles. Sie ist überall in unserem Leben vorhanden, auch wenn wir sie nicht sehen und spüren.

Mein Vater war auch von Shoah-Blindheit befallen. Er kannte die farbigen Komponenten der Welt im Allgemeinen und der jüdischen Welt nach der

Shoah im Besonderen, aber er sah nicht gut. Er war ein hervorragender Beobachter, aber das grosse Bild war gewaltiger als seine Sehkraft. Eine dicke Mauer trennte ihn von der eigentlichen Bedeutung Israels, das er mit aufgebaut und in Gang gehalten hatte. Seine Einstellungen zu Israel erfuhr ich fast nie von ihm direkt. Er sprach endlos über aktuelle Fragen – in seiner Parteizeitung *Hatzofe*, im jiddischen Rundfunk oder in der kleinen italienischen Synagoge, die wir am Sabbat besuchten –, aber wir diskutierten fast nie über existenzielle Fragen. Seine Positionen musste ich mir anderswo besorgen. Ich musste zurückgehen an andere Orte, in andere Zeiten, musste in der Asche graben und meine eigenen Erinnerungen entstauben, um meinen Vater von früher zu finden, eine Beziehung zu ihm herzustellen und sein Denken in die heutige Zeit zu holen.

Die messianischen Fanatiker von Gusch Emunim, dem harten Kern der Siedlerbewegung, die in seiner eigenen Partei wie Wildgras wucherte, tat er mit nachsichtigem Lächeln ab. Er hielt sich mit Kritik zurück. Ihm war klar, dass sie seinen Traum zunichte machten, aber er suchte keine Konfrontation mit ihnen, als warte er darauf, dass dieses Ärgernis von selbst verschwinde. Was er nicht erkannte, war, dass sie bleiben und er gehen würde. Sie lebten in der politischen Gegenwart, er war mit der Uhr der Geschichte stehen geblieben. Sein Zeitmesser stand still, seit Hitler das Uhrwerk blockiert hatte, aber ihre Uhr veränderte die israelische Geschichte irreversibel. Vielleicht gefielen ihm ihre Werte, und er war nur mit ihrem Vorgehen nicht einverstanden. Es mag so oder genau umgekehrt gewesen sein; bei ihm konnte man es nie wissen, denn für ihn war alles talmudisch, immer steckte mehr dahinter, als mit blossem Auge zu sehen war. Gleichzeitig war bei ihm alles deutsch, was bedeutete, dass alles im Voraus geplant war. Sah er es und hielt den Mund, oder sah er es einfach nicht? Ich weiss es nicht.

Mein Vater gehörte zur Führungsspitze Israels, und doch äusserte er seine Meinung nicht, aber meine Mutter äusserte sie nebenher und beiläufig. Wir standen vor unserer Haustür unter dem Blick der Mutter Jesu vom Terra-Santa-Kloster auf der anderen Strassenseite. Weiter unten auf der Strasse qualmten Busse und heulten Krankenwagen. Es war 1982, während des ersten Libanonkriegs. Mein Vater war damals Innenminister im Kabi-

nett von Premierminister Menachem Begin. Ich war in der Protestbewegung gegen den Krieg aktiv. Mein Vater hielt den Konflikt klein, schluckte ihn, ohne seine wahren Gefühle zu zeigen – eine emotionale Meisterleistung, wenn man bedenkt, dass er anscheinend auf meiner Seite und der meiner Freunde stand. Es lag nicht nur daran, dass seine Parteifreunde sein Wertesystem verrissen, sondern an seinem talmudischen Denken, wonach ein jüdischer Text abweichende Auffassungen aufgreifen muss. Man verweist den Herausforderer nicht der Schule, sondern bezieht ihn und seine Ansichten ein. In der talmudischen Tradition nennt man das den «himmlischen Disput». Denn die heutige Minderheitsmeinung kann die Mehrheitsmeinung von morgen sein.

Für meine Mutter war es schwerer, da sie nach dem Buch Ruth lebte, wonach gute Nachbarschaft einen wesentlichen Teil des Lebens ausmachte. Die Frage «Was sollen die Nachbarn sagen?» spielte in ihrem Leben eine wichtige Rolle. Wir standen vor der Tür und stritten uns respektvoll. Ich war wütend auf die Regierung, der mein Vater angehörte, und sie sass in der Falle zwischen uns beiden, wollte jeden von uns verteidigen, konnte es aber nicht. «Wozu brauchst du dieses ‚Peace Now‘?», fragte sie mich vorsichtig nach der Friedensbewegung, die ich unterstützte. Von einer Frau, die alles für das öffentliche Leben des Mannes geopfert hatte, den sie von Jugend an liebte, war es seltsam, mich zu fragen, warum ich mich für ein öffentliches Leben entschieden hatte. Beinahe hätte ich barsch meine Wut über meinen Vater geäußert, der in einer Position war, in der er nicht sein wollte. Es war ein kriegstreiberisches Kabinett, angeführt von Begin, einem Juden mit Exilmentalität und einem kindischen Ministerpräsidenten.

«Mama», sagte ich, «ich würde meinen Kampf gern aufgeben, aber ich möchte ein besseres Land an meine Kinder übergeben, als ihr an mich weitergegeben habt.» Ohne Zögern antwortete meine Mutter: «Das ist nicht das Land, das wir aufgebaut haben. Wir haben 1948 ein anderes Land gegründet, aber ich weiss nicht, wohin es verschwunden ist.»

Unser Kampf um Frieden fand im weltlichen Jerusalem statt. Meine Eltern bauten ein Haus und lebten im himmlischen Jerusalem. Sie wollten

nicht in die Wirklichkeit herunterkommen und unser Leid sehen. Ich bin überzeugt, dass sie sich nie über dieses Gespräch unterhalten haben, aber durch ihre stillschweigende Kommunikation kannten sie seine Botschaft. Eine schwere Enttäuschung trennte sie von der Realität in Israel; sie waren beinahe sprachlos. Sie sahen eine andere Realität und konnten unsere wegen ihrer Shoah-Blindheit nicht sehen.

Meine Partnerin Yael und ich sind zusammen, seit wir 14 Jahre alt waren. Sie ist klein, ich bin gross. Sie hat volles Haar, ich bekomme eine Glatze. Sie hält sich gerade wie eine Tänzerin, ich mich nach jüdischer Art ein bisschen gebeugt. Sie hat einen dunklen Teint und dunkle Augen, ich bin blass und blauäugig. Sie ist in Frankreich geboren und sehr französisch, ich bin ein Israeli mit der für Israelis typischen Grobschlächtigkeit. Kurz, wir sehen uns kein bisschen ähnlich.

Aber in weniger offensichtlichen Dingen gleichen wir uns sehr. Paare nähern sich an. Freunde und sogar Feinde ähneln sich mit der Zeit in ihrem Auftreten, ihrer Sprache und ihrer Körpersprache. Das ist eine Folge jahrelanger gegenseitiger Kompromisse und Konzessionen. Wie Menschen werden auch Nationen sich ähnlich. Manchmal ist es nur der Klang ihrer Sprache, aber oft sind es auch die Innenwelten: Werte, Sichtweisen, Erbe und politisches Handeln. Reisende bemerken Ähnlichkeiten zwischen Frankreich und dem französischsprachigen Teil Belgiens. Die Schweiz hat mehr mit ihren Nachbarländern Österreich und Deutschland gemeinsam als die gesprochenen deutschen Dialekte. Sie haben Mode, Sitten und Humor gemeinsam, soweit er existiert.

Womit hat Israel Ähnlichkeit? In vielerlei Hinsicht ähnelt Israel keinem anderen Land. In anderer Hinsicht gleicht Israel Ländern, denen wir nie ähnlich sein wollten. Um Israel zu beschreiben, müssen wir uns einige der auffallendsten Merkmale des Landes ansehen. In keinem anderen Land herrscht eine so absolute Freiheit der Meinungsäusserung wie in Israel. Grossbritannien verordnete 1982 während seines dummen Kriegs mit Argentinien um die Falkland-Inseln völlige Funkstille und Medienzensur. George W. Bushs Vereinigte Staaten zeigen in den Medien keine Särge aus dem Irak- und Afghanistankrieg. Israel erlegt Meinungsäusserungen dage-

gen keinerlei Schranken auf. In Israel kann man alles über alles sagen. Leute können zur Ermordung ihres Ministerpräsidenten aufrufen, und es wird so gut wie nichts gegen sie unternommen. Mauern sind voller rassistischer Graffiti wie «Tod den Arabern» oder «Keine Araber, kein Terror», und Polizei und andere Behörden machen sich nicht einmal die Mühe, die schändlichen Schmierereien zu entfernen. In den ultra-orthodoxen Vierteln Jerusalems sind mehr Hakenkreuze zu sehen als auf sämtlichen entweihten jüdischen Gräbern der Welt. Die freie Meinungsäußerung hat in Israel schon lange jede Grenze überschritten und zu einer Art verbaler Anarchie geführt, die fast schon an aktive Gewalt grenzt. Unser ganzes Land ist Geisel einer Gruppe von Siedlern, die mit Bürgerkrieg drohen, Soldaten zur Befehlsverweigerung aufrufen, die Autorität des Staates untergraben und ihm das Recht absprechen, den Mehrheitswillen umzusetzen – und das alles im Namen der freien Meinungsäußerung und der Versammlungsfreiheit.

Mit einer derart gespaltenen Psyche ist die israelische Gesellschaft im Kern entzweit. Was das Land zusammenhält, sind unsere Kriege. Wir sagen oft, es sei ein Glück, dass wir die Araber zu Feinden haben, sonst hätten wir uns schon längst gegenseitig zerfleischt. Wenn unsere Feinde schlau wären, würden sie ihre Waffen niederlegen, aus ihren Schwertern Pflugscharen machen und geduldig abwarten, dass wir die Arbeit für sie erledigen. Wir mögen uns zwar lautstark gegen den Krieg aussprechen, aber in Wirklichkeit sind wir immer noch bis an die Zähne bewaffnet und fügen uns daher bestens in die Feindschaft ein, die uns umgibt. Auf der Oberschule hatte ich einen ungewöhnlichen Hebräischlehrer. Als ich in der zwölften Klasse war, verschwand er zwei Mal für mehrere Tage. Das erste Mal wurde er wegen versuchter Brandstiftung in einer Kirche auf dem Ölberg verhaftet, das zweite Mal jagte er jemanden – selbstverständlich einen Nichtjuden – mit einer Axt durch die Altstadt. Man verhaftete ihn unter dem Verdacht der Mitgliedschaft in allen möglichen rechtsextremen Organisationen. Damals waren diese Organisationen noch klein und galten als Randgruppen. Mittlerweile sind sie nach bester Tradition rechter Ideologien gewachsen.

Als Schüler mochte ich meinen Lehrer sehr. Ich wusste nicht viel über seine Ideologie und verstand sie auch nicht ganz. Ich diskutierte mit ihm und versuchte, meine Wertvorstellungen am Schleifstein seiner Ansichten zu wetzen. Von der Auseinandersetzung mit ihm profitierte ich und eignete mir einige der humansten jüdischen Axiome an, die ich bis heute hoch schätze. Damals wusste ich nicht, wie gefährlich er war; ich wusste lediglich, dass er ein starker Gegner, ein einzigartiger, kluger und herausragender Mann an einer ansonsten recht mittelmässigen Schule war. Ich erinnere mich noch an sein Lächeln, als er das Thema unserer Examensarbeit diktierte: «In Kriegen und Prüfungen wird ein Volk gemacht». «Das ist speziell für dich», raunte er mir zu.

Im Laufe der Jahre wurden Leute wie er und seine Freunde immer mehr. Randgruppen bildeten zunehmend die Mitte, während die Linke zahlenmässig schrumpfte und an den Rand gedrängt wurde. Ihre kranke Sichtweise drohte Israel zu zerreißen. Begriffe wie Vertreibung, Tod, Aushungern und Verfolgung gehören inzwischen zum politischen Dialog, und nicht einmal das Kabinett bildet darin eine Ausnahme. Ihre Stimmen sind laut und deutlich zu hören, oft vom Rednerpult der Knesset, wenn sie über Gaza, Judäa, Samaria und Südlibanon reden. Derselbe Geist, dieselben Worte und dieselbe Logik: Juden und Israelis sind zu Schlägern geworden. Die Rhetorik blieb nicht ohne Wirkung auf die Politik. Im Sommer 2006 überschritten wir im Libanonkrieg eine Grenze, die wir vorher nicht überschritten hatten: Wir bombardierten die Hauptstadt des Feindes, verletzten das Symbol der Souveränität und den Nationalstolz des Libanon und liessen am Tag danach keinen Raum für Versöhnung. Das hatten wir 1967 und auch im Jom-Kippur-Krieg keiner Hauptstadt angetan. Im ersten Libanonkrieg scheuten wir noch vor einer Invasion Beiruts zurück. Mittlerweile haben wir jede Zurückhaltung aufgegeben.

Eine Regierung, in der sowohl der Ministerpräsident als auch der Verteidigungsminister Zivilisten ohne militärische Laufbahn waren, bombte Teile Südbeiruts in Schutt und Asche und führte Dresden und Kosovo als Präzedenzfälle an. Israelische Arroganz am Himmel über Beirut entspricht der Stimme des Volkes in ihrer schlimmsten Ausprägung. Der Kanonendonner war so laut, dass wir uns daran gewöhnten und die Geräusche nicht

mehr unterscheiden konnten. Dieser Lärm ist das Ergebnis moralischer Verzerrung in einem Staat von Opfern, in einem Land, das sich erlaubt, den anderen zu opfern. Der Opferstatus befreit. Als ich dieses Buch schrieb – und besonders, nachdem ich die Opferhaltung abgelegt hatte –, entdeckte ich, wie ich zugeben muss, zu meiner grössten Verwunderung, dass Israel von den politischen, sozialen und nationalen Strukturen her die grössten Ähnlichkeiten mit dem Deutschen Reich vor – ich muss betonen: *vor*, nicht *während* – der Phase der Anarchie hat, die den Aufstieg des Nationalsozialismus erleichterte.

Das ist ebenso verwirrend wie beunruhigend.

Otto von Bismarck war der Gründungsvater des zweiten Deutschen Reiches. Anfang der 1870er Jahre verwirklichte er einen über zwanzig Jahre alten Traum. Innerhalb weniger Monate schlug er die Armee Napoleons III. und gründete ausgerechnet im französischen Versailles das Deutsche Reich. Damit hob er Deutschland auf eine Ebene mit den anderen europäischen Mächten. Die meisten Deutschen, unter ihnen auch Juden, sahen die Vereinigung der deutschen Länder als historischen, wenn nicht gar messianischen Befreiungsakt. Friedrich Nietzsche, der skeptische Philosoph, war nicht angetan. Er versuchte sie aufzurütteln und erklärte: «Von allen schlimmen Folgen aber, die der letzte mit Frankreich geführte Krieg hinter sich drein zieht, ist vielleicht die schlimmste ein weit verbreiteter, ja allgemeiner Irrtum: der Irrtum [...], dass auch die deutsche Kultur in jenem Kampf gesiegt habe [...] Dieser Wahn ist höchst verderblich: [...], weil er imstande ist, unseren Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln.»⁷

Die Wenigen, die seine Ansicht teilten, verstanden, dass eine nationale Wiedergeburt Deutschlands mit Waffengewalt nur ein armseliger Ersatz für eine echte nationale Erneuerung war, wie sie zur Reform eines dekadenten Regimes und einer dekadenten Gesellschaft notwendig gewesen wäre. Leopold Sonnemann, der jüdische Verleger der *Frankfurter Zeitung*, sagte voraus, dass die deutsche Reichsgründung «auf Kosten der Freiheit» gehen werde. Er und andere erkannten zutreffend, dass die neue Einheit auf der militärischen Stärke Deutschlands beruhte, und begriffen, dass diese Situation im Staat zu Spannungen zwischen militärischen und zivilen An-

sprüchen führen würde. In einer solchen Lage würde der Militärstaat brüchige Wertvorstellungen wie Nationalismus, Kriegsbereitschaft und Verherrlichung einer nationalen Sicherheitsdoktrin über alles andere stellen. Militaristen kennen keine andere Vorgehensweise, als mit sozialer und politischer Härte die Vorurteile der Menschen gegen die als «anders» Wahrgenommenen zu lenken.

Als ich anfangs mit Yael zusammen war, beschloss ich, sie zu meiner Familie nach Hause einzuladen. Auf diese historische Begegnung musste ich meine Eltern vorbereiten und erzählte ihnen, dass ich eine neue Freundin habe.

Meine Mutter lächelte, mein Vater wirkte verduzt.

«So?», sagte er.

«Sie kommt morgen zum ersten Mal her. Vermassele es bitte nicht», bat ich.

Ich kannte die unerschöpfliche Neugier meines Vaters, was Herkunft und Beruf anderer anging. Damals verstand ich nicht, wieso er sich so viele Informationen über Juden, die er traf, merkte und nie wieder vergass. Ich hatte Sorge, dass meine junge Freundin Angst vor ihm bekommen und für immer vor mir weglaufen würde.

«Keine Sorge», versuchte meine Mutter mich zu beruhigen.

«Sag, wer ist sie?», fragte mein Vater.

Ich erzählte ihnen, dass sie Französin war und erst kürzlich aus Frankreich ausgewandert war.

«Nu, nu», schloss mein Vater und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Als Yael am nächsten Tag kam, um meine Eltern kennen zu lernen, ganz zu schweigen davon, zum ersten Mal im Leben einem Minister, einem jüdischen Minister, zu begegnen, war sie nervös. Wie ich befürchtet hatte, hielt mein Vater sich nicht an sein Versprechen, sondern fing sein übliches Verhör an: «Wer sind Sie?», «Wer sind Ihre Eltern?», «Woher kommen Sie?» Nur die berühmte KGB-Verhör Lampe fehlte in dem kleinen Zimmer, das jeden Moment kleiner zu werden schien.

Schliesslich gestand sie kleinlaut: «Ich bin aus Strassburg.» Das war der

Beginn einer grossartigen Freundschaft zwischen meinem Vater und Yael. «Wieso sagst du, sie ist Französin», fuhr er mich an. «Sie ist eine von uns; sie ist aus dem Elsass. Bismarck hat uns in den 1870er Jahren Elsass-Lothringen zurückgegeben. Strassburg gehört uns!»

Da sprach der ehemalige deutsche Jude in einer plötzlichen Aufwallung von Nationalstolz. Für einen Moment brach seine deutsche Identität wieder auf, wobei er vergass, dass sie gar nicht mehr existierte.

Bismarcks Sieg und die Annexion der Provinz Elsass-Lothringen lösten in Deutschland eine Rhetorik und Verhaltensweisen aus, die Israelis bekannt vorkommen dürften. Das Gebiet hatte zwar einige Jahrhunderte zuvor kurze Zeit zu Deutschland gehört, aber im ausgehenden 19. Jahrhundert waren die meisten Elsässer Franzosen. In einer Parlamentsdebatte in Berlin erklärte Sonnemann, man werde sie niemals zwingen können, deutsch zu sein. Die patriotische Presse schrieb darauf, die Umerziehung der Elsässer werde mit der Peitsche beginnen. Diese entfremdeten Kinder müssten eine harte Hand zu spüren bekommen. Liebe käme nach der Zähmung. Es war der Vorläufer der rhetorischen Formel: «Araber verstehen nur Gewalt». So war es damals und später, und so ist es bei uns.

Der Wehrdienst im israelischen Militär ist der Schlüssel zu einem würdigen Leben als Zivilist, zumindest war es lange so. Obwohl die Stellung der Israelischen Verteidigungstreitkräfte in jüngster Zeit gelitten hat, sind sie nach wie vor Grundlage und Sprungbrett des israelischen Zivilisten, der Wehrdienst ist Teil seiner Identität. Israelische Luftwaffenpiloten gehören immer noch zu den besten der Welt. Manche Einheiten der militärischen Geheim- und Nachrichtendienste bieten jungen Menschen ein Sprungbrett, die eine Karriere in der High-Tech-Industrie anstreben. Der Militärdienst öffnet Türen. Ehemalige ranghohe Offiziere sitzen in Schlüsselpositionen ziviler Behörden und Kommunalverwaltungen, und mehr als ein Viertel der Knessetabgeordneten der Arbeitspartei sind ehemalige Generäle oder Offiziere. Oft höre ich Jugendliche diskutieren, wo sie mit Blick auf ihren Werdegang nach der Armee am besten dienen sollten. In jeder Debatte über Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen fällt der Satz: «Wenn du nicht dienst, wird es deiner späteren Karriere schaden.» Manche Eiliteein-

heiten produzieren zukünftige Stabschefs der Armee, die anschliessend in die Politik gehen und es zuweilen bis zum Ministerpräsidenten bringen. Mosche Dajan, Yitzhak Rabin, Ehud Barak und Shaul Mofaz stiegen unmittelbar von diesem führenden Armeeposten zum Verteidigungsminister, Innenminister oder Ministerpräsidenten auf, als ob es ein völlig normaler Werdegang wäre. Kurz, beim Militär werden Israels Führungskräfte gemacht. Dieses System haben wir nicht erfunden, sondern von Bismarcks Deutschland übernommen.

Das militaristische Regime Deutschlands grenzte ganze Bevölkerungsgruppen aus, wie es auch Israel tut. In Deutschland erhielten Tausende Juden, die schon ab 1880 in der deutschen Armee gedient hatten und die Voraussetzungen für eine Offizierslaufbahn erfüllten, nie ein Offizierspatent. In Israel wird kein Araber (genauer: kein Nichtjude) jemals Stabschef oder Ministerpräsident werden, und in absehbarer Zukunft wird kein Nichtjude Knesset-Ausschüssen angehören, die mit Sicherheitsfragen, dem Mossad oder Atomwaffen zu tun haben. In dieser Hinsicht geht es israelischen Arabern wie den deutschen Juden im Deutschen Reich. Ich muss wiederholen, dass der Vergleich sich nicht auf die Juden während des Holocaust bezieht, nicht einmal auf ihre Lage unter der Naziherrschaft in den Vorkriegsjahren, sondern lediglich auf die lange Inkubationszeit, die dem Nationalsozialismus vorausging und eine öffentliche Stimmungslage schuf, die den Nazis die Machtergreifung erst ermöglichte.

Wie bringt man ein Volk, eine gesamte Gesellschaft, Millionen Menschen dazu, Augen und Ohren vor den Ereignissen zu verschliessen, die um sie herum stattfinden? Viele Deutsche sollten später behaupten und sogar beschwören, sie hätten keine Ahnung gehabt, was vorging, aber wir glauben ihnen nicht. Wir sagen ihren Söhnen und Töchtern, es sei unmöglich, dass Menschen eines Tages plötzlich verschwanden und sie nichts davon merkten. Die Söhne und Töchter, die zu uns kamen, um mit uns zu reden, beharrten nachdrücklich: «Aber meine Eltern haben nichts gewusst.» Gelegentlich erklärt ein ehemaliger Anwohner eines Konzentrationslagers, er sei täglich daran vorbeigegangen, habe aber das Offensichtliche nicht gesehen und nichts Ungewöhnliches wie die Asche unserer Brüder gerochen.

Es gibt offenbar Mechanismen der Verdrängung und Verleugnung, die uns veranlassen, die Augen vor der Not einer misshandelten Frau zu verschließen oder taub für die Schreie eines hilflosen Kindes zu sein, das in unserer Umgebung misshandelt wird. Wie Studien zeigen, ist das Betrachten von Bildern eines Autounfalls keine wirkungsvolle Abschreckung gegen draufgängerisches Fahren. Die Vorstellung «Mir wird das nicht passieren» erzeugt einen eisernen Vorhang zwischen dem Einzelnen und dem Anblick von Blut, Körperteilen und Tod. Es ist einfach, eine Masse aufzuwiegeln, ihr Angst einzujagen und Dämonen heraufzubeschwören, der Rest ergibt sich dann von selbst. Wenn Einzelne aussagen, sie hätten nichts Ungeöhnliches gesehen oder gehört, mag das durchaus stimmen, denn es gab einfach zu viel zu sehen und zu hören, zu viel zu ertragen.

Hannah Arendt schrieb in ihrem Buch *Eichmann in Jerusalem*:

... diese Gewohnheit [der Selbsttäuschung] hat sich so festgesetzt, dass es ... manchmal schwerfällt, nicht zu meinen, dass Verlogenheit und Lebenslüge zum integrierenden Bestandteil des deutschen Nationalcharakters gehören. Während des Krieges war die wirksamste Lüge das entweder von Hitler oder von Goebbels geprägte Schlagwort vom «Schicksalskampf des deutschen Volkes» – sie förderte den Selbstbetrug auf dreifache Weise: sie schuf erstens die Illusion, der Krieg sei kein üblicher Krieg; zweitens, er sei nicht von den Deutschen angezettelt, sondern vom Schicksal verhängt worden, und drittens, es ginge in ihm um Leben und Tod des deutschen Volkes, das seine Gegner vernichten müsste, wenn es nicht selbst vom Erdboden verschwinden sollte.⁸

Unser geliebtes Israel ist ebenfalls in die Schicksalsfalle gegangen: wir, «die Guten», gegen «sie», die Dämonen, den Erzfeind. Wenn jeder Feind das absolute Böse und jeder Konflikt ein Krieg auf Leben und Tod ist, ist in unseren Augen alles gerechtfertigt. Wir unterscheiden nicht zwischen verschiedenen Graden von Feindschaft und sehen unsere Feinde nicht als Rivalen mit möglicherweise legitimen Bedürfnissen: Sie alle sind ständig gegen uns, und uns bleibt nichts anderes übrig, als uns zu verteidigen. Selbst unsere Streitkräfte, die auf Angriff und Initiative spezialisiert sind, heißen immer noch «Israelische Verteidigungsstreitkräfte». Einige Tage

nach dem 11. September 2001 erklärte Ministerpräsident Benjamin Netanjahu dem US-Senat, der Anschlag markiere einen Wendepunkt. Es stehe ein entscheidender Krieg unmittelbar bevor, in dem die USA unter Führung von George W. Bush die Aufgabe eines *gatekeeper* hätten.

Netanjahu – ohne Zweifel ein Experte (manche sagen: ein Propagandist), was Israel in den letzten Jahrzehnten angeht – nahm sein Ziel aufs Korn. Er sprach zwar in Washington, D.C., aber eigentlich richtete er sich an seine eigene Partei in Israel. In der Presseerklärung seines Büros hiess es, Netanjahu habe Associated Press Fotos von einem Selbstmordattentat in einem Sbarro-Restaurant in Jerusalem gegeben, die verstreute Leichenteile zwischen Pizzas zeigten. «Vor fünfzig Jahren besiegten wir die Nazis in dem Konsens, dass man die Nazis verurteilen müsse ...»⁹

Als die Hamas im Januar 2006 die palästinensischen Wahlen gewann, beeilte sich Netanjahu, zu verkünden, wir hätten einen neuen *tzorer*, ein Begriff, der Israels schlimmste historischen Feinde wie Hitler bezeichnet. Sämtliche Feinde Netanjahus sind Erzfeinde, und er und Präsident Bush führen die Welt gegen diese beängstigenden Kreaturen. Jahrelange Propaganda dieser Art mit historisch befrachteten Begriffen hat eine ständige Hysterie geschürt: Alles ist ein Zeichen des Schicksals, und wir sind ständig in der Schwebelage zwischen Sein und Vernichtung. Die Propaganda sagt uns, dass uns entweder völlige Vernichtung oder Erlösung erwartet und es nichts dazwischen gibt. Der Krieg von 1948 war ebenso bedeutend wie die Kriege 1956 und 1967. Wer könnte die Parallelen leugnen, die zwischen der dreiwöchigen Belagerung vor dem Sechstagekrieg und den Ghettos und Lagern der Shoah bestehen? Hing das Schicksal des Landes im Jom-Kippur-Krieg 1973 nicht am seidenen Faden? Als die Ägypter im Oktober 1973 einige israelische Stellungen am Suezkanal einnahmen, sprach Verteidigungsminister Moshe Dajan, der grosse General, von der möglichen Zerstörung des Dritten Tempels! Netanjahu operiert auf gut bestelltem Boden, der von absolutem Bösem gesättigt ist und auf dem die Juden ständig um ihr Überleben kämpfen.

Netanjahu tritt in die Fussstapfen vieler anderer Redner, die Emotionen geschickt zu nutzen wissen. Als wir 1982 den Libanon angriffen und einen

betrügerischen, wahnsinnigen und sinnlosen Krieg anfangen, schickte Ministerpräsident Menachem Begin uns aus, um gegen Yassir Arafat, das «zweibeinige Raubtier», zu kämpfen. Denselben Ausdruck hatte er dreissig Jahre zuvor auf Hitler angewandt. Er verglich auch gern die Palästinensische Nationalcharta mit Hitlers *Mein Kampf*. «Noch niemals in der Geschichte der Menschheit gab es eine ähnlich widerwärtige und verabscheuungswürdige bewaffnete Organisation, wenn man von den Nazis absieht», sagte Begin einmal über die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO). Laut dem israelischen Historiker Tom Segev äusserte Begin nach dem Angriff auf Arafats Hauptquartier in Beirut gegenüber dem damaligen amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan, er habe sich gefühlt, als hätte er die IDF nach Berlin geschickt, um Hitler in seinem Bunker zu töten. Sein damaliger Kabinettssekretär Arye Naor erklärte, Begin habe sein Kabinett mit folgenden Worten überzeugt, den Libanonkrieg anzufangen: «Sie wissen, was ich selbst und was wir alle unternommen haben, um einen Krieg und Verluste an Leben zu verhindern. Doch in Israel ist dies nun einmal unser Schicksal. Es gibt keine andere Möglichkeit, als selbstlos zu kämpfen. Glauben Sie mir, die Alternative ist Treblinka, und wir haben entschieden, dass es kein Treblinka mehr geben wird.» Zwei Wochen nach Beginn dieses unnötigen Krieges erwiderte der Schriftsteller Amos Oz darauf in der Zeitschrift *Yediot Aharonot*: «Hitler ist schon tot, Herr Ministerpräsident... Immer wieder, Herr Begin, legen Sie vor den Augen der Öffentlichkeit ein merkwürdiges Bedürfnis an den Tag, Hitler wiederzuerwecken, um ihn dann in der Gestalt von Terroristen täglich neu zu töten... Dieses Bedürfnis, Hitler wiederzubeleben und dann auszulöschen, ist das Ergebnis einer Melancholie, der von Dichtern Ausdruck verliehen werden kann. Unter Staatsmännern aber ist sie ein Risiko, das leicht zu einer tödlichen Gefahr werden kann.»¹⁰

Bei der politischen Debatte zwischen Oz, dem Propheten der Linken, und Begin, der Ikone der Rechten, ging es nicht um Form, sondern um Inhalt, um Wege, die Geschichte zu beeinflussen. Es war ein Kampf zwischen der Not des Dichters und der Psychose des Politikers; ein Ringen zwischen verschiedenen Wertsystemen, ausgetragen in der Arena der Worte um die

Verwendung von Sprache, in diesem Fall einer bereinigten Sprache. Eine harte Wirklichkeit braucht harte Worte, um sie zu beschreiben, zu leben und zu überleben. Beschönigende, verharmlosende Worte ermöglichen es uns, schmutzige Realitäten als sauber wahrzunehmen. Diese Methode haben wir nicht erfunden, aber verbessert, als ob wir nichts von den Bösen gelernt hätten, die vor uns Sprache beschönigt haben.

Die Methode der Nazis war genial. Joseph Goebbels, der Vater der modernen Propaganda, verstand es, die kränksten Ideen so zu verkaufen, als seien sie der Inbegriff des Gesunden. Er und seine Gefolgsleute verbreiteten diese Ideen, und die Deutschen kauften sie ihnen ab und schauten weg. In seinem brillanten Essay *The Future of Liberty* untersuchte Thomas Gauly den westlichen Freiheitsbegriff:

In seinem Film *Schindlers Liste* präsentiert der amerikanische Regisseur Steven Spielberg ein effektives Beispiel für die Gefahr, die der Freiheit aufgrund veränderter Sprachwerte droht. Der Film erzählt die Geschichte des deutschen Geschäftsmanns Oskar Schindler, dem es gelingt, mehrere Tausend Juden vor dem Tod in Konzentrationslagern zu retten. Als Schindler erfährt, dass sein engster Mitarbeiter, der in seine sämtlichen Geheimnisse eingeweiht ist, in ein Konzentrationslager geschickt werden soll, versucht er ihn zu ermutigen: Schindler: Ihnen wird dort nichts Schlimmes zustossen. Ihnen wird eine Sonderbehandlung zuteil.

Mitarbeiter: In den Weisungen aus Berlin ist immer häufiger von Sonderbehandlung die Rede. Ich hoffe, das ist nicht, was Sie meinen.

Schindler: Vorzugsbehandlung, einverstanden? Müssen wir eine ganz neue Sprache erfinden?

Mitarbeiter: Ich glaube schon.¹¹

Es gibt viele Bücher und Studien über die Umdeutung von Worten durch die Nazis und die unmittelbaren und mittelbaren Methoden, das deutsche Volk einer Gehirnwäsche zu unterziehen. Nicht viele deutsche Dokumente verwenden ausdrücklich Worte wie «Vernichtung», «Eliminierung», «Mord» oder «Töten». Der Vernichtungsprozess wird als «Evakuierung», «Sonderbehandlung», «Umsiedlung», «Arbeitseinsatz im Osten», «Wohnsitzverlegung» und «Endlösung» bezeichnet. Diese spezielle Terminologie

wurde entwickelt, um die Ängste der Juden zu beschwichtigen, damit sie widerstandslos in die Vernichtungszentren gingen in dem Glauben, dass sie im Osten arbeiten sollten. Ziel war ein «Arbeitslager», weil das Wort «Lager» einen vorübergehenden Aufenthalt bezeichnet, aber nichts Endgültiges (auch wir müssen diesen Begriff erst noch überwinden, denn wir nennen die Nazi-Vernichtungsanlagen immer noch «Konzentrationslager»).

Selbst bei ihrem Eintreffen in Auschwitz blieben die Opfer noch optimistisch, da über dem Tor stand: «Arbeit macht frei». Dann gab es die «Duschen», um sie nach der langen Fahrt zu säubern und zu desinfizieren. Wer hätte geglaubt, dass sie etwas völlig anderes waren? Was war Zyklon B? Menschen schenken Worten immer Glauben. Frantz Fanon schrieb Anfang der 1950er Jahre: «Sprechen heisst instande sein, sich einer bestimmten Syntax zu bedienen, über die Morphologie dieser oder jener Sprache zu verfügen, vor allem aber, eine Kultur auf sich zu nehmen, die Last der Zivilisation zu tragen.»¹² Eine Zivilisation, die verharmlosende Worte benutzt, verwendet eine falsche Sprache, um eine falsche Kultur darzustellen, und ermöglicht es einem Staat, sich von jeglicher Verantwortung für in seinem Namen begangene Taten reinzuwaschen. «Ich wusste nichts», «man hat mir nichts gesagt», «das kann nicht sein, es stand nichts in der Zeitung», das sind gängige Ausdrucksformen von Reaktionen auf bereinigte Sprache. Eigentlich müsste die Antwort lauten: «Sie haben es euch gesagt, aber mit Worten, die es euch möglich machten, euch ihre wahre Bedeutung nicht einzugestehen. Sie haben es euch gesagt, aber auf eine Weise, die es euch ermöglicht hat, nicht zu wissen, was ihr nicht wissen wolltet.»

Fanon ist ein sachkundiger Zeuge, dem es zuzuhören lohnt. Er zwang das alte, aufgeblähte und hohle Frankreich, sich gegen die Unterdrückung Schwarzer zu stellen und Verantwortung für die Verbrechen von Weissen an Nichtweissen zu übernehmen; über Frankreich erreichte er den gesamten Westen. Sein Buch *Schwarze Haut, weisse Masken* wurde zu einem der wichtigsten Texte des 20. Jahrhunderts. Es erklärt die Ursprünge und das Ausmass moderner Konflikte um Rassismus, Unterdrückung, Unabhängigkeit und kulturelle Befreiung. Manche halten Fanon für den Propheten moderner Gewalt, weil er der Auffassung war, Gewalt müsse integraler Bestandteil von Befreiungskämpfen sein.

Ihm kommt das Verdienst zu, als einer der Ersten die Sprache als wichtigstes Unterdrückungsinstrument des weissen Mannes benannt zu haben, da sie in ihren Nuancen die tief verwurzelte Überzeugung zum Ausdruck bringt, dass Schwarze minderwertig und böse seien, und die Vorstellung weisser Überlegenheit stärkt.

Manche der Prüfungen und Leiden, die Fanon für Schwarze benennt, lassen sich auch bei den Juden ausmachen, die Jahrhunderte lang als minderwertig galten, vor allem bei den unschuldigen Juden, die im Namen der rassistischen, arischen Politik ermordet wurden. Das erschwert es erheblich, die Lage in Israel kritisch anzusprechen. Aber wir dürfen nicht ignorieren, dass die moderne hebräische Sprache verharmlosende, beschönigende Begriffe benutzt, um eine arrogante, gewaltgeprägte und sogar rassistische Einstellung zum arabischen Feind zu kaschieren.

In der hebräischen Umgangssprache besitzt das Adjektiv *arabisch* einen negativen Beiklang. «Arabische Arbeit» bedeutet Arbeit von minderwertiger Qualität. Ein «arabischer Arbeiter» steht für eine billige Arbeitskraft. Eine «arabische Armee» bezeichnet abfällig eine geschlagene Armee (der verstorbene Präsident Ezer Weizman sagte mir einmal, die «IDF war die beste arabische Armee im Nahen Osten»). Solche Beispiele gibt es in Hülle und Fülle. Der verächtliche Unterton macht die Araber als Menschen, die als minderwertig wahrgenommen werden, zu Erben der Juden und Schwarzen. Es gibt jedoch zwei Ausnahmen von dieser Regel, zwei Zusammenhänge, in denen das Wort «arabisch» eine hohe Wertschätzung ausdrückt. Auf dem Jerusalemer Immobilienmarkt ist «ein arabisches Haus» äusserst begehrt. Es ist qualitativ hochwertig, schön, gut gebaut, gross und geräumig: ein Haus für die Ewigkeit. Der andere Ausdruck bezieht sich auf das Essen: Ein «arabischer Salat» ist ein Gericht aus der vielfältigen arabischen Küche, authentisch, regional, frisch und bekömmlich. Hummus und Falafel haben hier einen wesentlich besseren Ruf als aschkenasischer *gefilte* Fisch oder marokkanisches *hreime*.

Die Erwartungen, die sich an die Worte für diese beiden sehr persönlichen Grundbedürfnisse knüpfen, zeigen, dass Israelis die arabische Präsenz als Tatsache des Lebens akzeptieren. Stacheldrahtzäune und Mauern wer-

den nichts daran ändern, dass wir bei Speisen und Wohnungen das Arabische suchen. Nach dieser Sprachgewohnheit assoziieren wir mit einem guten Araber also Essen und Wohnlichkeit, nicht den Araber des Zorns, der Verachtung, der Aufwiegelung und des Todes. Das kann die Realität nicht auslöschen, so bitter sie auch sein mag.

Ich bin zutiefst überzeugt, dass wir es unserer Malaise zum Trotz vorziehen, mit unseren Nachbarn in Würde und Respekt zu leben und uns nicht in wilde Tiere und Unterdrücker verwandeln, wie es unsere Verfolger vor nur zwei Generationen taten.

Eine solche Einstellung beschrieb der israelische Journalist und Schriftsteller David Grossman sehr gut. Unmittelbar vor dem zwanzigsten Jahrestag der Besetzung-Befreiung reiste er sieben Wochen lang durch Israels besetzte Gebiete. Er spricht fließend Arabisch und besuchte Militärgerichtsverhandlungen, Flüchtlingslager, Siedlungen und palästinensische Dörfer und Städte, wo man ihn als Gast willkommen hiess. Das inzwischen eingestellte wöchentliche Nachrichtenmagazin *Koteret Rashit* brachte ein Sonderheft über Grossmans Seelensuche heraus. Später fügte er einige Kapitel hinzu und verarbeitete seine Erfahrungen zu einem beeindruckenden Buch über die Korruption und Verkommenheit der ausgehenden 1980er Jahre, *Dergelbe Wind*.

Das Buch machte mich traurig. Allerdings dachte ich fälschlicherweise, wir hätten die Talsohle erreicht, von der es nur noch aufwärts gehen könne. Heute, zwanzig Jahre später, erscheinen diese Tiefen als humanistisches Utopia. Grossman schreibt über sprachliche Weisswäscherei:

Ein Staat in Aufruhr erfindet ein neues Vokabular für sich. Israel ist nicht der erste Staat, der das tut,... aber es ist empörend, Zeuge der allmählichen Entstellung zu werden. Nach und nach wird eine neue Gattung rekrutierter, betrügerischer Worte entwickelt; Worte, die ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben, Worte, die die Realität nicht beschreiben, sondern zu kaschieren suchen.¹³

Die sprachliche Schönfärberei Israels gehört zu den fortgeschrittensten der Welt, teils weil die Realität hier ständig im Wandel ist und neue

Worte erfordert. Die Sprachschöpfungen begannen schon vor langer Zeit bei den guten alten Jungs von der Palmach, einer der Milizen, die für Israels Unabhängigkeit kämpften. Sie stahlen nie, sie «zweigten» nur etwas aus dem Hühnerstall ab. In der Armee stahlen wir nicht, sondern «vervollständigten das Inventar». Wir belästigten Frauen nicht sexuell, wir fragten nur genau nach, was sie mit «nein» meinten. Wir wurden gedrillt, auf die «Reinheit der Waffen» zu achten, ein beschönigender Ausdruck, der das Gewissen erleichtern sollte, als ob eine «reine» Waffe das Töten legitimieren würde. Mit der Zeit machten wir solche Fortschritte, dass wir den Gipfel der Selbsttäuschung erreichten. Wenn unsere Streitkräfte, in denen unsere Kinder dienen, Menschen töten, die keine unmittelbare Bedrohung darstellen, nicht im Begriff sind, einen Terroranschlag zu begehen, und nicht als tickende Zeitbomben gelten, hören wir auf, weiterzulesen, zuzuhören, es zur Kenntnis zu nehmen und uns darum zu kümmern, weil die Armee es als «gezielte Prävention» bezeichnet. Wie gezielt kann es sein, wenn es Dutzende, wenn nicht gar Hunderte Male passiert? Wie gezielt kann es sein, wenn dabei auch Unbeteiligte verletzt und getötet werden? Gezielte Prävention klingt wesentlich besser als «Ausrottung», «Ermordung» oder «Liquidierung». Werden wir ihnen immer ähnlicher? Hat die Feindschaft zwischen uns und den Palästinensern bereits die Grenze zwischen einem guten, moralischen Soldaten und einem Raubtier verwischt? Wenn ich den Palästinensern ähnele und sie die Erben der Nazis sind, was besagt das über mich? Über uns? Darauf haben wir keine Antwort, weil uns die richtigen Worte fehlen.

Für manche mag das Wort «offenlegen» den positiven Beiklang haben, mutig die Wahrheit ans Licht zu bringen, aber hier bei uns bedeutet dieses Wort für manche etwas völlig anderes, etwa für diejenigen, die bedauern, dass ein alter Obstgarten für immer verschwunden ist, weil er aus Sicherheitsgründen «offengelegt» wurde. Sein Zaun verlief nicht weit vom Haus des ehemaligen Verteidigungsministers Shaul Mofaz in Kokhav Yair und wurde beseitigt. Der Obstgarten, der schon existierte, bevor die arrogante jüdische Gemeinde gebaut wurde, trägt keine Früchte mehr. Terroristen finden dort kein Versteck mehr, um den Minister aus dem Hinterhalt anzu-

greifen, und versuchen, anderswo Schaden anzurichten. Der Minister und seine Familie können ruhig schlafen, nur haben sie mit dieser «Offenlegung» weiteren versteckten Hass gesät.

Im israelischen Militärjargon bezeichnet eine «Krone» weder ein königliches Attribut noch einen zahnmedizinischen Eingriff, sondern eine erdrückende Belagerung, die zu Hunger, Durst und Verzweiflung führt. Eine Krone ist das, was in meinem Namen geschieht, wenn meine Kinder feindliche Ortschaften einkesseln und ihre arabischen Mitmenschen darin einschliessen. Eine Krone ist ein furchtbarer, zermürender Akt für diejenigen, die ihr ausgesetzt sind, so milde der Begriff für alle auch klingen mag, die es nicht wahrhaben wollen und den Kopf in den Sand stecken – Sand, der die heilige Sprache korrumpiert und zu einem nützlichen Instrument der Besatzung macht.

Es ist in Israel überaus schwierig, etwas oder jemanden mit Deutschland zu vergleichen, weil Deutschland hier gleichbedeutend steht für Nazis, Gaskammern und die Endlösung. Es ist unbequem, sich einzugestehen, dass Hitlers Deutschland nicht mit diesen Bildern anfing und nicht immer mörderisch war. Vorher war Deutschland anders, aber es nahm eine schlimme Entwicklung. Ein Wort brütete einen Satz aus, der wiederum eine Realität ausbrütete, die Vernichtung möglich machte. Nichts ist vergleichbar – und ich bete, dass nichts je vergleichbar sein wird – mit Deutschland in den letzten Stadien des Nazi-Regimes von der Pogromnacht, der so genannten «Kristallnacht» Ende 1938, bis zur Befreiung der Opfer aus den Todeszentren in Deutschland und Osteuropa Anfang 1945. Es stimmt, dass wir hier keine Gaskammern und keine offizielle Vertreibungs- und Vernichtungspolitik haben. Aber alle, die ihre Augen und Ohren nicht aufmachen wollen, sollten sich nicht wundern, wenn eines Tages deutlich wird, wie ähnlich Israel Deutschland in jenen frühen Jahren ist, als das deutsche Volk getäuscht und irreführt wurde. Gewisse Momente der israelischen Erfahrung weisen grosse Ähnlichkeit mit dem auf, was in Deutschland zwischen der schmachvollen Niederlage im Ersten Weltkrieg und dem Aufstieg der Nazis an die Macht 1933 geschah. Nach dem Ersten Weltkrieg, in der jungen deutschen Demokratie, nahmen anständige, respektable Bürger Hitler und seine Leute anfangs nicht ernst. Sie waren laut und provokativ,

aber durchsichtig. Man beachtete sie eigentlich nicht und hörte ihnen kaum zu.

Ian Kershaw, eine der grössten Autoritäten auf dem Gebiet der modernen Geschichte Deutschlands, präsentierte in seiner Hitlerbiografie neue Details über Hitler und Deutschland und fügte damit diesem und somit auch unserem Rätsel neue Puzzleteile hinzu. Am Anfang seines Buches argumentiert er:

War das 20. Jahrhundert das Zeitalter Hitlers? Sicherlich hat es kein Zweiter stärker geprägt als Adolf Hitler. Andere Diktatoren – allen voran Mussolini, Stalin und Mao – waren an Eroberungskriegen und der Versklavung unterdrückter Völker beteiligt, trugen Verantwortung für Gewaltakte unvorstellbarer Unmenschlichkeit und haben dem Wesen des 20. Jahrhunderts ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. Doch ist keiner mit seiner Herrschaft weltweit so tief in das Gesamtbewusstsein der Menschen eingedrungen wie Adolf Hitler... Die Hitler-Diktatur führte zu einem Kollaps der modernen Zivilisation – zu einer Form des nuklearen Super-GAUs in der Gesellschaft. Sie hat gezeigt, wozu wir fähig sind.¹⁴

Zu den Verantwortlichen zählt er uns alle, die gesamte Menschheit. Um zu verhindern, dass so etwas wieder passiert, erklärt er:

Werversucht, zu einem umfassenden Verständnis des NS-Phänomens zu gelangen, ohne dem «Hitler-Faktor» gerecht zu werden, hat keinerlei Aussicht auf Erfolg. Solche Deutung muss nicht nur Hitlers ideologische Ziele, seine Handlungen und seinen persönlichen Beitrag zur Gestaltung der Ereignisse berücksichtigen, sondern dies zugleich im Rahmen der gesellschaftlichen Kräfte und politischen Strukturen betrachten, die das Wachstum eines zunehmend von personalisierter, absoluter Macht abhängigen Systems gestatteten, gestalteten und förderten... Hitler war das Epizentrum dieses Angriffs. Doch er war dessen wichtigster Exponent, nicht seine primäre Ursache.¹⁵

Hitler kam vom Rand rechter Kreise. Obwohl er als Verrückter galt, wurde er zum Epizentrum der Albträume der Welt. In extremistischen Kreisen tauchen Menschen in Hassbäder und geben diesen Hass an ihre Gefährten weiter. Hetztiraden erregen leidenschaftliche Gefühle, erzeugen jedoch eine falsche Wärme. Sie erlauben sich Worte auszusprechen, die an anständigen Orten nicht gesagt werden sollten. Extremismus breitet sich von den

Rändern eines fremdenfeindlichen Nationalismus aus zur gemässigten Rechten und von dort zur kulturellen und politischen Mitte. Die Kreise, die sein Einfluss zieht, verlaufen fast immer parallel zu denen der Gleichgültigkeit.

Anfangs stossen Extremisten auf Verachtung, weil sie ja nur eine «kleine Minderheit», «Verrückte» und ähnliches sind. Leider hält Verachtung sie nicht auf. Die Menschen der Mitte sind zu gleichgültig und träge, um sonderlich darauf zu achten, und gewöhnen sich nach und nach an Anblick und Ton des Extremismus. Sind die Parolen der Rechten erst einmal Teil der öffentlichen Agenda, sind sie nicht mehr auszumerzen.

In den 1920er und 1930er Jahren forderten Mitglieder der deutschen Rechten die Strafverfolgung der «Novemberverbrecher», wie sie die Führer der demokratischen Parteien nannten, die am Ende des Ersten Weltkriegs 1918 die Waffenstillstandsverträge unterzeichnet und in ihren Augen Deutschland verraten hatten. In Israel verlangen sowohl die Rechtsextremen, die in den Hügeln der West Bank herumlungern, als auch die bürgerliche Rechte in Anzug und Krawatte die Strafverfolgung der «Oslo-Verbrecher». So nennen sie die führenden israelischen Politiker, den ermordeten Ministerpräsidenten Rabin und den heutigen Staatspräsidenten Schimon Peres, die 1993 das Oslo-Abkommen unterzeichneten, sowie den grössten Teil der israelischen Gesellschaft, die sie unterstützte und die erste Intifada beendete. Das muss als Aufruf verstanden werden, den gesamten demokratischen Prozess anzuklagen.

Ist diese Parallele zwischen Deutschland und Israel rein zufällig? Unterscheiden sich Schmierereien wie «Araber raus» und «Transfer jetzt» an den Wänden von «Juden raus»? Was sagen uns die Knessetreten voller Hass, Angst und Unflätigkeiten, die aus dem Protokoll, nicht aber aus dem Bewusstsein gestrichen werden? Was bedeutet es, wenn ein Nachrichtensprecher sagt: «Ein Araber fand den Tod»? Dass er den Tod verloren hatte und IDF-Soldaten ihm halfen, ihn zu finden? Was heisst: «Soldaten feuerten in die Luft, und zwei Jungen wurden getötet?» Dass palästinensische Kinder durch die Luft fliegen wie Figuren in einem Gemälde von Marc Chagall

und von unseren harmlosen Kugeln getroffen werden? Wem sind die Dutzende von Fällen unaufgeklärter Tötungen anzulasten, deren Täter nicht zur Rechenschaft gezogen wurden? Sie sind uns anzulasten, mir und dir.

Worte können Leben gewähren und Leben auslöschen, und Worte spiegeln immer die Wirklichkeit wider. «Leben und Tod liegen auf der Zunge» lautet ein altes hebräisches Sprichwort, das einer bitteren israelischen Wahrheit entspricht. Wenn wir in unserem Leben auf den Inhalt von Worten hören und nicht nur auf ihren Klang, müssen wir feststellen, dass wir der Sprache des Todes erheblich näher sind als der Sprache des Lebens.

Hannah Arendt, eine kluge Frau, schrieb für die Zeitschrift *The New Yorker* über den Eichmann-Prozess:

... 80 Millionen Deutsche [waren] gegen die Wirklichkeit und ihre Faktizität durch genau die gleichen Mittel abgeschirmt gewesen ... – durch die gleiche Verlogenheit und Dummheit und durch die gleichen Selbsttäuschungen. Die Lügen, an die im Moment immer jedermann glaubte, waren von Jahr zu Jahr andere gewesen, und sie hatten einander oft widersprochen ... Allen war zur Gewohnheit geworden, sich selbst zu belügen, weil dies eine Art moralischer Voraussetzung zum Überleben geworden war ...¹⁶

Israel steht heute nicht auf der Schwelle zu Gaskammern. Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass ich und viele meiner Freunde keine freien Bürger dieses Staates mehr wären, falls die Absicht zu einem Transfer von Palästinensern und einem Genozid im Stil der Tora auf der Agenda unserer Regierung stünden. Wir werden mit allen legitimen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, dafür kämpfen, zu verhindern, dass unser Staat moralisch Selbstmord begeht. Wir werden Haftstrafen in Kauf nehmen oder Israel für immer verlassen. Mir ist es lieber, meinem Gewissen zu folgen und dafür im Gefängnis zu landen, als geduckt in Freiheit zu leben, und ein ehrenhaftes Exil ziehe ich einem offiziellen nationalen Unrecht vor. Es muss hier gesagt werden, dass willkürliche Massenverhaftungen oder eine weitverbreitete, ethisch begründete Entscheidung, ins Exil zu gehen, das Ende Israels bedeuten werden. Es gibt Bedingungen, unter denen ich mich als Jude für das Exil oder die Inhaftierung in meinem Land entscheiden muss, wenn

unsere Sünden uns diesen Weg aufzwingen, was Gott verhindern möge. Allerdings dürfen wir das Problem bis dahin nicht mit dem Satz abtun: «Falls das passiert, werde ich schon wissen, was zu tun ist.» Zwischen Freiheit und Zerstörung liegt eine grosse Bandbreite von Möglichkeiten; alle sind schlecht, und die Lage wird sich wahrscheinlich noch verschlechtern. Die Vorstellung, dass uns das nicht passieren könne, weil unsere Geschichte als verfolgtes Volk uns gegen Hass und Rassismus immun mache, ist überaus gefährlich. Ein Blick auf Israel zeigt, dass die Erosion bereits begonnen hat. Vielleicht war die Impfdosis zu hoch. *Das* passiert uns nicht. Uns passieren schlimme Dinge, erschreckende Mahnungen an das, was war und nie wieder passieren darf. Sie sind für uns unsichtbar, weil unsere Sprache verschleiernd ist. Wir sehen vage Schatten, wagen aber nicht, die Fesseln der Sprache zu durchbrechen und hinter die Schleier zu schauen.

«Sprache ist das Medium, das uns erlaubt, die Welt zu verstehen», schrieb Gauly. «Wir sehen Natur, Gesellschaft und menschliche Motive nicht, wie sie sind, sondern wie die Sprache sie uns zu sehen erlaubt. Das ist die Grundlage unserer Kultur. Aus diesem Grund ist es wichtig, wie wir mit unserer Sprache umgehen und was unsere Begriffe ausdrücken sollen.»

Ist es Zufall, dass der verstorbene Professor Yeshayahu Leibowitz, der Anfang des 20. Jahrhunderts in Riga geboren wurde, in Deutschland studierte? Klangen ihm die Lektionen Bismarcks und des Deutschen Reiches in den Ohren, als er am Siebten Tag des Sechstagekriegs 1967 die Zerstörungen sah und sich weigerte, sich von der messianischen Ekstase mitreisenden zu lassen, die dem Krieg folgte? Falls es nicht so war, wie konnte er bereits so früh, in den ersten Tagen der neuen israelischen Geschichte, Folgendes voraussagen:

Das Dilemma, ob man die Territorien behalten oder räumen soll, hängt nicht unmittelbar mit der Frage von Frieden und Sicherheit zusammen ... Es ist unser Schicksal, lange in einem ständigen Kriegszustand zu leben ... Eineinhalb Millionen Araber jüdischer Gerichtsbarkeit zu unterstellen bedeutet, den menschlichen, jüdischen Charakter des Staates zu untergraben und die sozio-ökonomische Ordnung zu zerstören, die wir etabliert haben ... Die Zerstörung des jüdischen Volkes und die Korruption des Menschlichen in Israel... [In Grossisrael wird es keinen jü-](#)

dischen Arbeiter oder jüdischen Bauern geben. Die Araber werden die arbeitende Bevölkerung sein, und wir werden zu einem Volk von Managern, Aufsehern, Beamten und Polizisten, vor allem Geheimpolizisten. Der Staat wird zwangsläufig zum Polizeistaat werden und seine zentrale Institution wird der Allgemeine Geheimdienst sein ... Das wird sicher Einfluss auf die gesamte geistige und moralische Atmosphäre in Staat und Gesellschaft haben; es wird das Bildungswesen vergiften ... Und das alles bezieht sich auf den jüdischen Sektor des Staates. In den arabischen Sektoren wird die israelische Regierung Konzentrationslager und Galgen bauen. Es wird ein Staat sein, der nicht würdig ist zu existieren und nicht wert ist, ihn existieren zu lassen.¹⁷

Wenn ich gezwungen bin, mir die Nachrichten anzuhören, meist während einer Autofahrt, muss ich gegen den Drang ankämpfen, anzuhalten und ein riesiges Graffito an die Wand zu sprühen: «Leibowitz hatte Recht». Yeshayahu Leibowitz hatte noch nichts von «gezielter Prävention» gehört und schrieb daher von Galgen. Damals wusste er nicht, dass Zehntausende im Gefangenenlager Ktziot inhaftiert werden sollten, Verbrecher zusammen mit Unschuldigen. Er hatte die Berichte von Amnesty International nicht gelesen, die später ohne Debatte unter dem Vorwand zurückgewiesen wurden, die ganze Welt sei gegen uns.

Wir ignorieren die Fakten, weil es zu schwierig ist, sie zu kennen, wir lesen nichts und wissen nichts über die Realität unseres Lebens. Wir bauen ein ausgedehntes Strassennetz durch besetzte Gebiete, die als Umgehungsstrassen der Wirklichkeit fungieren und es uns ersparen, uns der Hässlichkeit der Diskriminierung und Demütigung zu stellen. Wir stellen uns blind und schauen weg. Im Gegensatz zu uns stellte Leibowitz sich kaum ein Jahr nach dem Sechstagekrieg nicht vor, dass die Massengefängnisse sich zu Brutstätten des Hasses und Schulen des Terrors und der Auflehnung gegen die Israelis entwickeln würden. Aber Leibowitz hatte Recht, da die Lehren aus Deutschland, wo er aufwuchs, ihm nie aus dem Kopf gingen.

Die zentrale Rolle der Streitkräfte in unserem Leben, die Rolle der Sprache bei der Legitimierung des Illegitimen, die Infiltration des Mainstream durch eine rechtsgerichtete Sicht und die Gleichgültigkeit der passiven Mehrheit – das sind die Hauptakteure, die es dem Rassismus erlauben, un-

sere Welt zu kontaminieren. In dem schmerzlichen Vergleich zwischen Israel heute und Deutschland in der Zeit vor Hitler haben wir uns noch nicht mit der Bedeutung befasst, die beide Nationen der nationalen Mythologie und der Beziehung von Blut und Boden beimessen. Es ist auch noch nicht zur Sprache gekommen, welche Rolle die Jugendbewegungen bei der Formung einer neuen Jugend in der Reform der deutschen Gesellschaft und in der heutigen israelischen Gesellschaft spielten, einer Jugend, die das Gesicht des Judentums verjüngt und das Auftreten der neuen zionistischen Sabras (gebürtigen Israelis), der neuen jüdischen Persönlichkeit hat. Nicht behandelt wurden Naturrituale und Feiertage und die Rolle von Volkssagen im Nationalismus, ebenso wenig Strassensperren, Enteignungen, Landraub, Verhinderung von Eheschliessungen, Siedlergewalt, Kapitulation der Armee und die ewige Sehnsucht nach einem starken Führer. Neueste Umfragen zeigen, dass einer von vier Israelis schon einmal Opfer von Gewalt wurde. Anarchie ist ein wesentliches Merkmal der neuen, von Zwang, Gewalt und Diktatur geprägten Ordnung. Die Liste ist lang und beschämend, und die Ähnlichkeiten mit der deutschen Situation bleiben. Sehen wir noch den ursprünglichen jüdischen Standpunkt, von dem wir ausgegangen sind? Oder sind wir zu fest verschanzt in unserer erschreckenden Ähnlichkeit mit jenen, vor denen wir geflüchtet sind? In beiden Fällen rangen nationale Traumata und Demütigung mit dem neuen Geist der Freiheit, Gleichheit, Offenheit und Demokratie. Im Deutschland der 1930er Jahre gewannen erstere, wird Israel sich in Zukunft für die letzteren entscheiden?

Ich kann ein so trauriges Kapitel nicht beenden, ohne an etwas Optimistisches zu denken. Mir fällt die Frage aus den Psalmen ein: «Woher wird mir Hilfe kommen?» Manche Schichten der alten Sprache machen mir Hoffnung. Es gibt Worte, die nie ausgelöscht werden, und Begriffe, die so stark sind, dass allein schon ihre Existenz in der Alltagssprache das Vorhandensein eines gesunden, unbesiegbaren Gewissens belegen. Wenn mein Israel nach vierzig Jahren immer noch leidenschaftlich über die Grüne Linie (die Waffenstillstandslinien von 1949, die nach dem arabisch-israelischen Krieg 1948 zwischen Israel und seinen Nachbarn Ägypten, Jordanien, Libanon und Syrien festgelegt wurden) diskutiert, heisst das, dass die

Menschen diese unsichtbare Grenze noch nicht ausgelöscht haben. Sie ist im Feld nicht markiert und nicht zu sehen, wenn man über die jüdischen Umgehungsstrassen der Realität fährt. Seit dem Sechstagekrieg hat sich die Bevölkerung Israels mehr als verdoppelt, und die überwiegende Mehrheit der Israelis wurde hier geboren oder wanderte nach dem Krieg ein, dürfte diese alte Grenze also kaum kennen. Aber sie ist nach wie vor da. Milliarden Dollar wurden ausgegeben, um sie auszulöschen, und Tausende Häuser in Hunderten Siedlungen gebaut, in denen Hunderttausende zionistischer Invasoren leben – dennoch suchen die meisten Israelis nach einem politischen Ausweg aus der Falle der besetzten Gebiete und warten darauf, dass wir alle nach Hause kommen. An der Grünen Linie wird Israel zusammenkommen, wenn es wieder zu Bewusstsein kommt. Sie lässt sich nicht auslöschen. Wie sich herausstellt, sind die historischen Umstände in den neunzehn Jahren zwischen der Staatsgründung und dem Sechstagekrieg im Juni 1967 tiefer in den Herzen verankert als jede messianische Botschaft eines Grossisrael. Die Grüne Linie ist nicht nur eine Floskel, sie ist Eckpfeiler einer neuen Sprache und einer neuen israelischen Vorstellungskraft.

Kapitel 6

Lehren aus dem Holocaust

ES gab eine Zeit, als im British Empire die Sonne nie unterging. Es war ein politisches und natürliches Phänomen: Das Territorium des Empire war so gross, dass es sich über sämtliche Zeitzonen der Welt erstreckte. Das neu gegründete Deutsche Reich des Reichskanzlers Otto von Bismarck und Wilhelms II. beneidete Grossbritannien. Die vereinigten Deutschen wollten ebenfalls einen höheren internationalen Status und Kolonien zur Bereicherung der heimischen Wirtschaft auf Kosten ferner Völker, um in der imperialen Sonne zu baden. Also entwickelte das Deutsche Reich eine Rhetorik, die seinen Anspruch auf einen «Platz an der Sonne» zum Ausdruck brachte. Treibende Kraft war die Kombination aus einem Minderwertigkeitskomplex angesichts der Macht Grossbritanniens, eine gewisse Portion hitziger deutscher Streitsucht und vor allem die Bereitschaft, für diesen Platz an der Sonne zu kämpfen und Opfer zu bringen. Als diese Rhetorik reifte und Deutschland bereit war, zu handeln, fing es in Afrika und anderen Teilen der Welt Eroberungskriege an.

Eine Generation später gab es kein Kaiserreich und keinen Kaiser mehr, nur noch eine schwache, geschlagene Weimarer Republik. Die Rhetorik blieb, aber die Gründe hatten sich verändert. Deutschland fühlte sich in seinen Grenzen eingesperrt. Die Demagogie des Raums traf auf offene Ohren, und Deutschland fühlte sich genötigt, sich im Osten einen «Lebensraum» zu schaffen. Der «Lebensraum» war eine von Hitlers Obsessionen, die andere waren die Juden. Polen galt als Dorn im Fleisch Deutschlands und war

für die Nazis eine Herausforderung, eine verlockende Beute. Ende 1939 begann Hitler seinen Feldzug, um das polnische «Staatsgebilde» einschliesslich seiner Intelligenz, den Standartenträgern des polnischen Nationalismus, auszulöschen. Hitler wollte polnische Gebiete annectieren und mit arischen «Volksdeutschen» und deutschstämmigen Einwohnern der baltischen Staaten und Ostpolens besiedeln. Im jüdisch-deutschen Wörterbuch bedeutet «Ein Platz an der Sonne» also etwas ganz Spezifisches, Finsteres.

Wieso gab der israelische Ministerpräsident Benjamin Netanjahu seinem Buch ausgerechnet den (hebräischen) Titel *Ein Platz an der Sonne*? Spricht aus dieser Sichtweise der paranoide Glaube der Rechten, der demografischen Bedrohung durch die Araber liesse sich nur durch Macht und Siedlungen begegnen? Ist es ein unterschwelliges Eingeständnis, dass mit der Expansion nach Osten und der faktischen Annexion – dem «Anschluss» – Judäas, Samarias und der Golanhöhen ein israelisches Reich geboren wurde? Manifestieren sich darin klaustrophobische Anwandlungen des jüdischen Ghettodenkens, die sich durch ein Ausbrechen in ein grösseres Siedlungsgebiet Erleichterung zu verschaffen suchen? Es könnte sich auch lediglich um eine literarische Unsensibilität Netanjahus handeln, ein weiteres Beispiel für die endlosen paradoxen Ausdrucksformen, mit denen wir seit Hitler und der Shoah zu kämpfen haben.

Während des Naziregimes und des Zweiten Weltkriegs unternahmen die führenden Kräfte in Israel vor der Staatsgründung (der Jischuw) sehr wenig gegen die Vernichtung europäischer Juden. Man hatte «hier» nur wenige Informationen und kaum ein Bewusstsein für die Ereignisse «drüben» im fernen Europa. Die hiesigen zionistischen Politiker, die grösstenteils osteuropäische Juden waren, hatten ebenfalls kaum Möglichkeiten, etwas zu tun. Sie wollten keine emotionalen Ressourcen vergeuden, die sich in den Aufbau des jüdischen Staates kanalisieren liessen. Der pragmatische David Ben-Gurion, der an ihrer Spitze stand, erklärte der Exekutive der Jewish Agency 1935: «Die Antwort auf das Unglück der deutschen Juden muss zionistisch sein: das Unglück in eine Ressource für den Aufbau des Landes zu verwandeln, das Leben und Eigentum deutscher Juden für das Land zu retten. Diese Rettung kommt vor allem anderen.» In der Anfangszeit der

Gefahr, bevor die Gewalt tödlich wurde, verhandelte die Jewish Agency als Vertretung der hiesigen israelisch-jüdischen Bevölkerung mit den Nazis. Zwischen ihnen bestand eine zynische Übereinstimmung der Interessen: Weder die Zionisten noch die Nazis wollten, dass die Juden in Deutschland blieben. Die Nazis wollten sie weit weg haben, und die Zionisten wollten sie in ihrem noch nicht gegründeten Staat haben. Dieser Dialog zwischen Zionisten und Nazis führte zu Wirtschaftsvereinbarungen, die den Transfer von Geldern und Waren in den zukünftigen Staat ermöglichten. Sie brachten dem jüdischen Palästina einen Wirtschaftsaufschwung und den Aufbau einer Infrastruktur, die dem Land in den 1930er Jahren und teils noch während der grossen arabischen Revolte zugute kam. Der israelische Historiker und Journalist Tom Segev schreibt dazu in seinem Buch *Die siebte Million*:

Am Nachmittag des 7. August 1933 nahm er [der zionistische Funktionär Arthur Ruppin] an einer Besprechung im Finanzministerium teil. Die Anwesenden kamen überein, dass jeder Jude, der nach Palästina emigriere, etwa 15'000 Reichsmark (1'000 Pfund Sterling) in ausländischer Währung mitnehmen und Waren im Wert von 20'000 Reichsmark – vielleicht auch noch mehr – nach Palästina ausführen dürfe, wobei die finanzielle Seite von jüdischen und deutschen Treuhandgesellschaften geregelt werden sollte. 1'000 Pfund Sterling benötigte man, um von den Briten die Genehmigung zu bekommen, sich als «Kapitalist» – wie diese Einwanderungskategorie hiess – in Palästina anzusiedeln. Das war damals eine beträchtliche Summe: Mit weniger als 300 Pfund Sterling im Jahr konnte eine vierköpfige Familie schon ein gutbürgerliches Leben führen.

Das Haawara-Abkommen – der hebräische Begriff für Umsiedlung wurde auch in den NS-Dokumenten verwandt – beruhte auf den einander ergänzenden Interessen der deutschen Regierung und der zionistischen Bewegung: Die Nazis wollten die Juden aus Deutschland hinausdrängen; die Zionisten wollten sie gerne in Palästina haben.¹⁸

Bevor die Nazis anfangen, Europas Juden zu ermorden, ermöglichten sie es uns also, die Grundlagen unseres zukünftigen Staates Israel aufzubauen. Und eben diese Basis nahm die ausgemergelten überlebenden europäischen Juden auf, nachdem dem Judentum der Kopf abgeschlagen und die Glieder in grauenhaftem Leid abgeschnitten worden waren. Nach der Geburt Isra-

els 1948 half das Abkommen von 1952 über deutsche Reparationen und Entschädigungen dem Staat Israel, sich zu regenerieren. Er nahm neue Einwanderer auf, gliederte die Kriegsflüchtlinge wieder ein und erweckte effektiv eine neue israelische Nation zum Leben, die erheblich mehr war als die blossе Summe der zerlumpten jüdischen Flüchtlinge. So waren die Nazis also auf ihre grausame Art in dreierlei Hinsicht an der Förderung und Umsetzung der zionistischen Staatsidee beteiligt: vor dem Krieg durch Transferabkommen, während und nach dem Krieg durch Einwanderungswellen von Flüchtlingen und nach dem Krieg durch beträchtliche Geldsummen, die das «neue» Deutschland im Namen des «alten» Deutschlands zahlte.

Oft frage ich mich, ob es ohne die Deutschen und ihre Barbarei überhaupt einen Staat Israel geben würde. Was wäre aus Israel geworden, wenn nicht die negativen Kräfte der Vertreibung und Tragödie, sondern die positiven Kräfte nationaler Erneuerung zu seiner Gründung geführt hätten? Wie hätte Israel ausgesehen, wenn nicht Theodor Herzl, den der Zorn über die Dreyfus-Affäre zum Handeln zwang, den Staat aufgebaut hätte, sondern sein Rivale Ehad Haarn (Asher Ginzburg) und die anderen zionistischen Intellektuellen, die die Grösse des jüdischen Volkes, nicht aber seine Schwächen wiederbeleben wollten?

Die israelische Führung vor der Staatsgründung zollte der Not der Juden in Europa Lippenbekenntnisse. Segev zeichnet ein erschreckendes Bild der Gleichgültigkeit:

Die *Haaretz* berichtete zum Beispiel von Greuelthaten in Karkow in der Ukraine («Die nationalsozialistischen Sklaventreibertrieben Scharen von halbnackten Juden die Strassen der Innenstadt entlang, schlugen sie mit Peitschen und Gewehrkolben. Erschöpfte alte Leute und Kinder fielen unterwegs hilflos hin.») Der Artikel erschien auf der zweiten Seite unter einer einspaltigen Überschrift. Unmittelbar darüber stand in derselben Spalte die Nachricht von einem grossen Sieg der jüdischen Fussballmannschaft in Damaskus ... Nach dem Krieg behaupteten nicht wenige Zeitungsleute, sie hätten bei den Informationen, die bei ihnen im Büro eingingen, Zweifel gehabt... Also veröffentlichten sie die Artikel – aber, um sicherzugehen, unter Vorbehalt. Ihre Distanzierung kam häufig in einem Fragezeichen zum Ausdruck, wie in der Dawor-Schlagzeile: «Eine halbe Million Juden in Rumänien vernichtet?»¹⁹

Wer kann das heute noch glauben, da jedes angebliche Hakenkreuz Schlagzeilen macht? Es gibt eine Reihe jüdischer Organisationen, die davon leben, auf Äusserungen von Hass zu reagieren, die nicht so erschreckend, nicht so bedeutend, manchmal auch nur ein Versehen oder Produkt eines verwirrten Geistes sind. Können wir uns heute noch vorstellen, eine Schlagzeile über den Tod einer halben Million Menschen mit einem Fragezeichen zu versehen?

Dieses Herunterspielen spiegelte die Position der Führung wider und war das Ergebnis der Filterung durch die politischen Wachhunde in den Nachrichtenredaktionen; in jedem Fall entsprach es der Mehrheitsposition der Menschen in Israel vor der Staatsgründung. Die hiesige Bevölkerung stand den Ereignissen in Europa noch ferner als ihre Führung. Jiddisch, die Sprache der Shoah, war ebenso wenig die Ihre wie die Orte. Ponevezh in Litauen hatte wenig mit Dgania am Ufer des Sees von Genezareth gemeinsam, und Lublin in Polen war Nahalal in der Jesreelebene völlig fremd. Ihre fernen Verwandten waren mehr fern als verwandt, und im Land Israel waren die Menschen vor allem mit sich selbst beschäftigt. Erst als die Tore der Vernichtungslager aufgebrochen wurden, der Vorhang sich hob und die Aschehaufen für alle sichtbar wurden, drangen die erschütternden Nachrichten durch. Entsetzen herrschte nicht nur über ihre eigene Untätigkeit, sondern auch über die Erkenntnis, dass die jüdische Bevölkerung Osteuropas, die menschlichen Reserven, die das Land bewohnen und den Staat aufbauen sollten, vernichtet worden waren. Sie waren für immer verloren.

Die zionistische Reaktion erfolgte umgehend. Israel erklärte sich zum Erben der Opfer, zu ihrem alleinigen offiziellen Vertreter in der Welt und ernannte sich zum Sprecher der ermordeten Millionen. Wir bürgerten sechs Millionen Tote ein. Das junge Israel, das als gesunde Alternative zur krankenden Diaspora gedacht war, hielt den Holocaust-Opfern posthum vor: «Wir haben es euch gesagt» – und transplantierte ihre abgetrennten Organe in seinen jungen Körper. Von einer neuen Alternative zur Diaspora in Osteuropa verwandelte sich das junge, bahnbrechende Israel in ein Land mit der Mentalität einer alten jüdischen, für immer verfolgten Kleinstadt im Nahen Osten.

Die zionistische Bewegung und ihre Tochter Israel, die auf revolutionä-

ren Idealen basierten, lösten sich von der jüdischen Vergangenheit und schufen ein neues nationales Gebilde, das Körper und Seele der Shoah-Opfer und -Überlebenden übernahm. Schon bald knüpften sie nicht nur mit voller Kraft an den Schmerz und die Trauer der Opfer an, sondern auch an die degenerative Exilkrankheit, vor der sie erst wenige Jahrzehnte zuvor geflüchtet waren. Im neuen, innovativen Israel war die radikale Bewegung völliger Erneuerung, die einen Frühling der Nationalstaatlichkeit und eine neue Gesellschaft verhies, gezwungen, sich über Erinnerung und Vergangenheit neu zu definieren. Israel trauerte nicht nur, sondern verwandelte sich von einem zukunftsorientierten Staat in eine Gesellschaft, die eng mit ihrer blutigen, traumatischen Vergangenheit verknüpft war. Die dramatische Nähe von 1945 zu 1948 – den Jahren von Kummer und Utopie, Depression und Manie – liess zwei monumentale Ereignisse, die Vernichtung der Juden in Europa und den Aufbau des jüdischen Staates Israel, zu einer Einheit verschmelzen. Beides wurde untrennbar miteinander verflochten.

Da solche Prozesse ihrem Wesen nach langwierig und Wandlungen unterworfen sind, fällt es mir schwer, den Wendepunkt genau auszumachen, wann Optimismus und Begeisterung in Pessimismus und Schmerz umschlugen. Melancholie rankt wie Efeu hoch und überwuchert alles, einschliesslich der heimischen Pflanzen.

Die Lieder vom Krieg, die jüdischen Gedichte, die Kampfhymnen und die Lieder der Toten eroberten die zionistische Halle der Hoffnung. Sie entwickelten sich zu Slogans, die von einer Generation an die nächste weitergegeben wurden. Anstelle von fünfzig Jahren optimistischen israelischen Kampfes – von Herzl bis in die stürmischen 1940er Jahre – traten plötzlich Verzweiflung und Mahnungen. Der starke Text eines Protestlieds, das Hirsch Glick 1943 im Ghetto von Wilna schrieb, als er vom Aufstand im Warschauer Ghetto hörte, wurde später zur Hymne der Partisanen, die gegen die Nazis kämpften. Glick schloss sich den Partisanen an, kämpfte gegen die Nazis und verschwand 1944. Sein Lied «Sage niemals, dass du den letzten Weg gehst» handelt davon, dass jemand öffentlich aussprach, dass er seinen letzten Weg antrat, aber der Dichter und die Sänger weisen ihn zurecht. Seitdem hat sich auf diesem rutschigen Weg das israelische Den-

ken drastisch geändert. Israel übernahm das Vermächtnis der Unsicherheit, die typisch für Traumaopfer ist. Seither leben wir unter ständigem Druck und in dem Widerspruch, die innere Ohnmacht und Existenzangst mit endloser Aufrüstung zu kompensieren. Wir sind zu einer Nation der Opfer geworden, und unsere Staatsreligion besteht in der Verehrung und Pflege von Traumata, als ob Israel auf immer seinen letzten Weg ginge.

In den letzten Jahren wurde einiges über sexuelle Gewalt, Belästigung und Missbrauch veröffentlicht und mehrere Methoden zur Behandlung der Opfer entwickelt. Mit diesen neuen Instrumenten lässt sich der Versuch unternehmen, die Shoah-Opfer zu verstehen und das zu begreifen, was jenseits der menschlichen Vorstellung liegt. Judith Lewis Herman wirft in ihrem Buch *Die Narben der Gewalt: traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden* einen eindrucksvollen, faszinierenden Blick auf menschliches Leid und Verzweiflung, der Hoffnung auf Behandlung und Heilung eröffnet.

Herman versucht die Tiefe traumatischer Erlebnisse zu verstehen und darin den Schlüssel für ihre seelische Überwindung zu finden. Sie interviewte Opfer posttraumatischer Störungen aus Kriegsgebieten und Konzentrationslagern sowie Verbrechensopfer, gefährdete Familienmitglieder (insbesondere Frauen und Kinder), ehemalige Geiseln, Kriegsgefangene und Vergewaltigungsoffer. Ihre Dokumentation ist erschreckend, erstaunlich, aber nicht hoffnungslos. Der Heilungsprozess, den sie vorschlägt, ist langwierig, langsam und erfordert Geduld, bietet aber die Hoffnung auf eine Zukunft, die mindestens ebenso gut ist wie die vortraumatische Vergangenheit. Einige ihrer Erkenntnisse möchte ich aufgreifen, um das israelische Paradox zu verstehen, das Macht mit Schwäche, Atomwaffen mit Verfolgungswahn, soliden internationalen Status mit einer Die-Welt-ist-gegen-uns-Mentalität paart.

Das Opfer hingegen erwartet vom Zuschauer, dass er die Last des Schmerzes mitträgt. Das Opfer verlangt Handeln, Engagement und Erinnerungsfähigkeit. Der Psychiater Leo Eitinger, der mit Überlebenden aus Konzentrationslagern gearbeitet hat, beschreibt den grausamen Interessenkonflikt zwischen Opfer und Zuschauer: «Die Gesellschaft will Krieg und Kriegsoffer vergessen; alles Schmerzhafte und Unangenehme wird unter dem Schleier des Vergessens begraben. Die

beiden Gruppen stehen sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber; auf der einen Seite die Opfer, die vielleicht vergessen wollen, aber nicht vergessen können, und auf der anderen Seite all jene, die aufgrund starker, oft unbewusster Motive unbedingt vergessen wollen und auch vergessen können. Der Kontrast... ist oft für beide Seiten sehr schmerzvoll. In diesem stummen und ungleichen Dialog verliert immer der Schwächere.»²⁰

Wie jedes Opfer eines Gewaltverbrechens oder anderen Traumas veränderte sich auch Israel durch dieses Erlebnis. Das Land begann klein und jung, war aber geeint und sich seines eigenen Werts bewusst. Die ersten Israelis nahmen Einwanderer in Mengen auf, die ihre eigene Zahl weit überstieg, und integrierten sie in ihre junge, noch nicht vollständig ausgebildete Kultur. Es war ein erstaunliches nationales Unterfangen, das man nie zuvor erlebt hatte und vielleicht nie wieder erleben wird, eine epische Leistung von mythischen Ausmassen. An irgendeinem Punkt kehrten sich die Rollen um. Anfangs absorbierte die einheimische Minderheit, die geschlossen und relativ homogen war, die einwandernde Mehrheit, die gespalten, gebrochen, isoliert und ausgezehrt wirkte, und die Neuankömmlinge passten sich anscheinend an und übernahmen die Werte des neuen Israel. Aber die einheimischen Israelis verachteten Schwäche und Gebrechlichkeit und brachten kein Mitgefühl für die eintreffenden Juden auf. Sie verschmolzen mit ihnen zu einer schweigenden, unsensiblen Gesellschaft.

Mit der Zeit entwickelte Israel sich zu einer multitraumatischen Gesellschaft, einer Koalition aller ihrer Opfer, die ihre schlimmsten Erlebnisse zu ihrer zentralen existenziellen Erfahrung machten. Die Gründungsgeneration strahlte ein Selbstvertrauen aus, das oft grundlegende Schwächen kaschierte, aber die nächste Generation, ihre Erben, steht für die Dimension vergänglicher Existenz und Unsicherheit und kaschiert nichts. Das Ergebnis ist eine nationale Doktrin, die der verstorbene Ministerpräsident Levi Eschkol treffend mit dem jiddischen Ausspruch kennzeichnete: *Shimshon hagibor der nebechkicker*, wörtlich: «Der starke Samson, der Schwächling». Nur unsere Generation kann die ironische Genialität verstehen, die hinter diesem Ausdruck steht. Dieser nationale Zustand umfasst zwei widersprüchliche Elemente, die aus unserer Geschichte erwachsen: überzo-

gene Stärke und verzweifelte Schwäche. Für Israelis ergibt das durchaus Sinn, nicht aber für andere, die es vielleicht als Zwischending zwischen Heuchelei und Wahnsinn auslegen. Diese Weisheit zeigt sich wie selbstverständlich in dem unwissenschaftlichen Spruch: «Aus einem geprügelten Jungen wird ein prügelnder Vater». Nur wenigen gelingt es, den pathologischen Teufelskreis in der Beziehung zu ihren Eltern zu durchbrechen. Israel bewaffnet sich bis an die Zähne wie der schwache Junge, der mit Knüppel, Messer und Schleuder in die Schule kommt, um seine realen und eingebildeten Drangsalierer zu bezwingen. Unabhängig von Nation, Staat, Streitkräften, Bruttoinlandsprodukt oder internationaler Stellung sind wir in unseren Augen immer noch Partisanenkämpfer, Ghettorebellen und Schatten in Konzentrationslagern. Die Shoah ist unser Leben, wir wollen sie nicht vergessen und lassen nicht zu, dass jemand uns vergisst. Wir haben die Shoah aus ihrem historischen Kontext gerissen und zur Entschuldigung und Triebkraft jeglichen Handelns gemacht. Alles wird mit der Shoah verglichen, erscheint neben ihr zwerghaft klein und ist daher erlaubt: seien es Zäune, Belagerungen, Einkesselungen, Nahrungsmittel- und Wasserentzug oder ungeklärte Tötungen. Alles ist erlaubt, weil wir die Shoah durchgemacht haben und niemand uns sagen darf, was wir zu tun haben. Uns erscheint alles gefährlich, und unsere normale Entwicklung als neues Volk, Gesellschaft und Staat steht still. Doch die Shoah war trotz ihrer ungeheuren Dimensionen nicht das Ende, es ist schliesslich eine Tatsache, dass es uns noch gibt. Statt eine Alternative zur vom Holocaust geplagten Seele zu entwickeln, stecken wir in ihrem Sumpf fest und schaffen es nicht, das Ufer des Optimismus zu erreichen, das für unsere Rettung und unser Überleben notwendig ist. Wir müssen uns klar machen, dass es zwar die Tragödie aller Tragödien, aber nicht unser letzter Weg war und sein darf.

Eine der paradoxen Folgen aus der Allgegenwart des Traumas ist unsere heutige Beziehung zu Deutschland und dem Nahen Osten. Die überhastete Versöhnung mit Deutschland ist einer der paradoxen Aspekte des fortwährenden Traumas der Erinnerung, das unsere feindseligen Beziehungen zu unseren unmittelbaren Nachbarn im Nahen Osten verschärft. Unsere Ent-

fremdung und die Schwierigkeiten, die eine ganze Generation mit der modernen jüdischen Identität hat, gehen zum grossen Teil darauf zurück, dass wir Deutschland viel zu früh verziehen haben. Die Verhandlungen, Abkommen und diplomatischen Beziehungen wurden aus nüchternen, praktischen Erwägungen und Staatsinteressen eingegangen, führten aber zu einer emotionalen Akzeptanz. Heute ist die deutsche Sprache überall zu hören. Als Knesset-Sprecher erlaubte ich dem inzwischen verstorbenen deutschen Bundespräsidenten Johannes Rau, zum ersten Mal in der Geschichte unseres Parlaments vor der Knesset eine Rede auf Deutsch zu halten. Deutsche Autos sind in Israel begehrte Statussymbole. Deutsche Erzeugnisse gelten als hochwertiger als andere Produkte, und selbst die deutsche Fussballmeisterschaft hat in Israel viele Fans und Anhänger.

Aber den Arabern werden wir nie verzeihen, weil sie angeblich genauso sind wie die Nazis, schlimmer als die Deutschen. Wir haben unsere Wut und Rachegefühle von einem Volk auf ein anderes verlagert, von einem alten auf einen neuen Feind, und so erlauben wir uns, behaglich mit den Erben des deutschen Feindes zu leben – die für Bequemlichkeit, Wohlstand und hohe Qualität stehen – und die Palästinenser als Prügelknaben zu behandeln, an denen wir unsere Aggression, Wut und Hysterie auslassen, wovon wir mehr als genug haben. Das habe ich persönlich in einer Schule in Jerusalem erlebt.

Kurz vor meinem Abschied aus der Knesset besuchte ich eine der ältesten und renommiertesten Oberschulen der Hauptstadt zu einem Gespräch mit Schülern. Es fand Anfang dieses Jahrhunderts statt, als palästinensische Terroranschläge Israel zerrissen. Jerusalem war Ziel von Mordanschlägen und erschreckender Propaganda militanter Islamisten. Das Gespräch mit den Schülern drehte sich um diverse, teils heikle Themen. Wie typische israelische Jugendliche argumentierten sie hitzig für Deportation und Transfer der Palästinenser. Für sie war Rache eine akzeptierte Philosophie und das Töten Unschuldiger ein legitimes Abschreckungsmittel. Manche, die extremere Meinungen äusserten, ernteten den Beifall ihrer schweigenden Freunde. Erschüttert stand der Schulleiter vor ihnen und erklärte mit bebender Stimme: «Aber hört ihr denn nicht, was ihr da sagt? Genau so

haben sie vor sechzig, siebenzig Jahren über uns geredet. Genau das haben sie mit uns gemacht.» Er ermahnte sie, und sie verstummten respektvoll, aber es war offenkundig, dass sie mit dem, was er sagte, nicht einverstanden waren. Ein Sechzehnjähriger fuhr mich wütend an: «Ich werde ihnen nie verzeihen. Mein Freund wurde bei einem Terroranschlag getötet, und mein Vetter wurde bei einem Terroranschlag verletzt... ich werde ihnen nie verzeihen. Sie sind das Schlimmste, was mir in meinem Leben passiert ist. Das Schlimmste, was den Juden je passiert ist, sind die Araber», erklärte er zutiefst verletzt.

Eine rationale Antwort war nicht angebracht. Also versuchte ich, den Strom seines Zorns umzulenken und fragte ihn, welche Automarke sein Vater fahre.

«Einen VW Passat», antwortete er.

«Und deine Mutter?»

«Einen alten Audi.»

«Und den Deutschen hast du verzeihen?»

«Ja», sagte er. «Sie haben mir nichts getan. Sie waren nicht so schlimm wie die Araber.»

Es trat Stille ein, kurz darauf klingelte es zum Ende der Schulstunde. «Sie haben mich reingelegt», sagte er. «Sie haben mir eine Falle gestellt. Sie sind ein Demagoge.» Er war den Tränen nahe, drehte sich um und ging.

Ich hatte nicht die Absicht gehabt, ihn «hereinzulegen». Aus uns beiden sprach die verwundete Seele der israelischen Nation. Die politische Manipulation, die aus den Arabern geistige Brüder der Nazis oder Schlimmeres machte, bot uns eine bequeme Möglichkeit, weiterzuleben. Die Wiederaufnahme der Beziehungen zu Deutschland und dem Westen erlaubte es uns, Reparationen und Entschädigungszahlungen von Deutschland zu bekommen. Gleichzeitig beklagten wir weiter unser schlimmes Schicksal, brachten unsere Wut zum Ausdruck, pflegten die Erinnerung, vergassen nicht und sahen die Reinkarnation des Nazigeistes im arabischen Körper.

Was konnte man einem solchen Jungen sagen? Was er und seine Freunde in Jerusalem erlebten, hatte im Westen seit Jahren niemand mehr erlebt. Ein Terroranschlag in New York zwang die grösste Supermacht beinahe in

die Knie und entfesselte bei ihr beängstigende Aggressionen. Dieser abscheuliche Akt brachte den amerikanischen Präsidenten dazu, sein Volk und die Welt zu belügen und einem schwachen Staat wie dem Irak aufgrund von Lug und Trug den Krieg zu erklären, um seine Rachsucht zu befriedigen und den «American way of life» zu erhalten. Wenn ein Präsident in Panik zusammenbricht, wie können wir dann den Kindern von Jerusalem, Kiriath Shmona oder Sderot einen Vorwurf machen? Welche Äusserungen soll man von einem Teenager erwarten, der über Jahre hinweg tagtäglich in Angst lebt? Explodierende Busse, Cafés, Pizzerien, Autobomben, potenzielle Todesfällen auf dem Weg zur Schule und nach Hause. Von einem Teenager, in dem es ohnehin schon brodelt, kann man nur ein begrenztes Mass an Vergebung und Mitgefühl erwarten. Nach dem Unterricht ging ich ihm nach und versuchte mit ihm zu reden. Ich erzählte ihm von einer alpträumerhaften Fahrt durch Jerusalem vor vielen Jahren, die für mich zu einem magischen Erlebnis wurde.

Am Vorabend des jüdischen Neujahrsfests Rosch Haschana fuhr ich durch Jerusalem. Wie vor Feiertagen üblich, herrschte dichter Verkehr. Plötzlich kam die ohnehin nur kriechende Autoschlange ganz zum Stillstand. In den Nachrichten hörte ich, dass es einen Terroranschlag gegeben hatte. Mein Vater und mein ältester Sohn, der damals noch sehr jung war, sasssen mit mir im Wagen. Wir hörten uns die Nachrichten an, dachten an die Opfer und hofften, rechtzeitig nach Hause zu kommen. Aber als der Stau sich in die Länge zog, fragte mein Sohn: «Wie konntest du auch nur daran denken, mit diesen Arabern Frieden zu schliessen?» *Diese Araber* ist in der hebräischen Umgangssprache ein feststehender Ausdruck für alle Araber, immer verallgemeinernd, immer verächtlich. Unsere existenzielle Angst vor dem Dunklen, Verborgenen, Unbekannten und Fremden unter uns.

Ich überlegte gerade, was ich ihm antworten sollte, ohne verärgert über die Frage, den Verkehr und dieses Leben im Allgemeinen zu klingen, als mein Vater auf dem Rücksitz antwortete: «*Yengele* (Jungchen), als ich in den ersten Tagen des Zweiten Weltkriegs aus Deutschland flüchtete, wusste ich nicht, wohin der Krieg führen und was er bringen würde. Als der Krieg

zu Ende ging, erfuhr ich, dass meine Mutter in Theresienstadt gestorben war, meine Grossmutter ermordet wurde, erschossen im Ghetto Sobibor, viele meiner Freunde und Verwandten umgekommen waren und die gesamte Kultur meiner Kindheit sich in den Flammen in Rauch aufgelöst hatte. Ich hätte nie gedacht, dass ich ‚diesen Deutschen‘ jemals verzeihen könnte. Und jetzt sieh dir unser Verhältnis zu Deutschland an und wie wir sie sehen. ‚Diese Araber wie du sie nennst, haben uns niemals das angetan – und werden es uns auch nicht antun –, was die Deutschen uns angetan haben.› Er schwieg eine Weile, bevor er hinzufügte: «Und du wirst in deinem Leben noch Frieden zwischen euch und ihnen erleben.»

Ob mein Sohn sich an diese Anekdote erinnert, weiss ich nicht, aber ich bin sicher, dass der Oberschüler aus Jerusalem von der Ansicht meines verstorbenen Vaters nicht überzeugt war. Ich lebe nach dem Glauben meines Vaters und glaube, dass, wenn wir die Araber von der Nazi-Rolle befreien, die wir ihnen zugewiesen haben, es wesentlich einfacher sein wird, mit ihnen zu reden und unsere beiden existenziellen Probleme zu lösen – die nationale Denkweise, die notwendig ist, um an die Shoah zu erinnern, und die ständige Kriegstreiberei zwischen den Kindern Israels und den Kindern Ishmaels.

Die führenden Politiker Israels haben unsere Verantwortung für das palästinensische Flüchtlingsproblem nie anerkannt. Aus taktischen Gründen wollte niemand zu früh die Büchse der Pandora öffnen, die eine Anerkennung und Entschädigung der Flüchtlinge bedeutet hätte, da man den Arabern ohne Gegenleistung nichts Greifbares an die Hand geben wollte. Gleichzeitig waren israelische Vertreter bestrebt, in der Schlammbarena des internationalen politischen Ringens keine «Punkte zu verlieren». Unter einer ganzen Palette ausweichender taktischer Argumente lauerte noch ein weiterer Grund: ein schwerer Schuldkomplex. Wir konnten uns selbst und noch weniger der Welt offen eingestehen, dass die «Wanderjuden», ein Volk von Flüchtlingen, Ursache des palästinensischen Flüchtlingsproblems sind.

In eben jenen Jahren und unter denselben Bedingungen, die das palästinensische Flüchtlingsproblem hervorbrachten, lösten wir das Problem unserer vertriebenen jüdischen Flüchtlinge, die in Scharen aus allen Teilen

der Welt, einschliesslich der arabischen Länder, nach Israel strömten. Wenn die Palästinenser gewollt hätten, hätten sie – trotz Israels Schuld – ihr Flüchtlingsproblem in den Randbezirken von Damaskus, den Flüchtlingslagern Jordaniens und den Städten Libanons und Ägyptens lösen können. Leider tat die arabische Führung nichts für ihre entwurzelten Brüder, sondern beutete das Flüchtlingselend aus, um den Streit mit Israel zu perpetuieren. Es fällt schwer, keinen Vergleich zwischen den beiden Flüchtlingsgesellschaften zu ziehen, die hier vor sechzig Jahren mit ähnlichen Anfangsbedingungen entstanden. Die israelische Gesellschaft integrierte ihre Einwanderer; diese Integration verlief zwar aus Sicht der Betroffenen nicht immer perfekt, aber von aussen betrachtet gelang sie. In den 1940er und 1950er Jahren gab es keine Unterschiede zwischen den einzelnen Flüchtlingen, sondern nur den nationalen Willen, die nötigen Ressourcen aufzubringen, und die Bereitschaft zu helfen und aufzubauen. Auf arabischer und palästinensischer Seite war von einer solchen Kraftanstrengung wenig zu sehen. Palästinensische Flüchtlinge steckten weiter in Lagern, Armut, Elend und Hass fest. Israel entwickelte sich zu einem faszinierenden Mosaik verschiedener Kulturen, die sich mischten und eine Synthese hervorbrachten, während palästinensische Flüchtlinge weiterhin mit ihren – wenn gleich berechtigten – Forderungen nach einer Anerkennung erlittenen Unrechts ein ständiger politischer Unruheherd sind. Das stellt ein emotionales Hindernis für jeden politischen Prozess dar, der es ihnen erlauben würde, Fortschritte zu ihrem und unserem Wohl zu machen.

Vor Kurzem war ich zu einem Abendessen in Jordanien. Am Tisch sass eine Gruppe junger und älterer Gäste aus dem Nahen Osten. Drei waren Libanesen, erfolgreiche, wortgewandte Medien- und Geschäftsleute der jüngeren Generation. Obwohl wir von unterschiedlichen Seiten der Kluft in der Nahostkrise kamen, gab es keinerlei Anzeichen von Rivalität, solange das Gespräch sich um neutrale Themen drehte. Wir hatten die gleichen Ansichten über George W. Bush und seinen Vater, über Clinton und Monica Lewinsky. Wir alle hatten *Sakrileg* gelesen, von derselben Internetseite MPss-Dateien heruntergeladen und nicht einmal sonderlich unterschiedliche Meinungen über Ariel Scharon oder religiöse Fundamentalisten jedwe-

den Glaubens. Am späteren Abend kam das Thema der Flüchtlingslager auf den Tisch. Sofort verschwanden das Lächeln und die ungezwungene Atmosphäre. Jeder erzählte seine Geschichte, erinnerte sich an die unendliche Armut seiner Eltern und hatte Heimweh nach einer Stadt, in der er nicht geboren wurde: Jaffa, Akko oder die Jerusalemer Altstadt. Schliesslich ebnete das Gespräch ab und alle Augen richteten sich auf mich. Warum übernehmt ihr nicht die Verantwortung? Ihr verlangt von uns, den Terror in Schach zu halten, religiösen Extremismus auszurotten, uns zur Demokratie zu verpflichten, Freiheit und Gleichberechtigung der Frauen umzusetzen. Als Gegenleistung seid ihr aber nur bereit, uns sehr wenig zu geben. Worte, mehr nicht. Plötzlich «erkannte ich, dass ich nackt war, und bedeckte mich» (Genesis 3:7).

Wie war es möglich, dass ich nie über meine Verantwortung für ihr Leiden nachgedacht hatte? Ich bin verantwortlich und habe ein ganzes Arsenal von Entschuldigungen und Argumenten. Ich hatte in dieser Angelegenheit keine Wahl. So ist das nun mal im Krieg, das ist eben der Preis. Ich war damals noch gar nicht geboren; es war ein anderes Israel. Nur wenn ich allein bin, wie ich es bei ihnen in Jordanien war, kann und darf ich der bitteren Wahrheit nicht entkommen. Ich muss sie zugeben.

Wir haben unsere eigenen Rechnungen mit der Welt zu begleichen, die fast nie Verantwortung für Probleme übernimmt, die mit uns zu tun haben. Es gibt nur ein Argument, das wir nicht für uns in Anspruch nehmen können: dass man uns nicht zuhört und unsere Lektion kein Gehör findet. Die Welt hat Verantwortung für die Shoah übernommen und sie sehr ernst genommen. Ohne die Shoah hätten die Vereinten Nationen die Resolutionen nicht verabschiedet, die zur Gründung Israels führten; die sofortige Anerkennung des neuen Staates wäre ebenso wenig garantiert gewesen wie die grosszügige deutsche Wirtschaftshilfe und nahezu automatische Unterstützung Israels. Die Shoah sensibilisierte Staaten und Organisationen für Antisemitismus und andere Hassverbrechen. Selbst die grundlegend veränderte Haltung der katholischen Kirche zu Juden und Menschenrechten allgemein erfolgte wegen der Shoah. Dagegen haben wir nie etwas Ähnliches für die palästinensischen Flüchtlinge und ihre Nachkommen getan. Wir haben nicht befolgt, was wir von anderen verlangt haben. Deshalb müssen

wir uns auf den höchsten Berg stellen und laut und deutlich erklären: Wir wissen, dass die Lösung des Shoah-Flüchtlingsproblems das palästinensische Flüchtlingsproblem direkt und indirekt verursacht hat. Erst dann können wir unsere Erklärungen und Entschuldigungen vorbringen: Wir drohten zu ertrinken und klammerten uns an jeden Strohalm; wir hatten genug damit zu tun, uns selbst zu retten. Wir werden ihnen von unserem talmudischen Erbe erzählen, nach dem wir leben. Zum Beispiel:

Über den Fall, wenn zwei Personen sich auf dem Wege befinden, und im Besitze des einen sich ein Krug Wasser befindet, und wenn beide trinken, sie beide sterben, wenn aber der eine, der eine bewohnte Gegend erreichen kann, trug Ben Petora vor, lieber sollen beide trinken und sterben, als dass der eine den Tod des anderen sehe. Dann aber kam R. Aqiba und lehrte: *«Es lebe dein Bruder mit dir»*, dein eigenes Leben geht dem Leben deines Nächsten vor.²¹

Da Ben Petoras Position wegen der Verschwendung wertvollen menschlichen Lebens auf Ablehnung stiess, wurde Rabbi Akivas Haltung als Norm akzeptiert. Wir müssen zugeben, dass wir nach der Shoah unser Leben wertschätzten, weil wir nach so viel Tod leben wollten. Wir waren nicht sensibel genug für das Leben anderer und für den Preis, den sie für unser Wohl zahlten. Bitte verzeiht uns, gemeinsam werden wir der ungesunden Flüchtlingsmentalität ein Ende setzen, die uns alle quält. Lasst uns für unsere gemeinsame Zukunft zusammenstehen. Wir wollen in Frieden leben. Deshalb lasst uns von vorn anfangen, mit Erinnerungen, aber ohne Zorn, mit Wissen um die Vergangenheit, aber mit grösserer Hoffnung für die Zukunft. Das meiste wird auf Verständnis stossen, und vieles wird Akzeptanz finden, denn so verhalten sich vernünftige Menschen, wenn sie um ihr Leben und das Leben ihrer Lieben kämpfen. Das Wichtigste ist die Anerkennung des Leids und die Übernahme der Verantwortung für das Elend der palästinensischen Flüchtlinge, auch wenn sie nur teilweise und verspätet erfolgen. Nur durch Anerkennung und die Bereitschaft, zu teilen, wird es möglich sein, die Beziehungen zwischen den beiden grossen Flüchtlingskulturen wiederherzustellen, die in dasselbe Land kamen, um es aus den Ruinen neu aufzubauen.

Dass die Gründung Israels zum Flüchtlingsproblem führte, heisst nicht, dass Israels Existenz die Lösung verhindert. Aber das Flüchtlingsproblem

quält uns unablässig und wird von den unverfrorensten Angreifern benutzt, um die schärfste Kritik an Israel zu rechtfertigen. Die Erben und Nachkommen unserer alten europäischen Verfolger, die uns ermordet oder geschlagen und verwundet aus Europa vertrieben haben, nutzen Israels Härte und Unsensibilität aus, um uns mit anderen Mitteln weiter zu verfolgen. Sie benutzen das Flüchtlingsproblem, um unsere Führung auf jede erdenkliche Weise zu denunzieren und die moralische Grundlage für den Staat des jüdischen Volkes zu untergraben. Das palästinensische Flüchtlingsproblem, das entstand, als wir selbst als überlebende Flüchtlinge vor ihren Vätern flohen, ist ihr stärkstes Argument gegen uns.

Ich bin überzeugt, dass die Welt und ihr Geist sich nach und nach als Verkettung von Widersprüchen entwickeln, die sich gegenseitig ergänzen und eine neue Realität schaffen. Diese Verkettung ist hier offensichtlich. Ohne die Shoah, durch die sich der Wille der Welt herauskristallisierte, das jüdische Problem zu lösen, hätte Israel nicht gegründet werden können. Die Shoah lieferte die Massen von Flüchtlingen und Überlebenden, die Israels Menschenbasis stellten und die Umwandlung eines willkürlich festgelegten Territoriums in einen lebensfähigen Staat ermöglichten. Andererseits wäre ohne die Anerkennung eines jüdischen politischen Rahmens durch die Staatengemeinschaft und die jüdische Entschlossenheit, hier ihre nationale Heimstätte zu errichten, das palästinensische Flüchtlingsproblem gar nicht entstanden.

Der Staat wurde gegründet, einige Flüchtlinge wurden aufgenommen, andere vertrieben. Sechzig Jahre später sind wir ein Staat, und die Vertriebenen sind noch immer Flüchtlinge, die nahezu keine Hoffnung haben. Die Opfer dieses Krieges wurden zu politischen Verfolgern, die überall auf der Erde Propaganda als Waffe gegen uns nutzen. Sie setzen uns in den grossen Hauptstädten, in den diplomatischen Arenen und in den Medien zu. Sie haben bei Wohltätern wie auch bei Übeltätern unseren Platz als Objekte der Identifikation und des Mitgefühls eingenommen. In diesem Rollentausch verstecken wir uns nun hinter der Untätigkeit arabischer Führer, die unsere Schuld benutzen, um sich gegen Kritik abzuschirmen. Wir sind zu Goliath,

sie zu David geworden. Das geht so weit, dass die Schuld der Welt, die indirekt für ihre Notlage verantwortlich war, Vergleiche völlig neuer Art hervorbringt, die sich in Graffiti äussern und vereinfachend den Davidstern mit dem Hakenkreuz der Nazis und Sharon mit Hitler gleichsetzen. Nur wenn Israel, die arabischen Staaten und die internationale Gemeinschaft die moralische Verantwortung für dieses notwendige historische Ereignis umfassend anerkennen, wird eine Öffnung der Herzen und des Denkens möglich werden. Sobald diese Anerkennung erfolgt, werden praktische Verhandlungen über Entschädigungen folgen. Statt über eine Rückkehr der Flüchtlinge in ihre Häuser wird man über eine Wiedergutmachung sprechen. Meine Mutter wird nicht in ihr Haus in Hebron zurückkehren, in dem ihre Familie ermordet wurde; die Familie Zaken wird nicht in ihr Haus in Zaku, Kurdistan, zurückkehren; die Cohens werden nicht nach Kairo zurückkehren; die Shertoks nicht in ihr Haus in Ramallah ziehen. Ebenso werden die Naqbas und die Flüchtlinge von 1948 nicht nach Jaffa, Jerusalem, Majdal oder Akkon zurückkehren. So ist das Leben, und so sind die Fakten. Wir werden sie anerkennen, im Sand einen Trennstrich zwischen der Gegenwart und der allgegenwärtigen Vergangenheit ziehen und versuchen, gemeinsam eine bessere Zukunft aufzubauen.

Das ist Israel in allen seinen paradoxen, widersprüchlichen Schattierungen. Panisch springt es zwischen den Extremen der Kriegsbereitschaft und der realen und eingebildeten Ängste hin und her, die es dazu treiben, sich einzurollen wie ein geprügeltes Kind oder ein traumatisiertes Hündchen. Es ist das Israel, das auf die Kraft seiner Gründer vertraute und nun an ihre Nachkommen übergegangen ist, an die Flüchtlingssöhne, die eine Macht kompensieren, die diese nie besaßen. Wir alle versuchen heute, die Vergangenheit zu leben, statt sie zu nutzen, um eine neue Gegenwart aufzubauen. Im Augenblick stecken wir fest zwischen der unglaublichen Vitalität, die uns vorantrieb, und unserer Entschlossenheit, nicht zu den Umständen der Vergangenheit zurückzukehren. In unserer Macht und Ohnmacht gehen wir weder vor noch zurück, sind weder ganz Israelis noch ganz Juden. Völlig zerrissen tun wir gar nichts.

Jahrelang erinnerte Israel die Welt an die Shoah. Reden und Politik mahnten die Staaten der Welt, zu gewährleisten, dass das, was geschehen ist, nicht wieder passiert. Wir meinten, es dürfe *uns* nicht wieder passieren: Lasst nicht zu, dass das Böse wieder den Kopf hebt und wieder *Juden* verfolgt, aber die Welt hörte etwas anderes. Das ist nichts Ungewöhnliches im Leben und in der zwischenmenschlichen Kommunikation: Es ist nicht so wichtig, was ich sage, sondern was der andere hört. Wir riefen: Bitte bewahrt uns vor einer weiteren Shoah, und die Welt hörte mehr: Keine Shoah, kein Holocaust, kein Völkermord darf je wieder passieren. Nach und nach drang dieses Bewusstsein durch und wurde zu einem weltweiten Standard. Jeder Böse wird automatisch als neuer Hitler etikettiert, den der Rest der Welt fürchten und verabscheuen muss. Die Welt hat die Lektion verinnerlicht, vielleicht noch nicht vollständig, aber ohne Zweifel ist das Bewusstsein für Verfolgung und Kriegsverbrechen heute wesentlich ausgeprägter als früher. In nicht geringem Masse ist das ein Ergebnis unserer ständigen Shoah-Mahnungen.

Der ehemalige serbische Präsident Slobodan Milosevic wurde vor einem Internationalen Kriegsverbrechertribunal angeklagt. Sein Land wird nicht in die Europäische Union aufgenommen, bevor es die letzten Kriegsverbrecher ausgeliefert hat. Die internationale Gemeinschaft belegte das rassistische Südafrika, einen früheren Verbündeten Israels, mit einem Wirtschaftsembargo und verhängte harte Sanktionen, bis die südafrikanische Regierung, das letzte weisse Kolonialregime, aufgab. Viele in der Welt, auch manche Israelis, setzten sich dafür ein, den Völkermord in Ruanda zu beenden – auch wenn sie mehr hätten tun können. Colin Powell, der ehemalige US-Aussenminister, intervenierte persönlich, um die Massenmorde im Südsudan zu beenden.

Nahezu überall dient die Shoah als Hintergrund und Metapher, als schlagkräftiges Argument, Lektion und Symbol für etwas, was sich nie wiederholen darf. Nicht immer gelingt es, aber die Shoah der europäischen Juden dient immer als Fanal, dessen Licht bis in ferne Finsternis reicht. Sie ist ein Fanal für eine gelernte Lektion und eine Verpflichtung. Die Welt stellt heute höhere Erwartungen an sich, und daher handelt es sich um eine nationale Erfolgsgeschichte ersten Ranges. Der israelische Ausdruck «In

ihrem Tod befahlen sie uns Leben» wird Wirklichkeit. Es ist unwahrscheinlich, dass die Welt den Weg des Friedens versucht hätte, wenn sich nicht vorher gezeigt hätte, wie weit menschliche Verbrechen gehen können – in diesem Fall bis Auschwitz, Birkenau, Treblinka und Dachau.

Warum sind Israelis dann so erbittert? Warum glauben wir, dass die Welt heuchlerisch ist und uns nicht versteht? Sie verhält sich nach den Normen, die wir gefordert haben. Obwohl sich jetzt ein Wandel vollzieht, sind wir immer noch unzufrieden. Der Grund mag sein, dass die Welt unsere Forderung nun auch an uns richtet, auf uns reflektiert. Und das ist unbequem. Nachdem wir gerade die Macht und die Freude, sie zu nutzen, entdeckt haben, nachdem wir gerade festgestellt haben, wie süß Rache schmeckt, wird die Welt jüdisch, reumütig und redlich. Das ist ungerecht. Wir möchten gern noch ein bisschen länger rüpelhaft bleiben. Das steht uns zu. Wir haben es uns in der Shoah verdient.

Alain Finkielkraut, einer der prominentesten Intellektuellen Frankreichs, versuchte in den letzten Jahren die verborgenen Dimensionen des Antisemitismus und allgemein von «Anti»-Gefühlen zu verstehen. Zwei seiner jüngsten Artikel zu diesem Thema erschienen in der israelischen Zeitschrift *Azure*, einem aufgeschlossenen, rechtsgerichteten Magazin, das öffentlichen Debatten eine mutige, originelle Stimme verleiht. Finkielkraut schreibt:

Es ist also der Holocaust, der die von Israel besetzten Gebiete zu *dem* Verbrechenstatort macht; es ist das Trauma der Vernichtung europäischer Juden, das unerschöpflich internationales Mitgefühl für das Leiden der Palästinenser schürt. Ich würde sogar sagen, der Post-Hitler-Impuls, alles zu ignorieren, was nach Auschwitz kam, muss wahrhaftig tief verwurzelt sein, wenn mein Korrespondent den Skandal der «Besetzung» so bereitwillig nicht auf den Sechstagekrieg, sondern auf die Gründung des jüdischen Staates datiert. [...] In Wirklichkeit ist es ihr ausgeprägter Abscheu vor dem kolonialen, kollaborationistischen und faschistischen Europa, der sie heute jene verteidigen lässt, die sie «die Opfer der Opfer» nennen. Ihre Anklage des jüdischen Staates geht Hand in Hand mit ihrer Verurteilung der alten Dämonen Europas.²²

Finkielkraut, der Professor an der *École Polytechnique* in Paris ist, meint die Ursache der Kritik an Israel zu verstehen und versucht sie zu entkräften;

«Die palästinensische Sache bietet der Menschheit, die es leid ist, sich dafür zu entschuldigen, dass sie sechs Millionen Juden ihrem Tod überlassen hat, die unverhoffte Möglichkeit, sich der Bürde der Reue zu entledigen.»²³

Es wirkt wie eine rechte Position in linker Verkleidung. Israel und sein Vorgehen in den besetzten Gebieten mit dem ultimativen Bösen zu vergleichen, enthält tatsächlich viel Heuchelei; aber Israel umgekehrt moralisch eine weisse Weste zu bescheinigen, geht zu weit. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Welt ist tatsächlich heuchlerisch, oberflächlich und opportunistisch in ihrer Haltung uns gegenüber, und doch ist die Kritik gerechtfertigt, weil wir einfach nicht Recht haben. Wir sind nicht so schlecht, wie unsere Kritiker uns darstellen, aber auch nicht so gut, wie wir selbst uns darstellen. Die Wahrheit leidet, weil sie von Lügen umgeben ist. Die Führung und das Volk Israels machen sich selbst etwas vor, und wir alle sind in heimlichem Einverständnis an dem Versuch beteiligt, die Welt zu täuschen. Aber nur weil wir keinen Wert mehr auf die Wahrheit legen, kann ich Finkielkrauts Meinungen nicht ignorieren. Seine temporäre Blindheit, wenn er uns uneingeschränkt verteidigt, trübt nicht seinen Scharfblick. Ich akzeptiere die treffende Äusserung: Was den Juden wundert,... ist nicht, dass man ihm nicht vorwirft, ein Jude zu sein, sondern dass man ihm im Gegenteil seinen Verrat am Judentum vorwirft... als ob er aus sich selbst vertrieben und wie Kain mit einem Mal gezeichnet wäre.

Israels Politik im Land unserer Erzväter entweicht das Erbe unserer Väter Abraham, Isaak und Jakob. Sicher, wir sind nicht länger Abel, der immer wieder von seinem Bruder ermordet wird, weil wir jetzt selbst über Macht verfügen und die internationalen Normen sich geändert haben. Wir sind auch nicht Kain, der aus schierer Mordlust tötet. Aber können wir uns darauf einigen, dass die Kainselemente in der jüdischen Psyche in jüngster Zeit zugenommen haben? Die Shoah und die Gründung unseres Staates schufen einen Mechanismus, der jeden Juden, wo immer er auch ist, zu Gewalt und obsessiver Verteidigung um jeden Preis zwingt. Die drei Wochen der Angst vor dem Sechstagekrieg intensivierten und der Krieg 1973 verfestigte die Besessenheit von der Zerstörung des Tempels, die wir seit

70 n. Chr. in uns tragen. Als Abraham zu Gott rief: «Das sei ferne von dir! Muss nicht der ganzen Welt Richter das tun, was recht ist?»,²⁴ legte er nicht nur Protest ein, um Sodom und Gomorra, die Städte des Verbrechens und des Bösen, vor Zerstörung und Vernichtung durch den Zorn des Allmächtigen zu retten, sondern schuf ein Vermächtnis für Generationen. Heute sind wir nicht nur Richter, sondern auch Herren über das Land, aber unser Urteil ist hart, ungerecht und erbarmungslos. Noch immer leisten wir es uns, zwischen den Nachkommen unseres Vorfaters Abraham – unserem Onkel Esau und unserem Urvater Jakob, der seinem Bruder das Geburtsrecht stahl – eine moralische Gleichung aufzustellen. «Die Stimme ist die Stimme Jakobs, die Hände sind die Hände Esaus» zitieren wir gern, als wollten wir sagen, die Stimme des Gebets und der Redlichkeit gehöre uns, nicht aber die zur Jagd und zum Töten geeigneten behaarten Hände, da sie den «Nichtjuden» gehören, die ebenso böse sind wie Esau. Daher müssen wir uns dem Midrasch zuwenden, der vergleichenden Interpretation, die den Eigenschaften der Stimme die der Hand gegenüberstellt. «*Die Stimme ist die Stimme Jakobs*, es gibt kein wirksames Gebet, wobei nicht Kinder Jakobs beteiligt wären; *die Hände sind die Hände Esavs*, es gibt keinen siegreichen Krieg, wobei nicht Kinder Esavs beteiligt wären.»²⁵

Mit anderen Worten, die Bedeutung der jüdischen Kriegsethik ist heikel: Je mehr wir kämpfen und siegen, umso mehr werden unsere Hände die Esaus und unsere Stimme weniger die Jakobs. So war es in alten talmudischen Zeiten, und heute gilt es erst recht. Welche moralische Stimme verschwindet? Es ist Jakobs innere Stimme auf dem Weg zu seiner letzten Konfrontation mit seinem Bruder Esau. «Und Jakob fürchtete sich sehr und es war ihm bange».²⁶ Der Vers erzählt uns von menschlicher Angst, die uns so vertraut ist, von der Angst des Soldaten auf dem Weg in die Schlacht. Aber der Midrasch sucht weiter, wie er es häufig tut, nach etwas jenseits und zwischen den Worten «fürchten» und «bängen», um deren Bedeutung auszuweiten: «*Furcht*, weil er getötet werden könnte, und *Bängen*, dass er andere töten könnte.» Der Jakobische Kämpfer, der historische Jude, trägt nicht nur Verantwortung für sich selbst und seine Ängste; seine Verantwortung erstreckt sich auch auf das Leben seiner Feinde und Gegner. Empfinden wir diese Verantwortung noch?

Wieder haben wir es mit einem Paradox zu tun. Wir kämpfen, um den Teufelskreis zu durchbrechen, was seit Esau, Pharao, Goliath, Vespasian, Hadrian, Chmelniczki, Hitler und den restlichen Superbösen unser Los war. Aber je mehr wir gegen sie kämpfen, umso mehr spüren wir unsere Hände hart werden wie ihre, wie die Esaus. Wir haben die Verpflichtungen vergessen, die frühere Generationen übernommen haben. Wir behandeln «sie», als ob wir nie nach der brillanten Zusammenfassung der Tora durch Hillel den Älteren geschworen hätten: Was dir unlieb ist, das tue auch deinem Nächsten nicht. Uns war es verhasst, aber wir tun es, manchmal nur allzu freudig. Ist es ein Wunder, dass niemand mehr unser Freund sein will, wenn wir Enteignungen, ungerechte Verfahren an Militärgerichten, Miss-handlungen, Strassensperren und Nahrungsmittelblockaden praktizieren und, was das Schlimmste ist, arabische Menschenleben verachten?

Wir haben so unerbittlich gefordert, dass die Shoah nie wieder passieren dürfe, dass wir nicht bemerkt haben, was vor unserer Nase vor sich ging. Die Bibel und spätere Quellen gebieten uns Dutzende Male, die Nichtjuden unter uns rücksichtsvoll zu behandeln. Der Midrasch vergleicht die schlechte Behandlung des Fremdlings mit dem Tabu, Schweinefleisch zu essen: «Und den Fremdling sollst du nicht drücken und du sollst ihn nicht bedrängen, denn Fremdlinge wäret ihr im Lande Ägypten. „Du sollst ihn nicht drücken“ d. i. mit Worten, „und du sollst ihn nicht bedrängen“ d. i. mit Geld ... und siehe, Schweine sind zwischen deinen Zähnen und du redest Worte gegen mich?»²⁷

Demnach ist das Gebot, die Minderheiten unter uns gerecht und rücksichtsvoll zu behandeln, ebenso wichtig wie das Verbot, Schweinefleisch zu essen.

Ist es möglich, dass wir nur «jüdisch» sein können, wenn wir keine Freiheit und Unabhängigkeit besitzen? Bislang ist es eine unbestreitbare Tatsache, dass wir von dem Augenblick an, als wir einen Staat hatten «wie alle anderen Nationen», Nichtjuden wie sie sein wollten, während sie wiederum bereit sind, ein bisschen jüdischer zu sein als wir.

Vater, wo bist du? Ich möchte ganz von vorn anfangen. Anders.

Kapitel 7

Die Balance zwischen Heldentum und Shoah

Höhepunkt meiner Klassenfahrt im siebten Schuljahr war der Besuch im Kibbuz Yad Mordechai kurz nach dem Sechstagekrieg. In Jerusalem hing an den Fenstern in meinem Viertel noch das braune Klebeband, das wir in den drei Wochen gespannten Wartens, die meine Mutter entnervt hatten, angebracht hatten. Falls Bomben die Fensterscheiben bersten liessen, sollte das Klebeband verhindern, dass die Splitter nach innen flögen und uns verletzten. Schliesslich macht «Erfahrung klug». Die Erfahrung besagte, dass das, was 1948 passiert war, sich wiederholen könne. Autoscheinwerfer waren noch immer dunkelblau gestrichen, um sie nachts zu dämpfen, damit Bomber am Himmel sie nicht sehen könnten, genau wie in Dresden. Die Sandsäcke vor den Häusern lösten sich allmählich auf, und wir Jungen benutzten sie für Kriegsspiele. Die Sperrung der Altstadt war aufgehoben, und wir durchstöberten sie nach billigen Klappmessern aus China. Sie hatten Holzgriffe, gemusterte Blecheinlagen und beängstigende Klingen wie die arabischen Krummdolche. Für uns war der Krieg bereits in weite Ferne gerückt, und je weiter er entfernt war, umso näher waren wir Yad Mordechai. Dort schauten wir uns staunend den durchlöcherten Wasserturm an, ein Relikt des Unabhängigkeitskrieges von 1948, und das Denkmal für Mordechai Anielewicz – den Kommandeur des Aufstands im Warschauer Ghetto –, das aussah, als wüchse es oben aus dem Turm. Ich besuchte den Kibbuz erneut während meiner Ausbildung zum Zugführer der IDF, weitere Male während des Offizierslehrgangs und während des Fremdenführerkurses

und bei jährlichen Ausflügen mit meinen Kindern. Der Ort verändert sich nie, der Held ist immer noch im Belagerungsdickicht verstrickt, und ich lerne nach wie vor aus dieser Erfahrung. Allerdings hat er mittlerweile eine tiefere Bedeutung erlangt. Bei meinem ersten Besuch erklärte der Museumsführer, der heroische Geist der Ghetto Rebellen habe auch unseren Staat begründet. Ich kaufte das zionistische Gedankengut ab, ohne sonderlich wählerisch zu sein oder es zu überprüfen. Ich liebte meine Kindheitshelden, stützte mich auf sie und vertraute ihnen in dem Wissen, dass sie immer für mich da wären. Zu ihnen gehörten der legendäre IDF-Soldat Meir Har-Zion und seine Kameraden, die Helden der Einheit 101; und Mordechai Anielewicz, über den ich durch Leon Uris' Buch *Mila 18* Bescheid wusste. Weitere Helden waren die Makkabäer und die Hasmonäer, die Getreuen von Massada und Bar Kochbas mutige Kämpfer. Die historische Wahrheit, falls Geschichte als Wahrheit gelten kann, kam später Stück für Stück; sie sickerte nach und nach durch und zerfrass die zionistische Patina. Das erlebte ich ebenso wie meine Freunde.

Welchen Einfluss die Heldenlegenden auf den Alltag haben, erfuhr ich einmal unverhohlen, als ich Vorsitzender der Jewish Agency und der Zionist Executive war. Damals wollte ich die Budgets der Jugendorganisationen reduzieren, die auch von staatlichen Institutionen finanziert wurden. «Das können Sie nicht machen. Das ist antizionistisch», schrie der Likud-Vertreter, der damals Präsident der rechten Jugendorganisation Betar war, die Wladimir Zeev Jabotinsky gegründet hatte.

Ich erklärte ihm, dass auch ich aus einer Jugendorganisation hervorgegangen war, der zionistisch-religiösen Bnei Akiva. «Weiss ich denn nicht, was Zionismus ist», fragte ich ihn.

«Wir müssen die Jugendbewegung erhalten», polterte er. «Die Jugendorganisationen haben im Warschauer Ghetto rebelliert und unsere Nationalehre gerettet. Die Shoah kann wieder passieren. Wer soll dann dagegen kämpfen?»

Ich war sprachlos. Es konnte doch nicht sein, dass jemand in den letzten Jahren des 20. Jahrhunderts ein solches Argument in einer Diskussion um Etat Kürzungen anführte. Ich bat um Bedenkzeit für die Entscheidung und verlegte mich dann auf eine Taktik, die ich von meinem bevorzugten Ministerpräsidenten, Levi Eschkol, gelernt hatte.

Ich machte so lange Kompromisse, bis sie meine Position akzeptierten. Dieser Zwischenfall mit dem Betar-Vertreter fiel mir bei einer anderen Gelegenheit wieder ein: bei der Beerdigung einer Verwandten, die eine Shoah-Überlebende war. Die Beerdigung fand in einem Kibbuz im Süden, nicht weit von Yad Mordechai, statt. Unter den Trauernden war ein Teenager, der ein Sweatshirt mit der Aufschrift trug: «Entdeckungsreise zu den Wurzeln der zionistischen Revolution und der Rebellion der zionistischen Jugendbewegung in Polen».

Angesichts eines solchen Slogans konnte ich mich nicht zurückhalten.

«Die Wurzeln der zionistischen Revolution liegen Hunderte oder zumindest zig Jahre vor dem Warschauer Ghettoaufstand», sagte ich nach der Beerdigung zu ihm. «Und im Übrigen war der polnische Aufstand nicht nur von der Jugendbewegung getragen.»

«Wer sind Sie», fragte er.

«Avrum Burg», antwortete ich mit meinem Spitznamen.

«Ach, Sie sind der berühmte Burg. Dann sind Sie ein Postzionist, vielleicht sogar ein Antizionist. Dann wundert mich Ihre Bemerkung nicht», erwiderte er und beendete die Diskussion über den umstrittenen Spruch auf seiner Brust. Beerdigungen sind wahrhaftig nie einfach.

Es gibt immer noch Leute, die diesen Unsinn glauben. Sie leben nach wie vor nach dem Mythos der Staatsgründer, die sich fälschlich das Verdienst für den verzweifelten Aufstand anrechneten und Warschau in eine Reihe stellten mit den Kibbuzim Dgania und Kinneret. Sie entledigten die verzweifelte Rebellion ihrer Shoah-Aspekte und Dimensionen, nahmen sie in den israelischen Legendschatz auf und machten sie zum Bestandteil des zionistischen Ethos. Warum adoptierte Israel die Warschauer Rebellen posthum, obwohl es vor der Staatsgründung so wenig unternommen hatte – soweit sich überhaupt etwas hätte tun lassen –, um ihnen gegen die Kräfte der Vernichtung und des Todes zu helfen.

Als in Europa die grosse Katastrophe offenbar wurde, hatten die führenden jüdischen Politiker im britischen Mandatsgebiet zwei Möglichkeiten: Sie konnten von ihren öffentlichen Ämtern zurücktreten, weil sich die nationale Führung als unfähig erwiesen hatte, oder sie konnten Besitzansprü-

che auf das wenige, was getan wurde, geltend machen und es zu einem Ethos der nationalen zionistischen Geschichte aufblasen. Sie entschieden sich für eine Täuschung und pflanzten zwei historische Missverständnisse in unsere Köpfe.

Eine irrige Darstellung war, dass ihre Aufstände und ihr Heldentum von Grösse und Intensität her mit der Shoah und ihren Opfern vergleichbar seien. Aus dem Shoah-Gedenktag wurde ein Heldengedenktag, der mit einer gewissen Verachtung und einem fast offiziellen Zorn auf die Shoah und ihre hilflosen Opfer einherging. Die zweite irrige Darstellung war, dass der Aufstand in den Ghettos uns gehörte, den gebürtigen Israelis. Wir wurden auf den Glauben programmiert, dass die Shoah dem Schlächter Hitler und den geopferten Kleinstadtjuden gehörte. Das Heldentum gehörte uns, den modernen Makkabäern, den Sprösslingen der Hasmonäer, den Nachkommen Bar Kochbas.

Um den Shoah-Gedenktag 1992 besuchte Generalleutnant Ehud Barak, damals Generalstabschef der IDF, das Lager Auschwitz-Birkenau. Dort hielt er eine seiner besten Reden, eine von Zynismus freie Ansprache reinsten «Isrealiness», israelischer Identität. Die verdrehten Axiome, die sein Denken ebenso wie unseres speisten, treten darin offen zutage. Er erklärte: «Ende März 1942 liefen hier Gaskammern auf vollen Touren. Und wir, die Soldaten der Israelischen Verteidigungsstreitkräfte, kamen fünfzig Jahre später hierher, vielleicht fünfzig Jahre zu spät.»²⁸ Man muss diese Worte immer wieder lesen, um die tiefe Ignoranz zu erfassen, die ihnen zugrunde liegt. Barak behauptete offenbar, nur eine Verzögerung habe uns daran gehindert, die Lagerinsassen zu befreien. Es war lediglich eine Panne, eine Verspätung. Das Ganze ist falsch, weil Israel damals weder eine Armee noch militärische Schlagkraft besass; wir spielten auf der Weltbühne nicht einmal eine Nebenrolle. Der Stabschef brachte die Geschichte durcheinander, wie es uns allen ständig passiert. Viele von uns glauben, der Staat Israel hätte mehr von den ermordeten Juden Europas retten können und sollen. Wir übersehen dabei eine schlichte Tatsache: Damals existierte dieser Staat noch nicht. Zudem ist es unwahrscheinlich, dass es überhaupt zu seiner Gründung gekommen wäre, wenn es nicht die Berge menschlicher Asche gegeben hätte, die einen modernen jüdischen Nationalstaat erst möglich

machten. Der Zeitpunkt der Shoah war paradoxerweise aus zionistischer Sicht günstig. Sie beförderte Israel in die Eigenstaatlichkeit, obwohl die Zionisten die Shoah-Opfer nicht hatten retten können. Wäre es zu einer umfassenden Rettung gekommen, wäre der Staat möglicherweise nicht gegründet worden; Israel erstand aus der Asche. Die wunderbaren Worte, die Barak später in seiner Rede sagte, treffen genau zu:

Wie ein Blitz beleuchtete die Shoah das Wesen der Rückkehr nach Zion als Kampf um unsere Existenz als Volk am Rande des Abgrunds ... die Einsicht, dass es bei dem Kampf um das Land nicht nur um den Raum geht, der zwischen unserem Rücken und dem Meer liegt, sondern um unser Recht, als Volk am «Ende der Linie» zu stehen, auf der das gesamte jüdische Schicksal ruht.²⁹

Damals fand ich Baraks Rede faszinierend. Mir gefiel seine Botschaft, für die Details hatte ich keinen Blick. Erst jetzt, da ich auf den Unterschied zwischen Bedeutungsvollem und Banalem achte, fallen mir die israelischen Geburtsfehler auf, die Barak so gut repräsentierte. Seine Worte an jenem Tag verflüchtigten sich nicht im frostigen polnischen Winter wie der Atem der Gefangenen und Toten; sie pflanzten sich mit Schallgeschwindigkeit fort und kamen ein Jahrzehnt später auf ungewöhnliche Weise erneut zum Ausdruck, als Düsenjäger der israelischen Luftwaffe über den verfluchten Ort, den Ascheplaneten Auschwitz-Birkenau, donnerten.

Zum sechzigsten Jahrestag der Befreiung der Vernichtungslager fand eine beeindruckende Zeremonie der ehemaligen Alliierten statt. Brigadegeneral Ido Nehushtan von der israelischen Luftwaffe legte einen Kranz auf den Krematoriumsöfen nieder zum Gedenken an die über eine Million Juden, die hier ihren letzten Weg angetreten hatten. Gleichzeitig flogen drei F-15-Kampfflugzeuge der IAF über Baracken, Etagenbetten, Appellplätze und Asche. Die Flugzeuge salutierten ihrem Kommandeur am Boden und den Toten unter seinen Füßen. Eines der Flugzeuge flog Oberst Shai Gilad, der im Kibbutz Yifat geboren war. Sein Grossvater und seine Grossmutter, die er nie gesehen hatte, gehörten vermutlich zu den Opfern. Im Cockpit hatte er die Dokumente seiner verlorenen Familienmitglieder bei sich, die das Yad Vashem Institute ihm für den Gedenkflug mitgegeben hatte.

Nach der Rückkehr von diesem Einsatz interviewten israelische Journalisten die Piloten. Ein Journalist von einer Zeitschrift der Kibbuzbewegung fragte: «Fand Ihr Flug über Auschwitz-Birkenau sechzig Jahre zu spät statt?»

Der Pilot, einer der Besten der gebürtigen Israelis, antwortete naiv im Geist der Rede Baraks:

Es erinnert mich an den Satz, den Ehud Barak vor zehn Jahren sagte, als er als Stabschef die Vernichtungslager besuchte: «Wir sind fünfzig Jahre zu spät gekommen.» Ich nehme an, es wäre nicht einfach gewesen, ein solches Lager zu bombardieren. Auch eine gezielte Bombardierung hätte die Shoah nicht verhindert, und viele unschuldige Opfer wären dadurch gestorben ... Dieser Akt war dazu gedacht, die Herzen um den Ethos des Gedenkens an die Shoah zu vereinen, weiter sollte man das nicht vertiefen.³⁰

Ich bin anderer Ansicht und möchte den Gedanken vertiefen. Der Stabschef und sein Pilot sehen ebenso wie die Masse der Israelis Militäruniformen und die israelischen Streitkräfte anachronistisch als Bestandteil der jüdischen Geschichte in der Zeit der Shoah. Aber die Shoah ereignete sich, bevor die IDF gegründet wurde. Wir kamen nicht einfach nur zu spät, wie wir immer sagen, als ob es sich lediglich um eine Verspätung aufgrund praktischer Schwierigkeiten, um ein Terminproblem gehandelt hätte. Wir kamen gar nicht und hätten auch nicht kommen können, denn unser Staat existierte noch nicht und konnte daher nicht helfen oder retten. Etwas anderes zu behaupten ist Unsinn. Der einschüchternde Flug über die Vernichtungslager ist eine ähnliche Zurschaustellung von Tapferkeit und Arroganz wie die verrückten Flüge über den syrischen Präsidentenpalast, die mit lautem Knall die Schallmauer durchbrachen, und die Tiefflüge, die Schafhirten und Flüchtlingen im Südlibanon Angst einjagten. Es ist ein angeberisches Auftreten, das die Unterschiede zwischen ihnen und uns unterstreicht, als würden wir zu den Toten nach ihrem wenig heldenhaften, jämmerlichen Tod sagen, dass uns, den Israelis, so etwas nicht passiert wäre. Wir sagen nicht nur ihnen, sondern auch uns selbst: Wir sind Piloten, Generäle und Kriegsveteranen; wir sind keine Lämmer, die sich abschlachten lassen. Dieses aufgesetzte, technische Zeichen von Respekt, das wir ihnen zollen,

bescheinigt ihnen nur ein weiteres Mal gegen ihren Willen ihre Schmach. Sie starben nicht als Soldaten, sondern als Minderheit, die verfolgt wurde, weil sie anders war.

Schafft die militärische Zeremonie Identifikation und Mitgefühl mit ihrem Tod? Keineswegs. Die Worte des ehemaligen Stabschefs und der extravagante Überflug sind lediglich Ausdruck unseres eigenen Egos, unserer schieren Lust an Gewalt, des Narzissmus physischen Heldentums. In ihnen ist nahezu nichts Ernsthaftes, Mitfühlendes enthalten, das uns über eine Identifikation mit den Toten verbinden und ihre Katastrophe als unsere eigene anerkennen würde. Die Zeitschrift der israelischen Luftwaffe bringt unseren Wahnsinn deutlich zum Ausdruck:

Die Idee zu einem Überflug über Auschwitz ist für Brigadegeneral Amir Eshel die Erfüllung eines persönlichen Traums. «Das ist ein fünfzehn Jahre alter Traum», erklärt Amir. «Es ist der bedeutungsvollste Ausdruck für das Wiedererstehen dieses Volkes. Als Luftwaffe sind wir der greifbarste Ausdruck von Stärke für das Volk, und niemand kann das besser ausdrücken als wir... Wir haben einen Plan gemacht, wie die Luftwaffe einen Einsatz plant... Je genauer man sich die Details der Mission ansieht, umso besser erkennt man, wie operationell komplex sie war. Wie bei jeder militärischen Operation besteht der erste Schritt in der Definition des Ziels. Es gab zwei zentrale Fragen, mit denen wir uns befassten», erklärt Eshel. «Erstens: Wie führen wir das professionell aus? Zweitens: Welche nationalen und emotionalen Elemente wollen wir betonen? Wo wollen wir überfliegen? Aus welcher Richtung? Wie schaffen wir das beste Bild? Welcher Text begleitet das Event? Und natürlich: Wer fliegt?»³¹

Fehlt nur noch, dass wir über die Funkverbindung der Einheit durchgeben: «Wir haben Auschwitz-Birkenau».

Für die Staatsgründer und viele ihrer Söhne und Töchter war dieses Heldentum lebensnotwendig, weil es das Gefühl schuf, Israel habe vor der Staatsgründung Seite an Seite mit den Ghettorebellen um sein Leben gekämpft. Es entstand eine künstliche Gleichung, die die Illusion weckte, das, was in Europa geschehen war, sei halb Shoah, halb Heldentum gewesen. Gleichzeitig wurde unterschwellig die Botschaft vermittelt, der Shoah-Anteil dieser Ereignisse sei den Juden, den Diaspora-Jids, den degenerativen, rabbinischen Typen zuzuordnen. Dem stand der heldenhafte Anteil gegen-

über, der den echten Zionisten, den Ghettorebellen und den Angehörigen der Jugendbewegung zuzuordnen sei. Von dort führte nur ein kurzer Weg zur Palmach, der Miliz in Israel vor der Staatsgründung, und später zu den Spezialeinheiten der IDF, der Nahal Pioneering Combat Youth und den übrigen Streitkräften. Die Shoah gehört den verkommenen Juden, das Heldentum den aufrechten Zionisten, so teilen wir beides gerecht auf. Tatsächlich haben die Zionisten einen überproportionalen Anteil an der Geschichte beansprucht und eine israelische Version der Holocaust-Leugnung geschaffen. Wir sehen die anderen Juden nicht und wollen sie wahrscheinlich auch nicht sehen, die Massen, die überwältigende Mehrheit, die nicht rebellierte und sich nicht wehrte. Sie waren ganz gewöhnliche Leute wie wir, die von den Deutschen und ihren Kollaborateuren gedemütigt und in ein grauenhaftes Schicksal getrieben wurden, aufgehäuft in Gruben und Massengräbern. Wer überlebte, tat es entgegen den Naturgesetzen. Wir wissen nicht, wie die anderen Juden lebten, aber glorifizieren endlos die wenigen, die zu den Waffen griffen. Unsere Prahlerei mit relativ wenigen Helden hat alle anderen Stimmen aus Scham zum Schweigen gebracht. Dieses Schweigen kommt einem Leugnen gleich: Das, worüber nicht gesprochen wird, existiert nicht. Wortlos haben wir die Erfahrungen und Opfer von Millionen europäischer Juden, die nicht mehr sind, effektiv ausgelöscht. Zu ihren Lebzeiten haben wir sie nicht anerkannt, und nach ihrem Tod verleugnen wir sie praktisch.

Bislang sind wir von dieser Krankheit des Verleugnens noch nicht kuriert. Schulen behandeln zwar im Unterricht die Zeit der Finsternis und Angst, vermitteln aber nur Lektionen über das Leben ausserhalb des Lebens. Es erinnert an die gegenwärtige Verleugnung der Diaspora-Juden. Wer von uns weiss wirklich etwas über die Juden ausserhalb Israels, die die Mehrheit unseres Volkes ausmachen? Was wissen wir Israelis über Leben, Träume und Ängste amerikanischer Juden? Was haben wir über nordafrikanische Juden erfahren, die nach Frankreich emigrierten, oder über lateinamerikanische Juden? Nichts, und was noch schlimmer ist, es interessiert uns einfach nicht. «Sie sollen kommen und hier leben oder sie sollen zum Teufel gehen», sagte der verstorbene Präsident Ezer Weizman einmal

wütend zu mir. Als er in der britischen Mandatszeit in Palästina/Israel aufwuchs, herrschte diese Einstellung, daher ignorierte man die Diaspora-Juden während der Shoah, und diese Einstellung herrscht noch heute. Wenn es ihnen gut geht, interessieren sie uns nicht; wenn ihre Lage sich verschlechtert, bestätigt es nur unsere Entscheidungen.

Das ist katastrophaler Zionismus von seiner schlimmsten Seite: Was schlecht für die Juden ist, ist besser für den Zionismus. In diesem Sinne bin ich nicht nur Postzionist, sondern Antizionist, Antikatastrophenzionist. Ich bin zutiefst überzeugt, wenn wir die moderne israelische Identität nicht auf Optimismus, Glauben an die Menschen und volles Vertrauen in die Völkerfamilie gründen, haben wir auf lange Sicht keine Existenz- und Überlebenschance – nicht als Gesellschaft in einem Staat, nicht als Staat in der Welt und nicht als Nation in der Zukunft. Die Ära ängstlichen Judentums und paranoiden Zionismus' ist vorbei. Die Zeit ist reif für die Integration in eine freie, positive Welt. Der Glaube des jüdischen Volkes in die Welt und die Menschheit muss wiederhergestellt werden.

Unser obsessives Bedürfnis nach Heldentum erwächst aus grosser Schwäche und mangelndem Selbstvertrauen. Wir verlassen uns nicht mehr auf eindeutige innere Stärke. Militärisches Heldentum und viele andere Demonstrationen physischer Stärke sind mittlerweile fester Bestandteil der Besessenheit unserer Nation von ihrem äusseren Erscheinungsbild. Der Held trainiert seine Muskeln und bewundert sein Spiegelbild im Wasser, in den Spiegeln im Haus und in anderen reflektierenden Oberflächen. Israels kriegerisches Heroentum und die unnötige Brutalität, die damit einhergeht, sind Wesenszüge einer narzisstischen Nation, die sich selbst bewundert. Erwächst Narzissmus nicht aus mangelndem Selbstvertrauen? Nach allzu langer Gleichgültigkeit der Welt schuf das Heldentum der Rebellen und Kämpfer eine angenehme Illusion einer Normalität, historischen Kontinuität und eines kämpferischen, heldenhaften Erbes wie bei allen anderen Nationen, deren Familie wir angehören wollten. Die Franzosen hatten Jeanne d'Arc, wir haben Hannah Czenes. Die Engländer hatten Robin Hood in Sherwood Forest, wir haben Yitzhak Sade in den Wäldern von Carmel und Menashe. Die Schweizer hatten Wilhelm Tell, der auf den Apfel schoss und

ihn nicht verfehlte, wir haben den einäugigen Moshe Dayan, der durch die Kugel eines Heckenschützen ein Auge verlor, «als in Syrien die Palmach marschierte», wie es in einem Lied heisst.

Das fehlende Bindeglied zwischen dem letzten praktischen Helden der altjüdischen Geschichte, Bar Kochba (135 n. Chr.), und den Helden von 1948 sowie der späteren Kämpfe ist in den Ghetto rebellen zu finden. Militärisch war der Warschauer Ghettoaufstand im Vergleich zur Vielzahl der Schlachten des Zweiten Weltkriegs nicht sonderlich bedeutend. Als ein IDF-Kommandeur vor einigen Jahren erklärte, um ein Flüchtlingslager einzunehmen und zu kontrollieren, müssten wir uns das Vorgehen der Deutschen im Warschauer Ghetto ansehen und daraus lernen, löste er vehemente, heuchlerische Proteste aus. Mit seiner Äusserung offenbarte er einige klare Axiome. Das erste ist die offene und verdeckte Parallele zwischen den Vorgängen dort und hier: moralischer Verfall und seine Auswirkungen. Unser Vorgehen in den besetzten Gebieten ist, wie ich schon oft geschrieben habe, kein Holocaust! Aber es ist auch nicht durchweg gut. Nicht minder wichtig als der ethische Aspekt ist die praktische Wahrheit, die sich in der Äusserung des Kommandeurs offenbart: Das Warschauer Ghetto war im Grunde nichts anderes als ein grosses Flüchtlingslager. Es geht hier nicht um eine ausserordentliche militärische Leistung oder Operation. Nichts, was die wenigen mutigen Rebellen taten, hätte den Weltkrieg verkürzen oder die Nazi-Diktatur stürzen können. Kein einziges jüdisches Leben wurde gerettet. Die Aufständischen rebellierten, die Deutschen schlugen den Aufstand nieder, und zur gleichen Zeit wurden andere Juden systematisch und erbarmungslos vernichtet. Eine Gruppe jüdischer Jugendlicher in Warschau erhob sich und kämpfte um ihr Leben. Gegen jede Wahrscheinlichkeit besorgten sie sich Waffen, wehrten im Frühjahr 1943 das deutsche Militär nahezu einen Monat lang ab und fügten ihrem Feind sogar Verluste zu. Nach einem Monat kam für das Ghetto und seine Helden das Ende. Das dicht bevölkerte Ghetto wurde geplündert, niedergebrannt und dem Erdboden gleich gemacht. Die Kämpfer fanden auf alle erdenkliche Weise den Tod: auf Barrikaden, im Nahkampf, im letzten Gefecht um den Kommandobunker in der Milastrasse 18, und manche erschossen sich, um der Gefangennahme durch die Nazis zu entgehen. Ande

re erstickten an dem Gas, das die Deutschen in die Stellungen leiteten, und nur einige wenige entkamen in die damals so genannten «arischen» Viertel Warschaus und flüchteten auf Schleichwegen kreuz und quer durch Europa.

So bescheiden die Erfolge auch waren, wurde der Warschauer Ghettoaufstand zum Symbol des Lichts, das die Finsternis überwindet. Damals verstanden wir die Shoah nicht so wie heute, aber das Heldentum begriffen wir auf Anhieb. Die Rebellen haben Namen und Gesichter. Ihr Aufstand ist keine anonyme Genozidindustrie, kein Konzept, das mit seinen unvorstellbaren Ausmassen die menschliche Vorstellungskraft übersteigt. Es ist vielmehr ein begrenzter, menschlicher, heldenhafter Kampf. Der Warschauer Ghettoaufstand regte die Fantasie der Juden und der Welt an und wurde auf Anhieb zu einer gleichwertigen Komponente in der Gleichung, die Shoah und Heldentum zuteilte. Das Heldentum gehört uns, den Israelis, die Shoah ihnen, den Juden der Diaspora. Sie sind aus Auschwitz, wir aus Warschau.

Nach der Shoah entwickelte sich der Zionismus zur Bewegung der siegenden Mehrheit. Alle anderen ideologischen Bewegungen der Juden wurden durch die Nazis zerstört oder für immer hinter dem Eisernen Vorhang des sowjetischen Ostblocks zum Schweigen gebracht. Nur die zionistische Bewegung blieb frei, draussen im Westen. Mittlerweile besass sie die Instrumente eines Staates im Wartestand. Sie spannte ihre sämtlichen Ressourcen und Fähigkeiten ein, um die Grundlagen des Staates zu schaffen und aufzubauen. Nicht zuletzt erfand und mehrte sie Mythen und Legenden und stellte sie verzerrt dar. Schamlos. Der Zweck war heilig und rechtfertigte die Mittel, wie Woody Allen einmal sagte: «Wenn der Zweck die Mittel nicht heiligt, was dann?»

Die Rebellen, die nicht dem zionistischen Klischee entsprachen, wurden aus dem privaten und kollektiven Gedächtnis getilgt. So erfuhren wir nichts über eine Dachorganisation, die den Aufstand leitete und der alle im Ghetto angehörten, sämtliche jüdischen Parteien, die zum grossen Teil sozialistische Bundisten und antizionistische Kommunisten waren. Sie enthielten uns vor, dass der Aufstand nicht möglich gewesen wäre ohne Unterstützung der jüdischen Gemeinde mit ihren Institutionen und Führern, des nicht-zio-

nistischen jüdischen Hilfsvereins und sogar des nichtjüdischen polnischen Untergrunds. Die Beiträge dieser Organisationen wurden verschwiegen und verhehlt. Literatur nichtzionistischer jüdischer Beteiligter an dem Aufstand wurde nicht ins Hebräische übersetzt. Die polnische Schriftstellerin Hanna Krall schilderte in ihrem Buch *Schneller als der liebe Gott* die Geschichte Marek Edelmanns, eines polnischen Juden, der Sozialist, Nichtzionist und Stellvertreter des bewunderten Mordechaj Anielewicz war, eine kaum publizierte Tatsache.³² Er liebte das Leben, war ausgesprochen nichtzionistisch, jüdisch-humanitär und wurde später Arzt. Marek Edelman vertrat in der Führung des Aufstands den «Bund», eine antizionistische jüdisch-sozialistische Organisation. Als der Aufstand niedergeschlagen wurde, gelang es Edelman, mit einigen überlebenden Kämpfern durch die Kanalisation aus dem Ghetto zu flüchten; später beteiligte er sich am Warschauer Aufstand von 1944. Nach dem Krieg blieb er in Polen, studierte Medizin und praktizierte als Kardiologe in Lodz. Er schloss sich der Bewegung Solidarnosc an und äusserte öffentlich seine Meinung zu Menschenrechtsfragen. Der polnische Präsident Aleksander Kwasniewski verlieh ihm 1988 den Orden vom Weissen Adler, die höchste Auszeichnung des Landes. Edelman lebt heute noch.

Unmittelbar nach dem Krieg zeichnete Edelman in seinem Buch *Das Ghetto kämpft* ein völlig anderes Bild von den Vorgängen über Pessach 1943 in Warschau.³³ Es wurde nicht ins Hebräische übersetzt. Die zionistische Zensur hielt es vom Nationalbewusstsein fern. Edelman war kein Zionist, Polen war seine Heimat, und er erfüllte seine Aufgabe als stellvertretender Kommandeur im Namen des nichtzionistischen Bundes.

Wie Edelman Hanna Krall erzählte, war er der Ansicht, die Rebellen im Bunker in der Milastrasse 18 hätten nicht Selbstmord begehen sollen: «Man soll es nicht tun. Auch wenn es ein sehr gutes Symbol ist. Man opfert nicht sein Leben als Symbol». Er sah den jüdischen Kampfeinsatz kritisch und behauptete, der Aufstand hätte effektiver erfolgen, mehr Deutsche töten und mehr Widerstandskämpfer retten können. Die Stärke der deutschen Soldaten war für ihn eine Tatsache. Das sind dissonante Töne im Konzert des Heldentums.

Denn niemand wollte die nackte Wahrheit von ihm hören:

Die Menschheit hatte ja die Vereinbarung getroffen, mit der Waffe in der Hand zu sterben sei schöner als ohne. Folglich ordneten wir uns dieser Vereinbarung unter... Kann man das überhaupt einen Aufstand nennen? Es ging darum, sich nicht abschlichten zu lassen, wenn sie kamen, uns zu holen. Es ging nur um die Art zu sterben.³⁴

Das Denkmal für Anielewicz in Yad Mordechai stellt einen athletischen Mann mit Handgranate dar. Der Bildhauer Natan Rapoport schuf das Bild des Helden als Schlusspunkt, Denkmal und Monument für alles, was unsere Einstellung zur Shoah verkörpert. Der Widerstandskämpfer Anielewicz ist das Symbol jener Zeit. Der überlebensgrosse Bronzeriese ist durch und durch Energie, Kraft, Stärke, Heldentum und Hoffnung. Das Bild von Anielewicz 1943 stellt den durchlöcherten Wasserturm von 1948 in den Schatten und hinterlässt beim Betrachter einen Eindruck, in dem Begriffe und Dimensionen verzerrt sind. Wie ist es möglich, dass die Shoah so gut aussieht, während die Wiedererstehung Israels aussieht wie ein durchlöcherter Turm, der niemals Wasser halten kann?

Edelman beteiligte sich nicht an der zionistischen Vereinnahmung des Aufstands und seiner Konversion in die mythische Abfolge, die vielleicht – oder auch nicht – von Josef Trumpeldor und Tel Hai bis ins Warschauer Ghetto führte. Für ihn war der Aufstand nicht zionistisch, sondern universell, Teil der universellen Zwangslage, in der die Menschheit sich gegen teuflische Menschen befand:

Die Tatsache, dass das Warschauer Ghetto sich zur Wehr setzte, war kein zufälliges Ereignis. Es war die Folge des vierjährigen Kampfes einer Gemeinschaft, die unter unmenschlichen Bedingungen eingeschlossen war, die erniedrigt und herabgewürdigt wurde und ... als eine Gemeinschaft von Untermenschen galt. Die verbrecherische Besatzungsmacht sprach ihr jegliches Recht auf Bildung, Kultur, Denken und schliesslich auf das Leben und sogar auf einen würdigen Tod ab. Und doch entstanden unter solchen Bedingungen illegale Universitäten, Schulen, gesellschaftliche Organisationen, eine Untergrundpresse. Diese Aktivitäten förderten den Widerstand gegen alles, was das Recht auf ein würdiges Leben antastete. Der Aufstand im Warschauer Ghetto war eine Konsequenz jener Aktivitäten, war

die letzte noch bestehende Möglichkeit, sich den unmenschlichen Bedingungen des Lebens und des Sterbens zu widersetzen, war der letzte Akt des Kampfes um die Aufrechterhaltung der Menschenwürde und gegen die Barbarei, die Europa besudelte.³⁵

Erst 2001 wurde Edelmans Buch ins Hebräische übersetzt, Kralls Buch fand keinen israelischen Verleger, obwohl es auf der ganzen Welt in zahlreichen Sprachen erschien. Das zionistische Israel tolerierte keine Abweichung von seinem Kanon. Ende des 20. Jahrhunderts wurden Edelman und seine Memoiren zum Lackmustest der zionistischen und postzionistischen Einstellung zur Shoah. Ich bezweifle, dass Edelman das beabsichtigt hatte. Er lebte nach seiner Bundistenüberzeugung, dem Vermächtnis seiner Mutter, die ihn in die Jugendorganisation des Bundes geschickt hatte. Von dieser Überzeugung machte er weder unter der Nazi-Knute noch unter Hammer und Sichel der Sowjets Abstriche. Daniel Blatman, sein hebräischer Verleger, beschrieb Edelmans Platz in der Geschichte treffend:

Edelman wurde nach dem Krieg nicht zum herausragenden Helden des Warschauer Ghettos. Aber damals wie heute ist er der Held und die Stimme Hunderttausender stiller, unbekannter Helden, an die keine Studien oder Denkmäler erinnern.³⁶

Wir hörten nicht auf den zeitgenössischen Dichter, unseren Natan Alterman, der das Gedicht «Der Gedenktag und die Rebellen» schrieb und am Shoah-Gedenktag 1954 in seiner Tageszeitung *Davar* veröffentlichte. Es löste eine heftige Kontroverse aus. Auf der einen Seite standen jene, die den Aufstand als Tempel zionistischen Heldentums sehen wollten, auf der anderen sprach Alterman für diejenigen, die den wesentlich komplexeren Charakter des Aufstands begriffen. Alterman unterstrich seine Argumente noch einmal in Prosaform:

Eine Grundlage dieses Bildes, das der Aufstand hervorbrachte, ... wird von uns ... als einzige Reaktion präsentiert,... die so natürlich und berechtigt war, dass wir alle anderen Kräfte und Instinkte ablehnen und mit demselben Schleier der Blindheit und Verblendung oder des Verrats und Verbrechens verflechten.³⁷

Vor einigen Jahren löste Ehud Barak – damals noch vielversprechender

Kandidat für das Amt des Ministerpräsidenten – leidenschaftliche Debatten mit seiner Äusserung aus, wenn er ein palästinensischer Jugendlicher wäre, würde er sich einer terroristischen Organisation anschliessen, um für die Unabhängigkeit seines Landes zu kämpfen. Eine solche Bemerkung ist für einen gebürtigen Israeli selbstverständlich, der hier aufwuchs und Waffen und Rebellion als einziges Ausdrucksmittel von Nationalstreben kennt. Was mich betrifft, so bin ich mir nicht sicher, ob ich zu den Waffen greifen würde, wenn ich in einem Ghetto lebte. Ich würde mich bis zu meinem letzten Augenblick auf Erden fragen, ob man mit Rebellion nicht den Kriegsgöttern ein Feuer entzündet, das ausser Kontrolle geraten und alle vernichten könnte, wenn es erst einmal entfacht ist. Tag und Nacht würde ich mir dieselbe Frage stellen, die die Menschen in den Ghettos vom ersten bis zum letzten Tag der Belagerung gequält haben muss: «Können wir die Verantwortung für alle Juden übernehmen, ihr Leben riskieren und den Vernichtungsprozess praktisch unterstützen, falls wir scheitern?» Mir scheint es wahrscheinlicher, dass ich an meiner Einstellung gegen bewaffneten Widerstand festhalten und damit überleben oder sterben würde. Ich kann mir vorstellen, neben Mordechai Tenenbaum, dem jungen Kommandeur des Ghettos Bialystok, zu stehen, der bei einer Besprechung mit der Ghettoleitung äusserst zurückhaltend erklärte:

«Ich sage der Versammlung, wenn eine Aktion [Deportation] stattfindet ... werden wir nicht reagieren. Wir werden die 6'300 Juden opfern, um die übrigen 35'000 zu retten.» In einem anderen Fall erklärte er: «Wir wussten, dass das Schicksal der Juden von Bialystok die Vernichtung bis zum letzten sein würde. Wir opferten die ersten Tausend, um das Leben von einem Zehntel der polnischen Juden um einen oder zwei Monate zu verlängern (nicht zu retten, da das unmöglich war). Jeder Tag kann in der gegenwärtigen Lage an der Front und im Land die Rettung bringen. Wir sagten ‚nein‘. Wir sind verantwortlich. Hätten wir es nicht getan, wäre kein einziger Jude hiergeblieben.»³⁸

Wenn ich heute Palästinenser wäre, würde ich meine Waffen niederlegen und Israel in die einzige Umklammerung nehmen, aus der es sich nicht befreien kann: die Umarmung des Friedens. Wenn ich ein junger Jude in der Shoah wäre, wäre ich vermutlich hin- und hergerissen zwischen der verlo-

ckenden Handgranate Anielewicz und meinem eigenen Gewissen und würde mich letztlich für Mahatma Gandhis spirituelle Ressourcen entscheiden und versuchen, in ganz Europa gewaltlosen zivilen Ungehorsam gären zu lassen. Das ist meine Einstellung, nach der ich meine Kinder erziehe.

So dachte ich allerdings nicht, als ich als Heranwachsender in die Fallschirmjägerbrigade der IDF eintrat, stolz auf meinen Offiziersrang, die Flügel im Fallschirmjägerabzeichen und das rote Barett. Damals hatte ich das Gefühl, den Weg Anielewicz, Abba Kovners, Antek Zuckermans und Hannah Czenes' weiterzuführen. Rückblickend sehe ich es anders. Wenn ich um mein Leben hätte kämpfen müssen – hätte Selbstmord begehen, eine Handgranate werfen oder eine Waffe ziehen müssen –, hätte ich nicht Teil des israelischen Widerstands sein wollen. Ich hätte als europäischer Jude rebellieren wollen, als Kind der Diaspora, und versucht, «in die Finsternis zurückzukehren und einzugehen in die Geschichte der Masse des Volkes Israel», um es mit Altermans Worten zu sagen, also ein universeller Jude zu werden, kein arroganter israelischer Separatist.

Warum war es falsch, die Juden Europas zu akzeptieren? Warum lehnten wir, die Israelis, sie ab, wie sie waren? Sie waren gewöhnliche Juden, nicht dazu geboren, Kämpfer, Symbole, Helden oder Mythen zu werden. Sie waren einfache Leute, Lebensmittelhändler, Krämer, Lederarbeiter, Akademiker, Angestellte, Eltern, Kinder, Begabte und Durchschnittliche. Nichts in ihrem persönlichen Werdegang und in der kollektiven jüdischen Geschichte hatte sie darauf vorbereitet, Widerstand gegen Hitlers Manie und die Obsessionen seiner Kollaborateure zu leisten. Sie waren wie alle anderen Menschen in besetzten Gebieten. Die Länder der Welt, darunter auch die neutrale Schweiz, Grossbritannien und sogar die Vereinigten Staaten von Amerika, Kanada und Australien weigerten sich, jüdischen Flüchtlingen ihre Tore zu öffnen. Wir nahmen die entkräfteten, vertriebenen Überlebenden auf, verschlossen ihnen aber unsere Herzen und beurteilten sie hart, zu hart. Wir hielten an dem ideologischen, mentalen und spirituellen Bruch mit den Diaspora-Wurzeln fest, den Israel vor der Staatsgründung

verordnet hatte. Wir übernahmen den Ausdruck, den Abba Kovner, ein Führer des Ghettoaufstands in Wilna, geprägt hatte, um das Abschlachten von tausend Jahren Judentum in Europa zu beschreiben: «wie Lämmer zur Schlachtbank». Wir nahmen Anstoss an ihrer Passivität, die sich in nichts von der historischen Passivität der Juden seit alters her unterschied. Der Zionismus wurde zum Ausdruck und Zeichen des Aktiven, die Diaspora-Juden zum Ausdruck und Zeichen des Passiven. Wir hoben unseren Status auf ihre Kosten. Anfangs ist es ganz einfach, aber in Wirklichkeit schadet es – ein weiterer mysteriöser komplexer Aspekt im Gewirr jüdischer Geschichte. Die Flüchtlinge, die hierherkamen, galten als «menschlicher Staub». Jeder Einzelne wurde zum lebendigen Zeugnis für das frühere Scheitern des Zionismus und seine inhärenten Widersprüche. Wenn Argumente schwach sind, steigt, wie wir wissen, die Lautstärke. Die bedrückende jüngste Vergangenheit war mit einem Mal präsent, und die israelische Zukunft war den Neankömmlingen in blauen Zahlen auf den Arm tätowiert. Die arroganten, prahlerischen Söhne des Landes konnten der arabischen Invasion nicht standhalten, um die Sicherheit des gerade proklamierten Staates zu gewährleisten. Wir brauchten die menschlichen Überreste als Kanonenfutter, um nicht hinausgeworfen und vertrieben zu werden. Die Flüchtlinge, die nicht aus eigenen freien Stücken oder aufgrund unserer Entscheidung hergekommen waren, wurden zum kalten Wasser, das dem neugeborenen Staat das junge, glatte Gesicht wusch.

Sowohl diejenigen, die durch die Schule der Shoah gegangen waren, als auch die Alumni des Heldentums kamen zu dem logischen Schluss, die ganze Welt sei gegen sie. Das war ein weiteres Argument in der fortlaufenden historischen Einstellung des jüdischen Volkes, das sich vom ersten Augenblick bis heute in einem ständigen Konflikt mit der Welt sieht. Unsere Sprache, Hebräisch, heisst Iwrit nach Abraham, dem Iwri. Die Bezeichnung ist abgeleitet von *ewer*, «jenseits». Abraham, der Iwri, bedeutet also, dass Abraham jenseits des Flusses Euphrat geboren wurde und daher zu den westsemitischen Stämmen gehörte. So steht es geschrieben, auch wenn spätere jüdische Studien die Schrift anders auslegen. Wie der Midrasch erklärt, sagte Rabbi Jehuda, die ganze Welt sei auf der einen Seite und Abraham auf der anderen.³⁹ Es war also seit alters her so, dass die Welt auf der

einen Seite stand und die Hebräer auf der anderen; Hitler wiederholte diesen entscheidenden Punkt immer wieder, der mittlerweile ein weit verbreiteter Post-Shoah-Glaube ist. Einer der grössten Hits der israelischen Band Lahakat Pikud Dizengof, die nach einer ausgesprochen pariserischen Strasse in Tel Aviv benannt ist, hiess «Die ganze Welt ist gegen uns». Das versteht sich von selbst, oder nicht?

So kam es, dass Israel die einzige legitime Tochter der Shoah ist. Ein Teil der Argumentation richtet sich an uns: Nichts eignet sich besser als gemeinsamer Nenner, das Volk zu einen, als ein äusserer Feind. Und da ein Vermächtnis der Shoah in dem Schwur «Nie wieder», «Nie wieder Auschwitz» besteht, wie Barak seine Rede in dem Vernichtungslager benedete, lassen wir uns immer wieder rekrutieren, gegen jeden realen oder eingebildeten Feind zu kämpfen. Immer wieder bis ans Ende der Zeit, da Feinde nicht knapp werden, nur wechseln. Der andere Teil der Argumentation, dass Israel die Tochter der Shoah ist, richtet sich nach aussen an die Juden in der Diaspora wie auch an die Nichtjuden der Welt. Es handelt sich im Grunde um eine endlose Erpressung durch emotionale Manipulation, die sich von selbst speist.

Die Israelis haben wiederholt Generäle und Sicherheitsbeamte an die Spitze des Landes gewählt. Soll das den arabischen Feind abschrecken oder den Frieden unter uns sichern? Eindeutig dient es dazu, unsere eigenen Ängste zu beschwichtigen und unsere Schwächen zu kaschieren. Die Führung durch Generäle ist heute die beste Reaktion auf die jüdische Schwäche während der Vernichtung in Europa und der gesamten jüdischen Geschichte. Mein verstorbener Vater bezeichnete seinen Vorgesetzten, den General, Botschafter, Minister und Ministerpräsidenten Yitzhak Rabin einmal als «retroaktiven Aktivist». Das gilt in Wirklichkeit für uns alle. Wir wählen eine retroaktive Führung, weil wir unser Leben und unsere Energie grösstenteils aus einer Vergangenheit beziehen, die wir immer wieder jagen. Wir sehen keine Zukunft, daher brauchen wir auch keine Führung für die Zukunft.

Die wenigen Male, als wir zivile Politiker an die Spitze wählten, wurden sie leider den Mustern der Vergangenheit angepasst und schafften es nicht, sie zu ändern. Der verstorbene Levi Eschkol führte Israel in den Sechstage-

krieg, der zugleich der erfolgreichste und der verheerendste Krieg unserer Geschichte war. Ehud Olmert und Amir Peretz verhielten sich zu Beginn ihrer Amtszeit als Ministerpräsident beziehungsweise Verteidigungsminister wie phobiegetriebene Erzgeneräle und schickten die IDF in den zweiten Libanonkrieg, statt wie vernünftige Zivilisten zu handeln, wie sie es hätten tun sollen. Vielleicht werden wir uns eines Tages von unserer ständigen Paranoia befreien, die Truppen werden in ihre Kasernen zurückkehren, wie es Theodor Herzl vorschwebte, und die Generäle werden nicht mehr die Hallen der Macht füllen. Wenn das geschieht, wird eine zivile Führung in die Zukunft blicken, nicht auf vergangene Traumata und Bedrohungen, und wir werden die Antipogrom- und Anti-Shoah-Mauern und Minenfelder los sein.

Die gleichen quälenden Gefühle wiederholten sich in den 1990er Jahren. Damals war ich stark an dem Ringen um eine Rückerstattung jüdischen Eigentums und jüdischer Einlagen auf Schweizer Bankkonten beteiligt, die seit der Shoah ruhten. Als Vorsitzender der Jewish Agency und Mitglied in unzähligen Komitees und Organisationen erhielt ich regelmässig eine Übersicht über die einschlägigen Medienberichte. Die Medien der Welt diskutierten diese Themen unaufhörlich aus allen erdenklichen Blickwinkeln: Schweiz und Deutschland, die Juden und das Geld, Banken und Kriegsindustrie, Vermögen osteuropäischer Juden, die Shoah-Wirtschaft und so weiter. Dagegen herrschte in den israelischen Medien zu diesem Thema nahezu völliges Schweigen, was angesichts der übermässigen Shoah-Berichte in unserem Leben paradox war. Ein mehr als führender Journalist sagte uns: Lasst das Thema fallen. Ich erinnere mich an eine dicke Schlagzeile in einer grossen Tageszeitung: «Burg – lassen Sie die Schweiz in Ruhe». Selbst als die Verhandlungen mit den Schweizer Banken zum Abschluss kamen, blieb die Berichterstattung in der israelischen Presse spärlich und weitgehend von Feindseligkeit gegen Geber wie auch Empfänger geprägt. Rückblickend ist festzustellen, dass die israelischen Medien das Thema von hinten, aus dem Blickwinkel der Vergangenheit behandelten. Es herrschte das Gefühl, die Verhandlungen über jüdische Vermögen offenbarten etwas über das alltägliche Leben der europäischen Juden, über

das Menschliche, Natürliche und Normale. Die Juden sparten Kopeken, Kronen, Mark und Zlotys, legten sie für schlechte Zeiten auf die hohe Kante. Nicht die heldenhaften jüdischen Pioniere, sondern die einfachen Leute. Die Rückgabeverhandlungen beinhalteten eine Untersuchung über das Leben des wohlhabenden, wunderbaren Judentums bis zu seiner Vernichtung, einen Blick zurück auf jüdische Normalität, der nicht ausdrücklich zionistisch, sondern sogar antizionistisch war und der Sammlung der Juden an einem Ort widersprach. Die Berichterstattung der israelischen Medien in den 1990er Jahren deckte sich mit der Haltung des entstehenden israelischen Staates während der Shoah: Sie war weiterhin von voreingenommener Skepsis gegen alles geprägt, was mit der Shoah zu tun hatte. Da Geld und Vermögenswerte mit der Shoah und den von ihr betroffenen Juden zu tun hatten, nicht mit Israel und den Aufständischen in den Ghettos, behandelte man die Empfänger, als ob sie deutsche Soldaten und SS-Offiziere plünderten, die wir gerade im Kampf besiegt hatten. Nebensächliche Details wie Geld und Vermögen passten nicht zu den Mythen über Waffen, Kampf, Aufstand und Heldentum. Ein israelischer Offizier plündert schliesslich nicht, oder?

Mit der Zeit überwand die Realität die Aversion der israelischen Öffentlichkeit. Rückblickend ist eindeutig festzustellen, dass die 1990er Jahre ein Übergangsjahrzehnt waren, weg von der Mythologie des frühen Staates hin zu den obsessiven Reisen an die Shoah-Tatorte. Es war eher ein universell jüdisches Jahrzehnt als ein israelisches oder zionistisches.

Die beiden Emotionen ringen in uns miteinander, und wir sind verwirrt. Helden oder Verfolgte? Widerstandskämpfer oder Opfer? Schlachtende Hirten oder angebundene Lämmer? Desorientiert und verirrt. Jeder Wanderer kennt die Grundregel der Orientierung: Wenn man vom Weg abgekommen ist, darf man nicht auf seinem Irrweg bestehen. Man geht zurück zum letzten gesicherten Punkt und schlägt einen neuen Kurs ein. Irgendwo zwischen dem überzogenen Heldentum von damals und dem heutigen überzogenen Pochen auf die Shoah sind wir in die Irre gegangen. Wir müssen umkehren zu einem gesicherten, besseren Punkt in der Vergangenheit.

Um zu verstehen, wo wir den falschen Kurs eingeschlagen haben, müssen wir zurückgehen in die 1960er Jahre, zum Eichmann-Prozess, dem Sechstagekrieg und allem, was dazwischen liegt.

Meine Mutter erzählte uns von Hebron, wo unser Grossvater von seinem arabischen Nachbarn eine Wohnung gemietet hatte. Im Alter kaufte der Araber sich eine junge türkische Frau und bekam zwei Söhne mit ihr, Yasser und Shaqer. Eines Tages wurde einer der Jungen krank und brauchte spezielle Arznei, um gesund zu werden. Die Ärzte erklärten, in der Nacht werde seine Seele seinen Körper verlassen und zu ihrem Schöpfer zurückkehren. Mein Grossvater sass die ganze Nacht am Bett des Jungen, betete und las Psalmen. Am nächsten Morgen war das Fieber des Jungen «offensichtlich» gefallen, und er erholte sich. Im Sommer 1929 war der alte arabische Nachbar meines Grossvaters in seinem Weingarten und erntete die herrlichen Trauben Hebrons. Wie es damals bei den Bauern üblich war, verbrachte er die Nacht auf dem Feld wie Boas im Buch Ruth, um bis zum Einbruch der Dunkelheit zu arbeiten und sich noch vor Morgengrauen wieder an die Arbeit zu machen.

Als der Mob zu randalieren anfang, schickte seine Frau ihren Sohn aus, ihn vom Feld zu holen. Sobald er kam, wies sie ihn an, sich ans Tor zu stellen und seine jüdischen Mieter zu verteidigen. Er wurde von ihren Dolchen und scharfen Messerklingen verwundet, wich aber nicht vom Tor. Die Hälfte der Familie meiner Mutter war in der Synagoge und wurde beim Mittagsgebet am Sabbat grausam ermordet (bis auf meinen Onkel Hanaya und meinen Vetter Shlomo, die unter den Leichen verborgen lagen und gerettet wurden). Die andere Hälfte der Familie, einschliesslich meiner Mutter, suchte Zuflucht im Haus meines Grossvaters in der Hoffnung, dass der Schöpfer das Haus des Rabbis schützen werde. Sie alle wurden durch den arabischen Vermieter meines Grossvaters und seine türkische Frau gerettet, wir verdanken ihnen unser Leben. So wurde die Geschichte immer wieder erzählt, zu Hause, bei Gedenkfeiern, in den Medien oder wenn wir Gäste hatten – faszinierend, überraschend, schmerzlich, aber nahezu ohne Emotionen.

Kürzlich schaute ich mir eine Fernsehsendung an, die meine Tochter

produziert hatte; darin erzählte meine Mutter die Geschichte ihres Lebens in Jerusalem. Die Interviewerin, eine junge, religiöse Frau mit rechtsgerichteten Ansichten, fragte meine Mutter, warum sie nicht wieder nach Hebron zöge. Meine Mutter fiel ihr ins Wort: «Hebron ist Trauma, Jerusalem ist der Ort, an dem meine Kindheit anfang ...» In diesem Augenblick wusste ich, was meine Mutter in allen diesen Jahren empfunden hatte. Hebron ist Trauma, und mein Vater und wir sind die Heilung.

Nach vielen Jahren kam uns die türkische Frau des arabischen Vermieters besuchen, die mittlerweile alt war. Da sass nun im Wohnzimmer meiner Eltern eine Märchengestalt. Die türkische Frau, die ihren Mann hatte holen lassen, der dann von den Randalierern verwundet wurde. Die Frau, die meine Mutter gerettet hatte und der ich zu verdanken hatte, dass ich existiere. Was für eine unglaubliche Frau. Kein Wunder, dass sie der einzige Mensch auf der Welt war, dem meine Mutter erlaubte, im Schneidersitz mit nackten Füßen auf dem grossen Sofa im Wohnzimmer zu sitzen. Sie verdiente es, weil wir ihr jeden Dank schuldeten. Als sie im Schneidersitz in unserem deutsch-israelischen Wohnzimmer sass, verschmolzen Ost und West. In gewissem Sinne war diese alte Türkin so etwas wie die zweite Mutter meiner Mutter. Ihre erste Mutter brachte sie zur Welt, starb und hinterliess keine Erinnerungen; diese zweite, die ihr das Leben rettete, war nun bei uns zu Hause. Vater lernte sie kennen. Ich sah sie, und meine Mutter brach ihr zu Ehren mit sämtlichen Regeln der Hausordnung. Ja, für einen Moment hatte ich damals eine Grossmutter. Für einen Moment hatte ich eine türkisch-arabische Grossmutter. Keiner meiner Freunde – Israelis unterschiedlicher Herkunft und Färbung, echte Jeckes und andere – hatte eine solche Oma, nicht einmal für einen kurzen Moment.

Kapitel 8

Der Eichmann-Prozess

Wegen Adolf Eichmann kann ich alles, was mit Essig zu tun hat, nicht aushalten. Eichmann war der Grund, dass ich stundenlang mit meinem Vater diskutierte und meinen Vater Jahre nach seinem Tod wiederentdeckte. Wegen Eichmann werde ich meinen Vater immer lieben. Wie sich herausgestellt hat, ist Eichmann in meinem Leben wesentlich stärker präsent, als mir klar war, bevor ich mich auf diese seltsame Suche nach meiner inneren wie auch meiner kollektiven Identität machte.

Als Mossad-Agenten Eichmann 1960 aus Argentinien entführten, lernte ich gerade im ersten Schuljahr lesen und schreiben. Als Eichmann festgenommen wurde, bereitete ich mich gerade auf eine sorgenfreie Zukunft vor. Niemand sagte mir, dass Eichmann nach Israel gebracht wurde. Damals wie heute las ich wenig Zeitung, damals, weil ich kaum lesen konnte, und heute, weil ich lesen kann. Dennoch wusste ich, dass etwas vorging. Arbeiter stellten einen riesigen Müllcontainer auf halbem Wege zwischen meinem Zuhause und meiner Schule auf. Einen so grossen Container hatte ich noch nie zuvor gesehen. Wenn am frühen Morgen die Blechmülltonnen, die auf dem Bürgersteig aufgereiht waren, geleert wurden, bildete ihr Scheppern zusammen mit dem «Halt» und «Weiter» der Müllmänner eine Grossstadtsymphonie. Plötzlich tauchte nun ein klobiges, froschgrünes Ungetüm auf und stand einschüchternd auf dem Hof des Gemeindesaals, des Volkshauses. Sie bauten ein Gericht für Eichmann, tuschelten wir uns zu. Wir wussten immer noch nicht, wer dieser Eichmann war, geschweige denn, was ein

Prozess oder ein Gericht war. Das Volkshaus erschien an sich schon grossartig und geheimnisvoll. Also nahm ich an, dass Eichmann wohl ein sehr wichtiger Mann sein müsse, wenn man ihm zu Ehren einen riesigen, Müll fressenden Frosch aufstellte.

Die Schule lag in der Nähe des Marktes. In meiner Erinnerung ist der Mahane-Yehuda-Gemüsemarkt ein magischer Ort, erfüllt von leuchtenden Farben, starken Gerüchen, lautem Geschrei und sämtlichen Gerüchen Kleinjerusalems. Die Hälfte meiner Klassenkameraden kam aus dem Marktviertel, sephardische Kinder orientalischer Abstammung. Sie sprachen die Konsonanten anders aus, kehliger, und hatten andere Gebete. Es hiess, sie seien arm, aber wir sahen ihre Armut nicht. Damals trugen alle die gleichen Hamegaper-Schuhe, assen Graubrot mit Margarine und Oliven und beteten um bessere Zeiten. Die übrigen Schulkinder waren Aschkenasim. Wir lebten in Rehavia, das heute als gehobene Wohngegend gilt. In der Schule gab es solche Grenzen jedoch nicht. Ich mochte Avram ben Zekharia, der gross und sportlich war. Ich bewunderte Shimon Cohen, der stärker war als wir alle. Ich beneidete Matzliyah Cohen, der immer Geld «vom Klohäuschen seines Vaters auf dem Markt» hatte. Ich wollte genauso stark sein wie Shlomo Vaaknin, der im zweiten Schuljahr sitzen blieb, allerdings nicht, bevor wir uns geprügelt hatten. Rafi Refaelis Vater war Kabala-Gelehrter und Leichenwäscher bei Hevra Kadisha, der Bruderschaft, die sich um die Beerdigung Verstorbener kümmert. Shlomos Vater war Versicherungsvertreter. Die meisten Mütter arbeiteten damals nicht ausser Haus. Yossis Mutter war eine grossartige Köchin. Die Mutter des anderen Yossi arbeitete mit seinem Vater in einer ungarischen Schneiderwerkstatt. Avram ben Zekharias Vater hatte einen Kiosk im Orion-Kino.

So waren wir, sehr ähnlich und doch unterschiedlich. Einer schuftete den ganzen Tag in der Sonne, ein anderer hatte einen elektrischen Ventilator; jeder von uns hatte seinen eigenen Akzent, seine eigene Herkunft, seine eigene Nachbarschaft. Nach der Schule gingen wir nach Hause, Aschkenasim hierhin, Sephardim dorthin. Der Abstand zwischen Markt und Rehavia wurde zur ethnischen Grenze. Ich ging mit den beiden Yossis, deren Eltern Shoah-Überlebende waren, und mit Shlomo und Friedman, die nach

dem aschkenasischen Siddur beteten und später Rabbis wurden. Die anderen Kinder gingen wieder auf den Markt und in die umliegenden Viertel.

Dann tauchte plötzlich dieser grosse grüne Container auf. Eines Tages, als wir zu viert oder fünft nach der Schule nach Hause gingen, beschlossen wir abenteuerlustig vom kürzesten Weg abzuweichen, der meiner Mutter der liebste war. Wir waren zwar müde von der Schule, aber begeistert von der Aussicht auf Dummheiten. Da stand dieses grüne Monstrum, und wir waren fasziniert von der neuen Technik und versuchten zu ergründen, wie sie funktionierte. Unsere Diskussion über Mülltechnologie brach ab, als ein kleines Mädchen den Kopf wie eine Schildkröte aus dem Container streckte. Sie sah verängstigt und arm aus, wahrscheinlich kam sie aus den Übergangslagern der neuen Einwanderer. Da wir keinen Hunger kannten, konnten wir uns nicht vorstellen, dass jemand im Müll nach Nahrung suchte. Wir fanden ein Kind im Müllcontainer komisch und sahen darin nur eine Chance für einen Streich. Lachend und feixend umringten wir den Container und waren so gemein, wie es nur kleine Jungen sein können. Sie hatte Angst wie ein wildes Tier in Todesgefahr. Plötzlich duckte sie sich in den Container und tauchte mit einer Flasche in der Hand wieder auf. Mit aller Kraft schleuderte sie die Flasche an die Mauer neben mir, dass sie zersplitterte und ihr Inhalt auf mich spritzte: Essig. Beissender Essig für beissenden Spott. Seitdem habe ich den Geschmack von Essig im Mund, wenn ich Grausamkeit begegne. Das gilt für den bösen Eichmann, den Anlass für das Auftauchen des Containers, ebenso wie für unseren üblen Streich. Ungleichheit, ungehobeltes Benehmen, Armut und Unsensibilität – sie alle schmecken nach Essig wie Eichmann. Mein erster Schwur galt dem Bann auf Essig. Ich habe ihn nie gebrochen.

Als wir heranwuchsen, gingen wir alle getrennte Wege. Das Übergangslager wurde abgerissen; Kindheitscliquen lösten sich auf. Die «guten» Kinder besuchten Jeschiwot und Eliteschulen, die «anderen» gingen auf Fachschulen oder arbeiteten und halfen ihren Familien. Gelegentlich grüssten wir uns auf der Strasse. Damals war Jerusalem klein und hatte nur wenige Einwohner. Später hörten wir von Ferne das eine oder andere über Freunde aus Kindertagen. Avram stieg ins Oberrabbinat auf und engagierte sich aktiv in der Mitzwa-Bewegung der chassidischen Gruppierung Chabad. Yaa-

kov brachte es in allen möglichen athletischen Sportarten zum Stadt- und Landesmeister und hatte als Erster von uns eine Freundin. Er heiratete die Tochter eines konservativen Rabbiners und wurde bei der chassidischen Bewegung Braslaw Speditionsleiter für Transporte nach Uman in der Ukraine. Rafi Reaeli liess sich einen langen Bart wachsen und wurde Kabbalist wie sein Vater. Avraham Betish diente lange bei den Streitkräften. Gershon, der im Kunstunterricht Flugzeuge zeichnete, wurde ein hoher Offizier. Yigal Amadi brachte es als führender Politiker der kurdischen Gemeinde Jerusalems beinahe zum Bürgermeister. Ich ging zu den Fallschirmjägern, bekam zum ersten Mal in meinem Leben Gelegenheit, ich selbst zu sein, und rannte so schnell ich konnte. Niemand konnte behaupten, nur weil mein Vater Minister war, sei ich der schnellste Läufer der Klasse oder des Zuges, ein guter Schütze oder Träger eines roten Barettts. Ich bemühte mich für mich, der Beste zu sein.

In der Ausbildung zum Fallschirmspringer, dem ultimativen Test der Furchtlosigkeit, begegnete ich Eichmann wieder. Seit der Zeit des britischen Mandats war das rote Barett eine Legende. Hannah Czenes und die anderen Fallschirmjäger im Zweiten Weltkrieg hatten ebenso wie die Helden, die im Sechstagekrieg Jerusalem und die Klagemauer befreit hatten, ein rotes Barett getragen. Sie waren Vorbilder des Heldentums und zogen uns an wie das Licht die Motten. Jedes Kind träumte von einem roten Barett unter der Schulterklappe, Fallschirmjägerflügeln auf der Brust und roten Stiefeln. Fallschirmjäger zu sein war bestes «Israeliness», Israelisein in Reinform, und ich wollte dazugehören. Ich wollte schnell laufen, zuschlagen, mich anschleichen und kämpfen. Ich wollte ein israelischer Held sein, anders als mein Vater, der Exiljude. Er ging, ich rannte; er flüchtete, ich sprang vom Himmel.

Bevor ich springen durfte, musste ich in der Fallschirmjägerschule am Boden trainieren. Bis heute gibt es auf dem Ausbildungsgelände sämtliche klassischen Folterinstrumente: Sprungbretter, riesige Schaukeln, Sandkästen und, das Schlimmste, den Eichmann. Der Eichmann ist ein hoher Turm, von dem man an einem Sicherheitsseil hinunterspringt. Hier begegneten wir uns wieder; der Essiggeschmack war wieder da. Widerstrebend, mit bleiernen Füßen, weichen Knien und pochendem Herzen stieg ich auf den

Turm. Als Sohn eines jüdischen Flüchtlings aus Deutschland ging ich auf den Eichmann, sprang und landete als Israeli, dem nicht einmal Eichmann mehr Angst einjagen konnte. Nie wieder, Herr Eichmann.

Ich hatte eine wunderbare Kindheit. Wie alle anderen waren wir nicht reich, aber es fehlte uns auch an nichts. Unsere Margarinebrote mit dunklem Kümmelbrot schmeckten viel besser als die Baguettes mit exotischem Käse von heute. Aber rückblickend waren die 1960er Jahre auch meine traurigste Zeit. Als der Westen mit den Beatles, Woodstock und Twiggy im Minirock einen Sprung nach vorn in die Zukunft machte, sank Israel zurück in die finstere, urzeitliche, fanatische Vergangenheit ohne Grenzen. Die 1950er Jahre waren noch im Zweiten Weltkrieg und in der Vergangenheit verhaftet; die 1970er Jahre lagen jenseits der Wasserscheide der 1960er und gehörten bereits der Zukunft, dem 21. Jahrhundert an. Die 1960er versetzten uns von der Vergangenheit in die Gegenwart. Wir gingen von Frauen mit Hüfthaltern und Männern mit Hüten zur Freiheit der Bluejeans und Markennamen über. Vor den 1960ern hörten wir Radio, fuhren Bus und gingen ins Kino. Homosexualität fand noch in aller Heimlichkeit statt und Sex nur in der Ehe, zumindest offiziell. Dann kamen das Fernsehen, das eigene Auto, die Pille und die freie Liebe.

Es war ein Jahrzehnt des Wandels, der Chancen und der Veränderung – von der Raupe zum Schmetterling. Ich muss oft über die Distanz nachdenken, die mich von meinem Vater trennte, und messe sie an den 1960er Jahren, die eine unüberbrückbare Kluft zwischen der Welt meines Vaters und meiner und der meiner Kinder schufen. Mein Vater war 47 Jahre alt, als ich geboren wurde, und damit sicher älter als üblich, aber keine Seltenheit. Sein biologisches Alter war jedoch weniger wichtig als die unfassbare kulturelle und mentale Kluft zwischen unseren Welten. Heutzutage kann die Jugend ewig dauern. Wir können weiter Jeans und Turnschuhe tragen, Rockmusik hören und unsere Jugend bis weit in die mittleren Jahre ausdehnen. Andererseits beginnt die Reifezeit früher, Pubertät, sexuelle Aktivität, Konsum und Materialismus setzen früher ein; Teenager tun heute Dinge, die sich

noch vor einigen Jahren niemand vorstellen konnte. Von heute aus betrachtet, hat der Unterschied zwischen meiner Generation und der meines Vaters nichts Einschüchterndes mehr. Aber damals war es eine unvorstellbare Kluft, weil mein Vater drei Weltordnungen vor meiner erlebt hatte.

Er wurde im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts geboren und lebte als Kind in einer Welt, die von den Strukturen, Traditionen und Regeln des 19. Jahrhunderts geprägt war. Dieses Jahrhundert dauerte eigentlich bis 1914, als mein Vater gerade im ersten Schuljahr war. Zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg wuchs er in einer wohlhabenden jüdischen Familie in der Weimarer Republik vom Jugendlichen zum jungen Mann heran, bis sie mit Hitlers Aufstieg zur Macht 1933 zerfiel. Mein Vater blieb in Deutschland, so lange es eben ging, und wanderte im allerletzten Moment nach Israel aus. Hilflos musste er mit eigenen Augen die Zerstörung seines geliebten Europas mit ansehen, besonders seines jüdischen Europas. Er erlebte die Rückkehr nach Zion als einer von 120 gewählten Vertretern in der ersten Knesset, dem israelischen Parlament. Nur wenige Jahre vor Beginn des 3. Jahrtausends starb er. Man könnte also durchaus sagen, mein Vater wurde in eine Welt geboren, die den Gesetzen des 19. Jahrhunderts folgte; er erlebte die beiden Weltordnungen des 20. Jahrhunderts – die vor den Nazis und die nach ihnen –, also insgesamt drei Weltordnungen.

Ich dagegen wurde nach der Gründung des Staates Israel geboren. Meine Volljährigkeit erreichte ich zwischen den beiden Kriegen – dem Sechstagekrieg und dem Jom-Kippur-Krieg –, und den grössten Teil meines Lebens verbrachte und verbringe ich in der alpträumerhaften Gegenwart eines imperialistischen Israel, des Israel des siebten Tages. Im legendären Jahrzehnt der 1960er Jahre wurden viele Geister aus ihren Flaschen gelassen, und bis heute ist nicht klar, ob man sie wieder hineinverbannen kann. Damals entstanden zwischen uns und unseren Eltern, in uns selbst und zwischen uns und vielen unserer Altersgenossen in der Welt Risse, die sich zur Kluft weiteten. In den 1960er Jahren fing Israel an, sich vom Vermächtnis seiner Gründer zu lösen, den Veteranen der Israelischen Arbeiterpartei, Mapai. Damals begann ein neuer Kader aus Akademikern und Politikern den Aufstieg an die Macht und zu Einfluss.

In den 1960er Jahren betrieben die Supermächte Kriegsspiele wie den Vietnamkrieg und den Kalten Krieg. Politiker und Staatsmänner versuchten sich Einflussphären nach ihren Ideologien zu sichern. Im Westen änderten sich die Spielregeln, Sitten und Verhaltensweisen. In den Sechzigern ging alles, plötzlich war eine völlige Umwälzung möglich. Es war die Zeit, in der Studenten das akademische Establishment stürzten und Menschenrechte, Frauenrechte und andere Bürgerrechte endlich Anerkennung fanden. Rassenschranken wurden beseitigt, und amerikanische Juden erhielten die volle Gleichberechtigung, überwandene offene und verdeckte Formen der Diskriminierung und entwickelten sich zur einflussreichsten Minderheit des Landes. Offenbar verstand die Welt die Lehren der Shoah, setzte sie um und bahnte sich den Weg zum entgegengesetzten Pol, dem Pol der Liebe.

Aber in diesen turbulenten Jahren, als die Welt sich von Rigidität und konservativer Haltung zu Kreativität und Liberalität entwickelte, schlug Israel die entgegengesetzte Richtung ein. Israel und beträchtliche Teile des Weltjudentums orientierten sich rückwärts hin zu den Grundlagen, die wir bei unserem Eintritt in die Moderne hatten überwinden wollen. Während die anderen Länder der Welt ihre finsternen Seiten aufgaben, zogen wir uns in unser eigenes Gefängnis zurück. Während sie ihre Fesseln sprengten, verschlossen wir uns hinter Gittern. Der Westen war unser Hauptbezugspunkt, zu ihm wollten wir gehören. Aber während er sein Bewusstsein erweiterte, verengten wir unseres. Das Judentum siegte über das Israelischsein, die jüdische Paranoia gewann die Oberhand über das gerade erst erworbene israelische Selbstbewusstsein und schnitt uns von der erst jüngst hergestellten Verbindung zur neuen Ära des Universalismus und der Liebe ab, die am Horizont schimmerte. Erst mit der Zeit wird sich herausstellen, ob wir die Chance unseres Lebens verpasst haben, denn seitdem hat sich der Wind gedreht, und der Westen, angeführt von den Vereinigten Staaten, hüllt sich wieder in konservativen Geist und Fremdenangst, flüchtet vor Terror und beschneidet Rechte und Freiheiten.

In den 1960er Jahren kam der Westen zu der Einsicht, dass Krieg keine Option mehr darstellt. Nikita Chruschtschow entstalinisierte die Sowjetunion, und die europäischen Staaten zogen in Erwägung, sich letztlich zu

einer Allianz zusammenzutun. Jenseits des Atlantiks erfüllte Martin Luther King jr. seinen Traum einer Gleichheit für alle, und Massenproteste halfen, den Vietnamkrieg zu beenden. Während das alles geschah, war Israel ganz woanders. Wir begannen das Jahrzehnt mit dem Eichmann-Prozess, setzten es mit dem Sechstagekrieg fort und beendeten es verspätet im Herbst 1973 mit dem Jom-Kippur-Krieg. Mit dem Eichmann-Prozess knüpfte das neue Israel, das fünfzehn Jahre lang jede Erwähnung jener finsternen Zeit unterdrückt hatte, an die jüngste Vergangenheit an. Mit dem Sechstagekrieg knüpften wir an eine ferne Vergangenheit an, das historische Land Israel, die biblische Heimat und das glorreiche unabhängige jüdische Reich, die Wiege unserer Kultur. Diese komplizierten, ungesunden Verknüpfungen liessen Träume von längst vergangener Grösse wiedererstehen, die wiederum den heutigen Albtraum entfesselten, dessen Ende nicht absehbar ist.

Untergang und Wiederauferstehung, 1945 und 1948, Shoah und Kampf, Angst und Glorie bereiteten dem jungen Israel die Bühne und rückten in den 1960er Jahren wieder in den Vordergrund. Zuerst waren es Eichmann und der Prozess gegen ihn, anschliessend die israelischen Streitkräfte und ihr Sieg. Der Krieg schuf eine Brücke, die auf einem militärischen Wunder fusste, und eroberte biblische Regionen als Entschädigung für die europäische Zerstörung. Was Hitler und Eichmann vernichtet hatten, holten die IDF und unser Nationalgeist in einem Blitzkrieg zurück. Ein Augenblicksieg gegen alle unsere Feinde.

Wir Schwächlinge waren schlagartig zu säbelrasselnden, lorbeergekrönten Siegern geworden wie römische Kaiser. Als wir in der ganzen Welt verstreut und isoliert waren, waren wir dazu bestimmt, Verlierer zu sein. Sobald wir unser Schicksal in die eigenen Hände nahmen, änderte sich alles. Wir waren nicht nur Sieger, sondern die mächtigsten aller Sieger. Hier standen wir gegen drei Armeen – Ägypten, Jordanien und Syrien –, die eine Bevölkerung von über hundert Millionen Menschen repräsentierten, und wir gewannen in sechs symbolischen Tagen, den sechs Tagen, in denen Gott die Welt erschuf. Es war unsere eigene Wiedererschaffung, der schönste Sieg und eine Demütigung für unsere Feinde. Kein Wunder, dass

diesen sechs Tagen sechs Jahre unsensibler, irrationaler nationaler Hybris folgten, die erst 1973 im Jom-Kippur-Krieg endeten, den wir als Niederlage auf dem Schlachtfeld empfanden.

Wir sangen 1967 die Schnulze «On the Wailing Wal», ohne zu ahnen, dass der Song von uns handelte, von unseren Herzen, die sich zu Stein verhärten würden. Das Wunder von Krieg, Blei und Blut hatte uns wundersam mit dem Relikt des Tempels vereint, den Feuer und Rauch 1896 Jahre zuvor blutig zerstört hatten. Wir veränderten uns bis zur Unkenntlichkeit. In aller Eile machten wir mit Bulldozern die Gegend westlich der Klagemauer nieder, um einen Platz anzulegen, zerstörten die Häuser des maghrebini-schen Viertels und vertrieben über Nacht die Bewohner um unserer neuen Heiligkeit willen.

Heute denke ich an die 1960er Jahre zurück und versuche zu verstehen, was damals schief gelaufen, was verloren gegangen und was noch zu retten ist für einen Weg, der in eine bessere Zukunft führt. In den Jahren zwischen Eichmanns dramatischer Festnahme und dem deprimierenden Ende des Jom-Kippur-Kriegs vollzog sich eine Wende. An einem Tag im Mai 1960 erklärte Ministerpräsident David Ben-Gurion: «Ich muss der Knesset mitteilen, dass die israelischen Sicherheitsdienste vor einiger Zeit einen der schlimmsten Naziverbrecher gefunden haben, Adolf Eichmann, der mit der Naziführung für das verantwortlich ist, was sie ‚die Endlösung der Judenfrage‘ nannten, nämlich die Vernichtung von sechs Millionen Juden in Europa. Adolf Eichmann befindet sich in Israel in Haft und wird in Israel nach dem Gesetz über die Strafverfolgung der Nazis und ihrer Kollaborateure vor Gericht gestellt.»⁴⁰

Ich kann mir gut den Tumult im Parlament, in den Herzen der Abgeordneten und in den gequälten Seelen der Überlebenden vorstellen. Die Mitteilung war ein historischer Augenblick. Sie kam für die Öffentlichkeit völlig überraschend, nichts war durchgesickert. Es ist unwahrscheinlich, dass es je wieder eine derart dramatische Mitteilung geben wird. Schlagartig waren die Geister freigelassen; Dinge, die in den Herzen der Menschen verborgen gelegen hatten, kamen ans Tageslicht. Israels persönliches Schweigen über die Shoah, ihre Schrecken und Nöte brachen privat und kollektiv

in sich zusammen. Jeder sprach über die Shoah. Die zähen gebürtigen Israelis sassen still in der Ecke, während die Juden von «drüben» ins Rampenlicht traten.

Berge von Büchern und Artikeln wurden bereits über Eichmann und seinen Prozess geschrieben, unter anderem über die Inszenierung dieses Ereignisses und Ben-Gurions Rolle als Produzent und Regisseur, der über die politischen Aspekte des Prozesses entschied. Generalstaatsanwalt Gideon Hausner übernahm die Führungsrolle und nutzte alle erdenklichen Mittel, um den Gerichtssaal in eine Bühne für sich zu verwandeln. Adolf Eichmann war eine höchst unwahrscheinliche Besetzung für die Rolle des Nebendarstellers: ein grauer, langweiliger, vielleicht sogar dummer Bürokrat, der sich erheblich vom Klischee des blonden, blauäugigen Ariers unterschied. K. Zetnik und Abba Kovner führten die lange Reihe der Zeugen an, die über die Shoah aussagten, aber eindeutig nichts mit den Vorwürfen gegen den Angeklagten zu tun hatten. Man hatte sie als Repräsentanten der israelischen und jüdischen Äusserungen für die kommenden Jahrzehnte ausgesucht, da Eichmann und der Prozess gegen ihn lediglich der Erziehung dieser und der zukünftigen Generationen dienten. In diesem ausgesprochen zionistischen Rahmen und unter der straffen politischen Kontrolle wurde die Geschichte so erzählt, wie wir sie nach ihrem Willen hören sollten. Die wenigen abweichenden Stimmen wie die Hannah Arendts – einer in Deutschland geborenen jüdischen Philosophin, die nach Jerusalem kam, um für die Zeitschrift *The New Yorker* über den Prozess zu berichten – wurden zum Schweigen gebracht oder uns vorenthalten und verschwiegen. Sie zögerte nicht, Ben-Gurions «Schauprozess» in Stücke zu reißen, und sah sich in der Folge ungläublichen Ressentiments und Feindseligkeiten ausgesetzt. Der Chor hatte Schwierigkeiten mit den wenigen abweichenden Stimmen, zu denen auch der in Deutschland geborene israelische Philosoph Martin Buber gehörte. Ihre Stimmen waren ein Missklang für das nationale Gehör, das nur eine einzige Anti-Eichmann-Harmonie in der rechten Tonlage hören wollte. Die Verfechter einer jüdischen und israelischen Identität wollten die Staatsmacht spüren, die sie nun genossen; sie wollten nicht über abstrakte philosophische und ethische Fragen diskutieren, die Arendt und andere aufwarfen. Ihre Kri-

tik machte uns zu schaffen, und daher wurde ihr Bestseller über den Prozess, *Eichmann in Jerusalem*, lange nicht ins Hebräische übersetzt.

Erst kürzlich gaben Idith Zertal und Moshe Zuckermann ein Buch auf Hebräisch heraus, das die fünfzigjährige Debatte zusammenfasst. In der Einleitung schreibt die israelische Historikerin und Autorin Idith Zertal: «Es gibt viele Wege, die Geschichte des 20. Jahrhunderts auszulegen; aber es gibt keinen Weg, sie auszulegen, ohne Hannah Arendt zu lesen. In diesem Sinne lässt sich Heinrich Heines Ausspruch über Spinoza – dass alle unsere heutigen Philosophen, vielleicht ohne es zu wissen, durch die Brillen sehen, die Baruch Spinoza geschliffen hat – auch auf Arendt anwenden. Hannah Arendt liefert die Brillengläser und Begriffe, die erforderlich sind, um das Jahrhundert zu studieren und zu verstehen, in dem von Menschen gemachter Fortschritt und Grösse einhergingen mit ihren schlimmsten Gräueltaten und mit der extremen, völligen Eliminierung des Menschen, seiner Menschlichkeit und seines Lebens.»⁴¹

Arendt hatte nicht uneingeschränkt Recht, und Hausner und Ben-Gurion hatten nicht völlig Unrecht. Wie immer ist die Wahrheit vielschichtig; manche Schichten lassen sich Arendt zuordnen, andere dem zionistischen Establishment. Aber damals, in Zeiten der zionistischen Orthodoxie und des monolithischen Denkens, war es unmöglich, auf einen anderen Kanal zu schalten und andere Meinungen zu hören als die aus den knisternden Transistorradios, Zeitungsschlagzeilen und Wohnzimmergesprächen. 60 Prozent der Israelis, die damals 14 Jahre und älter waren, hörten die Live-Übertragung der Prozessöffnung im Radio. Viele von ihnen verfolgten aufmerksam die ausführliche Berichterstattung in den Medien. Israels Bevölkerungszahl betrug nur ein Drittel der heutigen, aber viele der Kinder und Jugendlichen, die damals zuhörten, gehören inzwischen zur Führungsschicht des Landes. Das heutige Israel ist also nicht zu verstehen, ohne die Erfahrungen zu untersuchen, die das Bewusstsein der Generation prägten, die gegenwärtig die politische Führung stellt. Diese Generation hörte keine anderen Stimmen, etwa die Arendts. Damals kannte ich ihre Schriften nicht, aber wenn ich heute diese Jahre zu verstehen suche, wende ich mich dieser

aufrechten, couragierten Frau zu, um die entsprechenden Instrumente und Einsichten zu finden.

Zunehmend habe ich den Eindruck, dass die 1960er Jahre, angefangen mit dem Eichmann-Prozess, den Wendepunkt darstellten, von dem an Israels politische Prozesse und öffentliche Kultur sich bis zur Unkenntlichkeit veränderten. Ich verstehe das kindische Bedürfnis eines sehr jungen Staates, Eichmann zu hängen. Endlich war uns ein echter Nazi mit bekanntem Namen in den Schoss gefallen. Er hatte Deutschlands Niederlage, die Nürnberger Prozesse und die wenigen rachsüchtigen Hinrichtungen der Überlebenden überlebt. Jetzt wollten wir ihn quälen. Nicht mit Folter, sondern indem wir ihn totredeten, bis seine Seele seinen Körper an einem israelischen Galgen verliess. Dann würden wir ihn hängen und uns beruhigen. Zwanzig Jahre später brachten wir Ivan Demjanjuk in Fesseln hierher, den israelische Holocaust-Überlebende als «Iwan den Schrecklichen» identifiziert hatten, einen berüchtigten SS-Wärter im Vernichtungslager Treblinka; wir verurteilten ihn wegen Kriegsverbrechen zum Tode, aber später hob der Oberste Gerichtshof Israels das Urteil wegen «begründeter Zweifel» wieder auf. Inzwischen empfanden wir und die Richter solche Prozesse als zu erbärmlich. Menachem Begin, an sich schon eine theatralische Persönlichkeit, wollte in seinem Streben nach Grösse Ben-Gurion verkörpern, aber wir lehnten sein Angebot ab.

Was passierte mit uns, nachdem Eichmann gehängt und seine Asche auf dem Meer verstreut war? Wieso verfolgt er uns noch immer, nachdem wir ihn getötet haben? Kann es sein, dass uns bei den gerichtlichen und politischen Prozessen etwas entgangen ist und diese verborgenen Aspekte nun ans Licht kommen?

Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg führten die alliierten Mächte in aller Eile Gerichtsverfahren gegen die überlebenden Naziführer durch. Die Nürnberger Prozesse öffneten eine Tür für eine langwierige, komplexe Entwicklung hin zu einem weltweiten Strafrecht und einer neuen internationalen Sprache der Ethik. Die Ächtung von Verbrechen gegen den Frieden und die Menschlichkeit wurden zum Bestandteil einer konstitutionellen Basis der neuen Weltordnung und der Globalisierung. Nach den Massenmorden

an Juden, Sinti und Roma, Homosexuellen, Kommunisten und anderen beschloss die siegreiche Menschheit, dass es genug sei und Regeln festlegen sollten, was in der Todespraxis erlaubt und verboten ist. In einer Welt der offenen Grenzen, *der Pax Europeana* und zunehmender Demokratisierung bedurfte es rechtlicher und normativer Grundlagen, um Menschen vor sich und anderen zu schützen.

Rafael Lemkin, ein polnischer Jude, prägte 1944 den Begriff «Genozid» in dem Bestreben, den Mord an einem Volk als Verbrechen im Völkerrecht zu verankern. Er erreichte sein Ziel, als die Vollversammlung der Vereinten Nationen 1948 die Konvention über die Verhütung und Bestrafung des Völkermordes verabschiedete. Im Januar 1951 trat sie in Kraft. Die Nürnberger Prozesse schufen einen Präzedenzfall für das Verfahren gegen Slobodan Milosevic vor dem Internationalen Tribunal für Verbrechen im ehemaligen Jugoslawien und gegen Saddam Hussein vor einem irakischen Gericht. Beiden wurde nach Völkerrecht wegen Verbrechen gegen den Frieden, die Menschlichkeit und die Welt der Prozess gemacht.

Ehe meine Generation es sich versah, hatte sich ein starkes Gefühl eingestellt, die Verbrechen gesühnt zu haben. In krassem Gegensatz zur Praxis der Nazis, ohne Vorwarnung oder Gerichtsverfahren Menschen hinzurichten, übten die Sieger in Nürnberg zumindest augenscheinlich vor der Hinrichtung Gerechtigkeit. Rückblickend lassen sich heute jedoch manche grundlegenden Fakten in Frage stellen. Handelte es sich bei den in aller Eile durchgeführten Prozessen der Alliierten um echte Gerichtsverfahren oder waren es einseitige Schauprozesse? Nach meinem Eindruck hatten die Amerikaner gute Gründe, prominente Nazis hinzurichten, sie quasi als Sündenböcke auf dem Altar der Gerechtigkeitgöttin zu opfern und dann schnell zu verkünden: «Es ist vorbei». Sie mussten die Schlinge um den Hals Deutschlands schnell entfernen, damit die wichtigsten europäischen Mächte im neuen Kalten Krieg gemeinsame Sache mit ihnen gegen Josef Stalin machten, den Hauptsieger des Zweiten Weltkriegs. Das Gros Deutschlands wurde nicht wirklich entnazifiziert. Viele wurden aus der Haft entlassen und kehrten an ihre früheren Arbeitsplätze zurück, als ob nichts geschehen wäre. Noch 2004, nahezu sechzig Jahre nach Kriegsende,

sah der damalige deutsche Aussenminister Joschka Fischer sich zu einer offiziellen Entschuldigung gezwungen, weil das Auswärtige Amt nach Kriegsende weiter NSDAP-Mitglieder beschäftigt hatte. Das amerikanische Raumfahrtprogramm stützte sich auf Wissenschaftler, Forschungen und Know-how, die vorher den Nazis im Bomben- und Raketenkrieg gegen Grossbritannien gedient hatten. Wer weiss, wie viele bahnbrechende medizinische und wissenschaftliche Erkenntnisse aus Studien hervorgingen, die Nazi-Forscher an unseren Brüdern, Zwillingen, Behinderten, psychisch Kranken, Sinti und Roma, Kommunisten, Homosexuellen und Polen betrieben hatten, die ihnen hilflos ausgeliefert waren.

Hatten die Richter der Siegermächte Anweisung, bekannte Nazis – Mitglieder der Gestapo, SS und NSDAP – anzuklagen und zu verurteilen, aber Verwaltungsbeamte, Generalstab und Wehrmachtskommandeure des Dritten Reichs zu verschonen, die ebenfalls angeklagt, aber nicht hingerichtet wurden? Wollten die Alliierten den falschen Eindruck erwecken, die perverse Verdorbenheit der Nazis habe nichts mit dem deutschen Staat, seinen Institutionen und Systemen zu tun gehabt? Ist der Tod die angemessene Strafe für Todesengel aus Fleisch und Blut, oder starben diese Männer nur, damit die Sieger die Botschaft vermitteln konnten, dieses Kapitel sei abgeschlossen, obwohl es noch nicht einmal richtig zu Ende gegangen war?

Ich muss gestehen, dass ich voreingenommen bin. Ich bin bedingungslos und durchweg gegen die Todesstrafe. Denn ich bin überzeugt, dass ich als Sterblicher nicht Gott den Allmächtigen spielen darf. Der Gott und Schöpfer des Universums – wer immer er oder sie sein mag – verfügt über die grosse Macht, Leben zu schaffen und zu beenden. Die Fähigkeit des Höchsten, Leben zu schaffen und seiner Schöpfung eine Seele einzuhauchen, und seine Fähigkeit, zu töten und zu zerstören, sind die Geheimnisse seiner Macht. Wir sind nach seinem Bild geschaffen, sind aber lediglich sein Schatten.

Da wir kein Leben geben können, müssen wir um jeden Preis vermeiden, Leben zu nehmen. Aber selbst wenn man überzeugt ist, dass die Todesstrafe ein zweckdienliches, moralisch vertretbares Urteil ist, war es wahrscheinlich keine kluge Entscheidung, die prominentesten Nazis zu töten. Wäre es nicht besser gewesen, sie bis zu ihrem Tod im Gefängnis zu

lassen als lebendiges Beispiel für die Konsequenzen ihrer Taten? In dem Augenblick, als ihre Seelen ihre Körper verliessen, begann das Vergessen. Aber wieso mussten wir diesen Prozess noch beschleunigen? Ist es verwunderlich, dass der junge Prinz Harry, der eines Tages vielleicht König von Grossbritannien wird, zu einer Kostümparty eine SS-Uniform trug, weil er nicht wusste, dass «die Nazis genauso töteten wie Hitler?» Sie waren vor langer Zeit gestorben, und die Vergangenheit gehört alten Leuten; die Zukunft gehört den Jungen.

Wir hatten es ebenfalls eilig, Adolf Eichmann zu verurteilen und hinzurichten, so eilig, dass Akademiker und Forscher nicht einmal Gelegenheit hatten, den letzten verfügbaren Nazi der Führungsspitze zu interviewen und zu studieren. Damit verloren sie die Chance, etwas Licht in die unbegreifliche Unmenschlichkeit jener Zeit zu bringen.

In den israelischen Medien herrschte Empörung, als eine britische Umfrage veröffentlicht wurde, nach der nur etwa 40 Prozent der Briten etwas über Auschwitz wussten. Als ich mir die Daten ansah, wunderte ich mich nicht über die 60 Prozent, die über die Geschichte Europas, ihres eigenen Volkes und meines nichts wussten, sondern über die anderen, die Bescheid wussten. Das ist vermutlich den britischen Medien zu verdanken, die ständig über dieses Thema berichten und diskutieren. Das geht so weit, dass Joschka Fischer einmal mit einer Äusserung über die wunderbare Satire-sendung des britischen Fernsehens *Fawlty Towers* zitiert wurde, in der der Comedian John Cleese den Stehschritt der Nazis nachmachte. Fischer sagte, um den Stehschritt zu lernen, müsse man britisches Fernsehen schauen, denn niemand in der jüngeren Generation von Deutschen, nicht einmal in seiner eigenen, beherrsche den Stehschritt. So oberflächlich und problematisch die Massenmedien auch sein mögen, bewahren sie doch die moderne Erinnerung. Das Fernsehen ist das Lagerfeuer von heute, an dem wir zusammensitzen, dieselbe Sendung sehen und Ideen austauschen. Moderatoren von Nachrichtensendungen und Fernsehshows sind die modernen Erzähler, und das Fernsehen ist das neue Gesicht des historischen Bewusstseins. Das Fehlen der Gesichter von Naziverbrechern im Fernsehen ist fatal für die Erinnerung und erleichtert Vergessen und Verleugnung. Sie wären letztlich eines natürlichen Todes gestorben, aber bis dahin wäre die Genera-

tion, die nach ihnen kam, anders geprägt worden. Wie immer sind Rache und Zorn schlechte strategische Ratgeber.

Eichmann war ein Schwerverbrecher, der an der Vernichtung eines Drittels des jüdischen Volkes und vieler anderer beteiligt war. Dennoch hatten wir es eilig, ihn anzuklagen, zu verurteilen und hinzurichten. Er war ein Verbrecher anderer Art: ein Schreibtischtäter, ein Vernichtungsbürokrat ersten Ranges. Ohne Menschen wie ihn hätte die Shoah nicht stattgefunden, nicht mit solcher Effizienz und in diesem Ausmass. Als Eichmann erklärte, seine Hände hätten kein Blut vergossen, sagte er aus seiner engen, wörtlichen und legalistischen Sicht die Wahrheit. Aber das zu akzeptieren ist für uns nahezu unmöglich. Wer hat denn dieses Blut vergossen?

Eine Sondereinheit der israelischen Polizei, das Büro 6, führte die Vernehmungen von Eichmann durch, die Material für Anklagen in 15 Punkten erbrachten, unter anderem wegen Verbrechen am jüdischen Volk, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Kriegsverbrechen sowie Mitgliedschaft in der SS, dem Sicherheitsdienst des Reichsführers SS und anderen Organisationen, die in den Nürnberger Prozessen für verbrecherisch erklärt wurden. Die Anklage umfasste auch Verbrechen gegen andere Völker wie die Massendeportationen von Polen und Slowenen, den Mord an Zehntausenden Sinti und Roma und anderes. In den meisten Anklagepunkten wurde er verurteilt, aber in einem Punkt wurde er freigesprochen, nämlich vom Vorwurf des eigenhändigen Mordes an einem jüdischen Kind, dem so genannten Kirschgartenmord. Die Anklage bestand auf diesem Vorwurf. Avraham Gordon, ein Zeuge, sagte gegenüber den Ermittlern aus, er sei dabei gewesen und habe gesehen, wie Eichmann persönlich einen Jungen tötete, der in seinem Garten Kirschen gestohlen habe. Die Ermittler glaubten ihm nicht, aber die Ankläger wollten echtes Totes, jüdisches Blut an Eichmanns Händen und riefen ihn in den Zeugenstand. Von allen Zeugen zogen die Richter nur die Glaubwürdigkeit dieses einen in Zweifel. Eichmann wurde vom Vorwurf des konventionellen Mordes freigesprochen. Er wurde gehängt, «bis seine Seele den Körper verliess», wie es im Urteil hiess, obwohl er wahrscheinlich keinen einzigen Tropfen Blut der Millionen Opfer gesehen

hatte, die er so effizient und eifrig ermordete, indem er getreulich seine Anweisungen im Geiste Nazi-Deutschlands befolgte.

Heute habe ich den Eindruck, dass die Anklage wie auch wir Übrigen den Verbrecher und den Charakter seines Verbrechens nicht begriffen haben. Die Rhetorik, die Generalstaatsanwalt Hausner benutzte, warf Eichmann Verbrechen in dem Rahmen vor, der uns damals bekannt war. Die Anklage ging davon aus, sie habe es mit einem verachtenswerten Mörder zu tun, dessen Taten eine schlichte Vervielfachung des klassischen Mordes darstellten, wie wir ihn seit Kains Mord an Abel kannten. Damals, als die Shoah noch eine offene Wunde war, fiel es ihnen schwer, zu begreifen, dass Eichmann Mittäter und Gehilfe eines Verbrechens gegen die Schöpfung war. Er und seine Freunde wollten Gottes Werk in die eigenen Hände nehmen. Sie wollten die Natur anders verwalten, nach den Gesetzen der Vernichtung, deren Ziel eine Welt ist, die den Grausamen, den Siegern und den Bösen gehört. Das ganze Wesen menschlicher Kultur war und ist – wie ich hoffe –, den Menschen von den Gesetzen der Tiere und einer Darwinschen Lebensweise abzuheben. Mein Leben lang bin ich für eine Kultur eingetreten, die an der Sicht festhält: «Ein Mensch unterscheidet sich von einem Tier» durch moralische Verantwortung und Sensibilität, Sprache, Denken, Erinnerung und Fertigkeiten. Im Gegensatz zu uns wollten die Nazis zu den Gesetzen des Dschungels zurückkehren, eine Sorte Mensch zu Söhnen Gottes erheben und die anderen wie krankheitsübertragende Ratten sehen. Das war ihre Kultur des Verbrechens, und Eichmann war einer ihrer besten Praktiker. Da erst so wenig Zeit vergangen war, entging Anklägern, Richtern, Zeugen, Zuschauern, Politikern und Scharfrichtern die tiefgreifende Verdorbenheit Eichmanns. Er war tatsächlich ein Mörder, auch wenn die Staatsanwaltschaft keine Leiche vorweisen und belegen konnte, dass er diesen Menschen getötet hatte. Es war ein Mordfall ohne das *corpus delicti*, das für normale Strafverfahren entscheidend ist. Als Eichmann immer wieder erklärte, er habe nie einen Juden oder auch einen Nicht-Juden getötet und nie Befehl gegeben, einen Juden oder einen Nicht-Juden zu töten, meinte er das aufrichtig. Weder die Anklage noch er selbst verstanden, worin die Innovation bei ihm bestand. In seinen Augen war er lediglich ein

Bürokrat, ein Rädchen im Getriebe. Wahrscheinlich begriff er nicht, dass diese Maschinerie ein Golem war, ein Frankenstein, der die gesamte menschliche Schöpfung angriff. Wenn man die Verhandlungsprotokolle liest, entsteht der Eindruck, dass Eichmann geistig recht beschränkt war und das Verbrechen, das er begangen hatte, in seinem Kern gar nicht zu begreifen oder zu erfassen vermochte. Seine Überzeugung, er sei lediglich für den Transport der Opfer, nicht aber für ihren Tod verantwortlich, liess ihn mit dem Gefühl in den Tod gehen, ihm geschehe grosses Unrecht. Aber damals machte das Gericht keinen Unterschied zwischen einem Mörder mit Blut an den Händen und einem Mörder, der Sinti, Roma, Slowenen und Juden mittels seiner Formulare, Vorschriften und Untergebenen in die Schlachthäuser seiner arischen Brüder schickte.

Als ich die Protokolle der Gerichtsverhandlung las, musste ich an die Geschichte denken, die mein Vater und nach seinem Tod wir immer wieder erzählt hatten, die Geschichte, wie eines Abends die Nazis an die Tür der Wohnung klopfen, in der er zur Untermiete wohnte.

«Was soll ich ihnen sagen?», fragte die deutsche Vermieterin.

«Sagen Sie ihnen, ich bin nicht da», antwortete mein Vater und flehte um sein Leben.

«Aber ich kann nicht lügen», erklärte die Vermieterin entsetzt. Ihre Ehrlichkeit machte nicht vor den Gaskammern Halt.

«Dann gehe ich aus dem Zimmer, damit Sie sagen können, dass ich nicht im Zimmer bin», flüsterte mein Vater mit seiner klassischen talmudischen Spitzfindigkeit.

«Na gut», sagte die Vermieterin, «aber gehen Sie bitte wirklich aus dem Zimmer.»

So wurde sein Leben und damit auch unseres gerettet.

Die Vermieterin meines Vaters und Eichmann stammten aus demselben Ort. Bis zu dem Augenblick, als seine Seele seinen Körper verliess, war er überzeugt, für die Verbrechen anderer zu bezahlen. Die Vermieterin log nicht, und dennoch wurde mein Vater nicht ermordet. Eichmann und die Vermieterin hatten sich beide eines Verbrechens schuldig gemacht, das als «deutscher Gehorsam» bezeichnet werden kann – wie viele andere, die nicht lügen, nur gehorchen konnten. Der Eichmann-Prozess offenbarte

zwei Grundprobleme: einerseits die Todesstrafe, andererseits die Grenzen des Gehorsams.

Mir stellt sich die Frage, was man hätte anders machen können. Ich bete, dass das israelische Strafrecht in Bezug auf Nazis und ihre Kollaborateure ein juristisches Denkmal bleibt und nicht noch einmal gebraucht wird. Obwohl seit diesem Prozess über vierzig Jahre vergangen sind, beunruhigt er mich nach wie vor. Ich habe den Eindruck, dass er persönlich wie auch kollektiv einen Wendepunkt darstellte und ich die Nachbeben immer noch spüren kann. Einerseits hat er ohne Zweifel meine Persönlichkeit als Erstklässler und auch als Mann erheblich mitgeprägt. Er bestätigte mich in meiner selbstbewussten israelischen Identität. Eichmann war eingesperrt in einem Glaskasten, ich konnte mich frei bewegen und am Volkshaus – dem heutigen Gerard Bachar Center – vorbei zur Schule und wieder nach Hause gehen. Manchmal ging ich allein am Volkshaus vorbei, schaute mich verstohlen um und spuckte in Richtung des Inhaftierten hinter der kugelsicheren Scheibe, nur um ihm und mir (beinahe) zu beweisen, dass ich keine Angst hatte. Ich mochte mein Viertel und vertraute darauf, dass die Soldaten die Bestie gut bewachten und nicht frei im Dschungel umherstreifen lassen würden, um mich und meine Lieben zu jagen. Mein Vater stammte aus Deutschland, meine Mutter aus Hebron, und meine beiden Schwestern und ich waren nach Menschen benannt, die wir nie kennen gelernt hatten. Heute kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, dass der Glaskasten sich so weit ausgedehnt hat, dass wir alle darin eingesperrt sind und er uns von der Welt und von dem Universalismus und Humanismus trennt, dem ich angehören möchte. Im Gefolge des Eichmann-Prozesses kam alles wieder hoch, was von Hitlers Aufstieg an die Macht 1933 bis zu Ben-Gurions Mitteilung 1960 mit erheblichen emotionalen Mühen begraben worden war. Der Prozess war wie ein Korken, der von einer Flasche mit einer gärenden Flüssigkeit gezogen wurde. Nach nahezu dreissig Jahren Gärung verwandelte sie sich in einen endlosen Redefluss, der alles zum Ausdruck bringen wollte: Schmerz und Trauma, Wut und Frustration, Rachsucht und Schuldgefühle.

Damals gab es keine «political correctness», und niemand achtete auf

die unterschwelligem Bedeutungen des Dramas. Jedenfalls fragte niemand danach. Konnte eine Nation, die für sich in Anspruch nahm, Erbe und Verkörperung der Opfer zu sein, sich zum Richter über seine Mörder ernennen? Was war mit Unbefangenheit und Unschuldsvermutung? Von dem Moment an, als Eichmann in Israel landete, sprach das ganze Land – die Zeitungen, die Masse und die Politiker – ihn schuldig. Alle sagten, er müsse sterben. Einen raren Augenblick lang war der ganze jüdische Staat sich einig, und die ganze Nation konnte täglich durch Live-Übertragungen im Radio die Verhandlung verfolgen.

Der Eichmann-Prozess war ein Initiationsritual, in dem Israel sich als Opfer bestätigte. Im Laufe der Jahre ist es dasselbe Lied geblieben. Die Opfer sind immer noch tot, Eichmanns Überreste sind nach wie vor im Mittelmeer, und Hausner ist, glaube ich, im Himmel wie auch viele der Zeugen, Richter und Anwälte. Aber die israelische Viktimologie blüht. Den kleinen Adolf haben wir hingerichtet, weigern uns aber nach wie vor, uns von dem grossen Adolf zu trennen, der in seinem Berliner Bunker Selbstmord beging, aber für uns ebenso mythisch bleibt wie Haman der Böse. Haman wurde vor langer Zeit in Shushan, der Hauptstadt Persiens, hingerichtet, aber jedes Purimfest erinnert uns an ihn und vermittelt uns süsse Rachegefühle. Er wird wiederbelebt, um uns eine Erklärung und Rechtfertigung für viele unserer Taten und Unterlassungen zu bieten. Wir müssen uns ständig als ewige Opfer fühlen und Opfer bringen, um uns der Verantwortung für die Realität zu entziehen, mit der wir konfrontiert sind. Kein Wunder, dass jeder beliebige Feind in unseren Augen zu Hitler wird und in Israels Halle der Schande eingeht.

Eines Tages kam einer meiner Söhne aus dem Kindergarten, wo er etwas über das Schawuotfest gelernt hatte. Da er bereits vom Purimfest und Haman, Pessach und dem Pharao, dem Shoah-Gedenktag und Hitler, dem Gedenktag und den Arabern, Lag Ba-Omer und den Römern gehört hatte, fragte er mich harmlos: «Und wer ist der Böse an Schawuot?» So werden wir erzogen: von einem Bösen zum anderen, von einem Gedenktag zum nächsten. Wir müssen erst noch die Erinnerung an Amalek, den Enkel Esaus, auslöschen und daran, wie er uns in biblischer Zeit verfolgte. Es gibt keine Bösewichter mehr wie ihn, aber wir sind nach wie vor ihre Opfer.

Eichmann gehörte ohne Zweifel zu den bedeutenden Bösen der Shoah-Periode. Als wir ihn wegen Völkermordes verurteilten, meinten wir lediglich den Genozid an uns. Staatsanwälte, Richter und sämtliche Zeugen bis auf einen waren Israelis. Die anderen hatten ihre Prozesse in Nürnberg, der Sowjetunion und vielleicht noch an einigen anderen Orten, aber dieser Prozess gehörte vollständig uns. Die Emotionen kochten so hoch, dass wir nicht auf die Stimmen unter uns achteten, die Alternativen aufzeigten wie ein internationales Tribunal in Israel oder im Ausland und eine Gerichtsbarkeit, die nicht nur uns, sondern die Menschheit repräsentierte. Die Rechtsgladiatoren hatten bereits die Arena betreten, und die Zuschauer füllten schon die Tribünen im Volkshaus und wollten Blut sehen. Aber was wäre passiert, wenn die Welt Zugang erhalten hätte? Den Kindern der 1960er Jahre wäre die pädagogische Botschaft vermittelt worden, dass die gute Welt auf unserer Seite steht und nicht gegen uns, wie sonst immer. Hätten ausser den über hundert Zeugen, unter denen lediglich ein Nicht-Jude war, mehr nichtjüdische Zeugen ausgesagt, hätten unsere Beziehungen zu Europa erheblich an Vertrauen gewonnen.

Es wäre zudem besser gewesen, wenn die Anklage und die öffentliche Debatte sich nicht nur auf die Gräueltaten, sondern auch auf die tiefere Bedeutung des verbrecherischen Nationalsozialismus konzentriert hätten: auf den Versuch, die jüdische Kultur zu vernichten und jüdische Einflüsse aus der Weltkultur auszumerzen; vielleicht sogar auf das anmassende Bestreben, die Völkerfamilie um ihren jüdischen Zweig, der sicher ein wichtiges Mitglied ist, zu beschneiden und der Menschheit darwinistisches Verhalten aufzunötigen.

Als Israel beschloss, aus dem Eichmann-Prozess eine grundlegende Erfahrung zu machen, hätte es sich nicht auf die wenigen Jahre der Shoah und Vernichtung beschränken sollen. Wenn es ein historischer Prozess hätte werden sollen, hätte man Zeugen aufrufen sollen, die über die Beziehungen zwischen Europa und dem jüdischen Volk während des jüdischen Millenniums aussagten. Es war zwar auch ein Jahrtausend des Hasses, der Pogrome und Kreuzzüge, aber es herrschte nicht nur Feindschaft. In diesen Jahrhunderten leisteten die verstreut lebenden Juden in Europa einen

fruchtbaren Beitrag mit ihrer Philosophie, Handel, Poesie und Debatten. Ohne uns, die Juden, ist die Geschichte des Humanismus, der Freiheit, der Philosophie und anderer Errungenschaften nicht vollständig zu begreifen.

Es ist allgemein bekannt, dass alle Beteiligten einer Gerichtsverhandlung ein gemeinsamer Nenner verbindet: Staatsanwälte und Angeklagte, Zeugen und Zuschauer, jeder, der in den emotional befrachteten Sog der Ereignisse geworfen wird, hat keine Wahl mehr. Die Richter, die die Verhandlung führten, waren sowohl unsere als auch Eichmanns Partner. Der Prozess bildete den Höhepunkt einer Reihe von Shoah-Verfahren gegen Kapos und andere Nazi-Kollaborateure. Die israelische Gesellschaft war bestrebt, sich mithilfe der Justiz von der Gottlosigkeit zu reinigen, die uns, die Bürger des aschenen jüdischen Planeten, befallen hatte. Aufgrund des Gesetzes zur Strafverfolgung der Nazis und ihrer Kollaborateure fanden etwa vierzig Strafverfahren statt. Drei der Angeklagten waren Nicht-Juden, einer von ihnen, Demjanjuk, wurde freigesprochen; alle anderen waren Juden, Nazi-Kollaborateure, die ihr eigenes Volk verraten und für die Deutschen gearbeitet hatten. Aus einer Gesellschaft, die die Träume ihrer Gründer verwirklichen wollte, entwickelte sich eine verfolgte, scheinheilige Nation, die leicht in Angst zu versetzen, rachsüchtig ist und zu Zwangsmassnahmen neigt. Die selbstbewusste Gründergeneration kapitulierte vor den Überlebenden. Aber diese Entwicklung begann bereits einige Jahre zuvor mit dem Kastner-Prozess.

Rudolf Israel Kastner wurde 1906 in Klozh, Transsilvanien, geboren und war Zeit seines Lebens ein politisch aktiver Zionist. Die jüdische Gemeinde Ungarns machte ihn 1943 zum Leiter des Hilfs- und Rettungskomitees. Als die Deutschen 1944 Ungarn besetzten, waren die Juden des Landes in Gefahr. Die Mitglieder des Komitees nahmen Kontakt zu Eichmann auf, der ins Land gekommen war, um die Vernichtung der dortigen Juden zu organisieren, und zu Kurt Becher, der im Sonderauftrag der SS tätig war. Eichmann und sein Stab schlugen vor, in einem Programm, das später «Güter gegen Blut» hiess, ungarische Juden im Tausch gegen zehntausend Lastwagen und andere Güter aus den von Nazis besetzten Gebieten zu bringen

und ihnen so das Leben zu retten. Als kleinere Folge dieser Verhandlungen brachte ein Zug 1684 von Kastner ausgewählte Juden in ein sicheres Land. Die jüdischen Passagiere – unter ihnen befanden sich auch einige chassidische Führer (allerdings ohne ihre Gemeinden) – waren gemischt zusammengesetzt, aber es ging das Gerücht, dass viele von ihnen der zionistischen Bewegung, Kastners Familie oder den wohlhabenderen Schichten der Gemeinde angehörten, die den Handel finanziert hatten. Kastner glaubte naiv, es sei nur der erste Zug von vielen weiteren, aber es war der Einzige, der Ungarn verliess.

Zur gleichen Zeit lief die Ermordung ungarischer Juden auf Hochtouren. Innerhalb weniger Monate wurde eine halbe Million Juden mit der Eisenbahn nach Auschwitz deportiert. Später hiess es, der Rettungszug sei lediglich ein Alibi führender Nazis wie Becher gewesen, die mit einer Niederlage, Gerichtsverfahren und Hinrichtungen rechneten. In seiner Verteidigung erklärte Kastner einmal, er habe hundert ungarische Juden gerettet, also wesentlich mehr als andere, die gar nicht versucht hätten, Juden zu retten.

Kastner emigrierte 1947 nach Israel und kandidierte bei der Wahl zur zweiten Knesset für die Arbeiterpartei Mapai. 1953 wurde in Jerusalem eine Flugschrift verbreitet, die gegen Kastner die schlimmsten Vorwürfe erhob. Verfasser war ein Malkiel Grünwald, ein älterer, allein zurückgebliebener Jerusalemer und mürrischer religiöser Extremist. Er hatte die Angewohnheit, in Rundschreiben extreme Ansichten, schmutzige Wäsche und pikanten Klatsch zu verbreiten. In diesem Schreiben beschuldigte er Kastner, er habe bei der Vernichtung ungarischer Juden und der Plünderung ihres Eigentums mit den Nazis kollaboriert. «Meine Freunde und Kameraden», schrieb Grünwald, «Leichengestank steigt mir in die Nase. Das wird das beste aller erstklassigen Begräbnisse. Dr. Rudolf Kastner muss eliminiert werden.»

Kastners politische Arbeitgeber drängten ihn, Grünwald anzuzeigen, und so kam es zu einer Verleumdungsklage gegen Grünwald. Aber irgendetwas ging schief, das Ansehen des Angeklagten stieg, das des Politikers sank. Während der Gerichtsverhandlung wurde Kastner de facto zum Angeklagten, während Grünwald wesentlich weitreichendere Anschuldigungen erhob.

Der Grünwald-Prozess entwickelte sich zum Kastner-Prozess und effektiv zum Prozess gegen die Funktionäre der Mapai und wurde zum Präzedenzfall für den Eichmann-Prozess. Zwischen den beiden Verfahren setzte in der Mapai – der Arbeiterpartei Ben-Gurions, die als eine der Hauptkräfte an der Staatsgründung beteiligt war – ein Niedergang ein, von dem sie sich nicht wieder erholte. Damals begann das Misstrauen zwischen der israelischen Wählerschaft und ihren Führern. Das Gefühl keimte auf, führende Politiker kümmerten sich mehr um ihre Eigeninteressen als um unsere. Aus diesem Gefühl erwachsen Wut, Zynismus und Misstrauen.

Der Prozess geriet zu einer umfangreichen Untersuchung des Holocaust an den ungarischen Juden und war das Vorbild für die Klärung der Fragen aller Fragen: Hätte Israel vor der Staatsgründung mehr für die Opfer und die jüdischen Gemeinden tun können, die für immer vernichtet wurden? Shmuel Tamir, ein ehemaliges Mitglied der militanten zionistischen Gruppierung Irgun, vertrat Grünwald vor Gericht. Er kehrte die Verleumdungsvorwürfe gegen seinen Mandanten um und machte das Verfahren zu einem politischen Prozess gegen die Kläger. Talentierte und wortgewandt nutzte Tamir die Gelegenheit, um seine rechten, revisionistischen Ansichten zu propagieren. Er griff das sozialistische Establishment, die Jewish Agency und die Mapai scharf an und warf ihnen vor, sie hätten Kastner unterstützt, die Meldungen über die Shoah auf britische Anweisung hin gezielt unterdrückt und sich damit ihrer Pflicht entzogen, Juden zu retten, besonders solche, die ihre politischen Ansichten nicht teilten. Je länger das Verfahren sich hinzog, umso mehr Aufmerksamkeit erregte es. Die Öffentlichkeit war beeindruckt von Tamirs Brillanz, und Uri Avnerys ermunternde Artikel in der sensationslüsternen und gegen das Establishment gerichteten Wochenzeitschrift *Ha'Olam Ha'Zeh* gossen Öl ins Feuer. Avnery vertrat die Auffassung, der Prozess belege, dass der Staat von einem korrupten Mapai-Filz regiert werde statt von jenen, die es verdient hätten, ihn zu lenken, nämlich die Generation von 1948, die im Unabhängigkeitskrieg ihr Blut vergossen habe. Die mittlerweile eingestellte Zeitschrift wurde zu Tamirs Plattform. Er und Avnery waren Neue Israelis mit völlig anderen Ansichten als Ben-

Gurion, der damals die unangefochtene Führungsrolle in Israel innehatte und gegen den sie vehement opponierten.

Am 22. Juni 1955 verlas Richter Binyamin Halevi das Urteil, das Israel erschütterte. «Kastner hat seine Seele an den Teufel verkauft», entschied er und sprach Grünwald frei. Er kam zu dem Schluss, dass Kastner mit den Nazis bei der Vernichtung ungarischer Juden kollaboriert und dem Kriegsverbrecher Becher den Kopf aus der Schlinge gezogen habe. In seiner 270 Seiten starken Urteilsbegründung führte der Richter aus, Kastner habe die Massen von den wenigen Auserwählten, seinen Verwandten, Freunden und anderen Begünstigten geschieden.

Die gerichtlichen Auseinandersetzungen zogen sich über Jahre hin. Am 20. Januar 1957 fand am Obersten Gerichtshof eine Berufungsverhandlung mit fünf Richtern unter dem Vorsitz von Yitzhak Olshan statt. Während des Berufungsverfahrens wurde Kastner ermordet. Drei junge Männer legten sich in der Nähe seiner Wohnung in Tel Aviv auf die Lauer und warteten, bis er von seiner Arbeit bei der ungarischsprachigen Tageszeitung *Uy Kelt* kam. Als er kurz nach Mitternacht aus dem Auto stieg, trat einer der Attentäter an ihn heran, fragte, ob er Dr. Kastner sei, und schoss ihm in den Kopf. Es war der erste politische Mord in Israel, seitdem sind Waffen zu einer Normalität im politischen Leben des Landes geworden.

Am 17. Januar 1958 hob der Oberste Gerichtshof Halevis Urteil auf und kritisierte es scharf. Die Entscheidung sprach Kastner posthum von dem Hauptvorwurf frei, mit den Nazis kollaboriert und die Vernichtung ungarischer Juden erleichtert zu haben. Für Kastner und viele andere kam dieses Urteil zu spät.

Tamir, der als Erster den israelischen Politikern in der Zeit vor der Staatsgründung Untätigkeit während der Shoah vorgeworfen hatte, fischte weiter im Trüben. Es ist unwahrscheinlich, dass mehr Menschen hätten gerettet werden können: Damals gab es weder den Staat Israel noch politische Einflussmöglichkeiten. Ben-Gurion investierte die wenigen verfügbaren Ressourcen in den Aufbau des zukünftigen Staates. Er hielt es für unmöglich, sowohl die vom Tod Bedrohten zu retten als auch die Zukunft aufzubauen, und schuf lieber die Infrastruktur für jene, die kommen würden, statt Mittel für eine unmögliche Aufgabe zu verschwenden. Aber Tamir war re-

degewandt, und es gab unzählige Opfer, Überlebende und ihre Familienangehörige, die zum ersten Mal hörten, dass eine «zionistische Auswahl» bei den Rettungsbemühungen stattgefunden hatte und für die sich nun ein Sündenbock anbot.

Israels öffentliche Meinung – nicht die allgemeine, sondern die private – war damals wechselhaft. Die frühen Jahre des Staates waren euphorisch und voller Freude über die lang ersehnte Befreiung, aber auch geprägt von unterdrücktem Schmerz über die grossen Verluste im Zweiten Weltkrieg und im Unabhängigkeitskrieg und über die häufigen Grenzscharmützel. Damals mochten die Menschen Ben-Gurion, den Vater der Nation, seine Vision, seine Art, sein Handeln. Als die Israelis einen starken, entschlossenen Führer brauchten, war er der Leithammel der Herde, und niemand stellte sein Urteil in Frage. Erst als im Laufe der Zeit die Erkenntnis durchdrang, dass Israel, das bis wenige Jahre zuvor nur ein Fantasiegebilde war, nun tatsächlich existierte, fingen die Menschen an, die Augen zu öffnen und Ben-Gurion und seine Kollegen anders zu sehen. Tamir blendete diejenigen, die die Augen weit geöffnet hatten, mit seinem Scheinwerfer der Demagogie. Er drehte ihn herum und leuchtete in dunkle, unverarbeitete Ecken. Als er seinen Trick auf Kastners Seele anwandte, löste er nicht nur den Mord an Kastner aus, sondern Sandstürme und Chaos für die Zukunft.

Nach dem Kastner-Prozess und Tamirs Blütezeit bröckelte die Macht der Mapai. Tamir, Avnery und Grünwald bildeten die Koalition eines verschmähten Rechten, eines extremen kanaanitischen Linken und eines Vorläufers des religiösen Fanatismus. Sie öffneten die Büchse der Pandora. Über den Kopf des Gerichts hinweg und hinter dem Rücken des straff organisierten politischen Establishments sprachen sie direkt zu den Menschen und öffneten die schlimmste schwärende Wunde im jungen Körper Israels. Sie bedienten sich des Schuldgefühls der Überlebenden.

In ihrem Buch *Die Narben der Gewalt* erklärt Judith Herman, dass Schuldgefühle bei Überlebenden von Kriegen, Naturkatastrophen und nuklearem Holocaust ein verbreitetes Phänomen sind. Besonders stark sind Schuldgefühle bei Überlebenden, die Zeugen des Leidens und Sterbens anderer wurden. Überlebende, die Krieg und Verwüstungen erlebt haben,

werden von Bildern des Sterbens verfolgt. Sie haben das Gefühl, sie hätten nicht genug getan, um andere zu retten. Traumatische Erlebnisse untergraben die Bindung zwischen dem Einzelnen und seiner Gemeinschaft und erzeugen eine Vertrauenskrise. Solange das Trauma der Shoah kollektiv zum Ausdruck gebracht wurde, bot die israelische Gesellschaft eine positive Alternative und Hoffnung. Die Risse, die Tamir und Avnery im neuen, fragilen israelischen Ethos erzeugten, förderten den Zusammenbruch der Solidarität und liessen bei den Massen der Shoah-Überlebenden Schuldgefühle zutage treten. Als der Damm brach, war die Flut des Misstrauens in die Gemeinschaft und die als falsch wahrgenommene Welt nicht mehr aufzuhalten. Die Gemeinschaft war die Mapai mit ihren Ortsgruppen; die Welt war die Mapai und ihre Regierung. Im Kastner-Prozess wurde vehement die Anschuldigung der Falschheit erhoben, und alles schien zu zerfallen.

Ich kann mir vorstellen, dass sich vor der Staatsgründung Israels nur wenige der Aspekte bewusst waren, die heute, rückblickend, an der damaligen zionistischen Führung kritisiert werden. Sicher, Ben-Gurion konzentrierte seine Bemühungen auf die Schaffung der Grundlagen und des Gerüsts, um im ersten geopolitisch günstigen Moment den Staat aufzubauen. Von allem anderen wandte er seine Aufmerksamkeit ab und wich kein einziges Mal von dieser Haltung ab, was wesentlich mehr über seine zionistische Überzeugung besagt als über seine Meinung zu den ermordeten Juden. Hätte er noch einmal darüber nachgedacht, so hätte er sich bestimmt anders geäußert, davon bin ich überzeugt. Aber eines steht ausser Frage: Die zionistische Bewegung nutzte jede Gelegenheit, um die kleine, aber wachsende vorstaatliche Gemeinschaft in Israel zu stärken. Die zionistische Führung traf eine Auswahl, die Junge und Gesunde favorisierte. «Jeder, der für die Waffe taugt, jeder, der auf der Hut ist», heisst es in der Hymne der Palmach. Sie suchten sich in Europa die Fittesten aus, um sie vor den Pflug der zionistischen Revolution zu spannen, dagegen waren ihnen die jüdischen Massen aus den osteuropäischen Shtetl und den *Luftgeschäften* (die unproduktiven Händler) nicht willkommen. Sie verachteten sie, weil sie selbst von dort stammten und genau wussten, was sie nicht wollten. Einzelne, seien sie nun Überlebende oder andere, können nicht

immer das grosse Bild erfassen, das nationalen Planern und Strategen vorschwebt. Der Einzelne hat seine eigenen Probleme, um die er sich neben dem Aufbau der Nation und der Geschichte kümmern muss.

Als Tamir seine Zeugen aufrief und seine Argumente darlegte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Masse. «Sie wollten euch nicht!» rief er, und die Menschen hörten es und hörten zu. Bei Überlebenden, die körperlich und seelisch versehrt waren, Einwanderern aus muslimischen Ländern und anderen Flüchtlingen, die hierher gekommen waren, weil es keinen anderen Ort gab, an den sie hätten gehen können, stellte sich allmählich das Gefühl ein, es könnte eine Alternative zu der israelischen Identität geben, die Ben-Gurion und die regierende, im Land geborene Elite verkörperten. Der Weg in das Neue Israel begann mit dem Kastner-Prozess. Es dauerte noch einige Jahre, die Koalition der Verschmähten zu sammeln und 1977 an die Macht zu bringen.

Es ist kaum vorstellbar, dass Ben-Gurion, der immer wachsam und auf der Hut war, den Prozess fehlinterpretierte. Er kannte und lebte Geschichte und legte sie täglich aus. Er wusste, was Tamir trieb, sah die Risse und tat alles, um das Haus in Ordnung zu bringen. Heute bin ich überzeugt, dass Ben-Gurion einen wirkungsvollen Weg suchte und fand, den Schaden zu beheben, der durch den Kastner-Prozess entstanden war. Er hatte schwerwiegende Gründe, Eichmann herzubringen und in einem Schauprozess zu verurteilen; einer dieser Gründe waren der Kampf um die Geschichte und seine Antwort auf seine Anti-Mapai-Kritiker. Der Eichmann-Prozess war die aggressivste Verteidigung, die Ben-Gurion vor dem Gericht der israelischen Geschichte vorbrachte. So reichte Eichmanns Präsenz über den Glaskasten im Gerichtssaal hinaus bis in die Innenpolitik Israels. Der Prozess zögerte die Erosion, die mit dem Kastner-Prozess eingesetzt hatte, um einige Jahre hinaus.

Ben-Gurion fing Eichmann und erfüllte sich seinen Wunsch. Der Staatslenker schnappte seine Beute und liess nicht locker, bis der Nazi starb. Für einen historischen Moment gelang es ihm, den Eindruck zu erwecken, er habe rückwirkend gegen beide Adolfs gesiegt, Adolf Eichmann und Adolf Hitler. Gegen das Aufgebot an Zeugen, die den Grünwald-Verleumdungsprozess in einen Prozess gegen Kastner, seine Partei und das zionistische Establishment verwandelt hatten, liessen Ben-Gurion und Hausner ein Auf-

gebot an Zeugen zu Shoah und Heldentum aussagen, ob sie nun etwas mit dem Nazi-Bürokraten zu tun hatten oder nicht. Dutzende Zeugen schilderten in allen grauenhaften Details Gräueltaten, die sie persönlich oder in ihrer Gemeinschaft erlebt hatten. Ausführlich legten sie die Vernichtung der europäischen Juden dar, wobei Ghettoaufstände und Heldentum ausgeschmückt wurden und reichlich Zeit eingeräumt bekamen. Der Prozess stellte einen Wendepunkt dar, weg von nationaler Rhetorik, hin zu persönlichen Geschichten und wieder zurück zu einer völlig anderen nationalen Ebene.

Der Eichmann-Prozess verfolgte mehrere Ziele gleichzeitig, wie die Nürnberger Prozesse Deutschland hatten säubern und als «koscheren» Partner des Westens gegen die Sowjetunion und Stalin legitimieren sollen. Unser Ziel war, den Schurken zu bestrafen, eine neue israelische Generation zu prägen, die angefangen hatte, die Shoah zu vergessen, das Bewusstsein der Welt zu schärfen, die Mapai zu retten und in erster Linie und vor allem den Boden für Beziehungen zu Westdeutschland zu bereiten, die Israel bereits heimlich unterhielt. Eichmann hinzurichten sollte einer Hinrichtung des alten Deutschland gleichkommen; danach hätten wir Zeit, Energie und das legitime Recht haben sollen, Beziehungen zwischen dem anderen Israel und dem anderen Deutschland aufzubauen. Aus diesem Grund bat Ben-Gurion Hausner, in seinem einleitenden Anklagesatz die Formulierung «Deutschland» durch «Nazi-Deutschland» zu ersetzen. Die Botschaft lautete: Wir wissen, dass es ein anderes Deutschland gibt – wie es auch ein Israel gibt, das sich von dem untergegangenen unterscheidet. Eichmanns Tod sollte das Ende der Shoah und den Beginn der Post-Shoah-Periode symbolisieren. In Wirklichkeit passierte das Gegenteil. War der Kastner-Prozess eine Anklage gegen Ben-Gurion, so war der Eichmann-Prozess die Verteidigung, die die offizielle Geschichte der Shoah aus der Sicht des israelischen Establishments darstellte. Zwischen dem ersten und dem zweiten Gerichtsverfahren fand ein Umbruch statt. Bis zum Eichmann-Prozess war die Shoah Bestandteil der offiziellen Rhetorik, die Israels Gründung und seine Ansprüche rechtfertigte, aber die Gerichtsverhandlung «personalisierte» die Rhetorik. Es ging nicht mehr um den Staat Israel gegen Adolf

Eichmann, sondern um das Volk Israels gegen die Nazis. Der Shoah-Diskurs hatte begonnen. Die Jungen konnten zuhören, und die Erwachsenen konnten zum ersten Mal offen über das sprechen, was sie sonst nur in ihren Alpträumen immer wieder durchlebten.

Jahrelang verübelte ich meinem Vater, dass er keine Standpunkte hatte. Der israelische Philosoph und Wissenschaftler Yeshayahu Leibowitz war bekannt für seine unverhohlenen und oft umstrittenen Ansichten über jüdische Ethik, Religion und Politik. Er war mein Mentor und einer der Menschen, die den grössten Einfluss auf mein Leben hatten. Er sagte mir einmal mit erheblichem Scharfsinn: «Ein Gelehrter ohne eine Meinung ist schlimmer als ein Kadaver.» Dann stockte er einen Moment und fügte hinzu: «Ich weiss nicht, welche Meinung dein Vater in dieser Sache hat.» Damals wusste ich nicht, dass die beiden ein Hühnchen miteinander zu rupfen hatten. Ich wusste nichts über ihre Differenzen und Konflikte. Ich wusste lediglich, dass sie beide in der Yeshurun-Synagoge beteten und mir beide unendlich viel bedeuteten. Ich zog selbst Bilanz; die harsche Kritik des Philosophen an meinem Vater, dem Staatsmann, kränkte mich. Aber ich konnte nicht erwidern, dass mein Vater besser sei als ein Kadaver und besser als ein Gelehrter, weil er Weisheit und Standpunkte besass, denn nicht einmal ich kannte seine Ansichten. Zu den Hauptkritikpunkten, die ich immer an meinem Vater bemängelte, gehörte mein Eindruck, dass er durchgängig die Position einnahm, keine Position zu haben. «Aber ich bin ein Mann der Mitte», sagte er mir einmal. «Wie definierst du Mitte», fragte ich prompt zurück. «Im Zentrum», antwortete er. Ich entgegnete: «Bei dir bewegen sich die Extreme und die Mitte ebenfalls. Andere bestimmen deine Position. Wenn du die Mitte sein willst, musst du ein Ankerpunkt werden, einen Standpunkt beziehen, standhalten, ein Mann sein, dich nicht vom Fleck rühren. Zwing die Extreme, sich anhand deiner Position neu zu positionieren.» So ging es jahrelang: Er blieb in der Mitte, ich entschieden an einem Pol. Er war hartnäckig und mässigend; ich bin absolut und aufbrausend.

Wie hätte ich europäische Finesse verstehen sollen? Wo hätte ich Unternehmung lernen sollen? Wie kann ein Israeli, der von Talmudschule, Kaser-

nen und den Korridoren politischer Macht geformt wurde, existenziellen Humor begreifen, der nicht obszön, männlich-sexistisch oder antiarabisch-rassistisch ist? Das habe ich nicht gelernt. Ich wuchs taub auf, ohne zuzuhören. Ich war blind, nahm keine Unterschiede wahr. Ich rebellierte gegen meinen Vater und seine Herkunft, und dabei entgingen mir seine Weisheit und sein Vermächtnis. Mein Vater hatte Standpunkte, verborgene, scheue, traurige. Sie waren unter der Flut des israelischen Extremismus vergraben. Unsere Sabra-Dornen schützten die Frucht vor den Pflückern und stachen sie, die Frucht.

Mein Vater verband, baute Brücken. Das Leben kommt nicht ohne solche Menschen aus. Um das Ganze zu bewahren, schloss er Kompromisse und verzichtete auf lautstarke Meinungsäusserungen. Leibowitz glaubte, er habe keine Standpunkte; ich machte mich auf die Suche nach meinem Vater und fand heraus, dass er der Held meiner Jugend war.

Tagelang durchstöberte ich Knessetprotokolle. Ich ging in die Staatsarchive, las stundenlang in einer ruhigen Bibliothek Beratungsprotokolle aus vielen Jahren, und plötzlich hatte ich beim Lesen meinen Vater vor Augen. Da war er, ein Gigant, grösser als alles, was ich kenne – «aus dem Stoff, aus dem Legenden sind», wie sein Enkel, mein Neffe Hillel, sagte.

An dem Tag, als Eichmann gefangen genommen wurde, fand eine Kabinettssitzung statt, bei der laut Protokoll folgendes Gespräch stattfand:

Ben-Gurion: «Unser Sicherheitsdienst hat lange nach Adolf Eichmann gesucht, jetzt haben sie ihn gefunden. Er ist in Israel und wird hiervor Gericht gestellt.»

Ytzhak Ben-Aharon: «Wie? Was? Wo?»

Er ist so verblüfft, dass er auf Jiddisch weiterredet. «Wie macht man das?» Dann beginnen die persönlichen Äusserungen, und mein Vater beteiligt sich in seiner typisch rationalen Art an der Diskussion.

Josef Burg: «Besteht eine Gefahr oder eine Befürchtung, ich weiss nicht, wie ich es formulieren soll, dass er in dem Prozess ... Ausdrücke benutzen würde, die beleidigend sind?»

Der damalige Justizminister Pinchas Rosen, der ebenfalls in Deutschland geboren wurde, wirkt etwas unruhig. Aber mein Vater, Josef Burg aus der jüdischen Volksschule in Dresden, spricht entschuldigend in seiner Exilhaltung weiter, denn er ist ein Ostjude, kein Jecke wie Pinchas Rosen alias Felix Rosenblüth.

Burg: «Ich frage wegen des allgemeinen Eindrucks in der Welt.»

Nach einigen Tagen behandelt das Kabinett die Angelegenheit erneut, und mein Vater denkt historisch, sauber und ordentlich, wie es einem Mann entspricht, der ein sächsisches humanistisches Gymnasium besucht, an der Universität Berlin studiert und einen Dokortitel der Philosophie erworben hat.

Burg: «A. Wenn wir wollen, dass die Presse täglich über die Sache berichtet, sollen wir etwas Material für die Verhandlung aufsparen. Wenn wir ein grosses Drama im Gerichtssaal wollen, dann weiss ich nicht, ob nach monatelangen ausführlichen Zeitungsberichten vor dem Prozess noch etwas Interessantes übrig bleibt, was Aufmerksamkeit erregt. B. Bekommen unsere Auslandsvertretungen Leitlinien, wie sie die Angelegenheit aus unserer Sicht darstellen? C. Als Letztes bin ich unbedingt der Meinung, dass das dokumentarische Beweismaterial zuerst der jüdischen Öffentlichkeit und dann der Welt zur Kenntnis gebracht werden sollte. Es gibt Dokumente, die bei den Nürnberger Prozessen verwendet wurden. Ist es möglich, Fotografien der Beweismittel in Nürnberg zu beschaffen? ... Ich möchte eines sagen: Es ist bekannt, dass es Protokolle der SS-Sitzung über die Endlösung der Judenfrage gibt. Laut den Protokollen war Eichmann dort; es steht in den Protokollen, dass alle Juden vernichtet werden müssen. Ist es möglich, eine Kopie dieses Dokuments anzufertigen?»

Der Staat Israel wollte Rache nehmen und als Erzieher der Welt auftreten. Nachdem die Erzieherrolle abgehandelt war, war es Zeit für eine jüdische Bilanz.

Ytzhak Ben-Aharon: «Wenn Eichmann sich zu verteidigen versucht, hat er einiges zu seiner Verteidigung vorzubringen. Bis 1939 und auch noch während des Krieges war er für viele Tauschgeschäfte, die [die Juden] machen wollten, der Ansprechpartner, auch bei [den Menschenleben], die wir gerettet haben.»

Hier fängt es an. Ben-Aharon lässt eine Bombe platzen: Juden machten Geschäfte mit Eichmann, und das wird er zu seiner Verteidigung vorbringen.

Wochen vor dem Prozess beschäftigte die Eichmann-Frage das israelische Kabinett wiederholt unter verschiedenen Aspekten, mein Vater war nahezu jedes Mal beteiligt. Er äusserte seine Meinung, machte Vorschläge, liess sich auf Kompromisse ein und betonte immer wieder den historischen Aspekt. Es stellte sich die Frage, ob man Eichmann erlauben sollte, sich vor Gericht von einem deutschen Anwalt verteidigen zu lassen.

Burg: «Meiner Meinung nach wird ein deutscher Anwalt in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung, in Anbetracht der Sensibilität unserer Öffentlichkeit, die Öffentlichkeit aufbringen. Niemand kann die Verantwortung dafür übernehmen, was jemand einer solchen Person antun könnte.»

Ben-Gurion: «Was ist das? Anarchie? Sollen wir Angst vor Rowdys haben?»

Burg: «Hier in unserem Land kann er konsultieren, wen er will, aber in der öffentlichen Verhandlung: keinen Deutschen, keinen Schweizer und keinen Österreicher. (Fast flehentlich) Bitte! Der Anwalt wird seine Argumente in dieser Sprache vorbringen, und wenn er obendrein noch ein Deutscher ist – ich weiss nicht, ob das wünschenswert ist.»

Als das Chaos endete und die Gerichtsverhandlung begann, trat Hausner vor, zeigte mit dem Finger auf den Glaskasten und sagte: «*Ani Maashim!*» («Ich klage an!») Drei Tage lang brachte er den Anklagesatz vor. Der Holocaust-Schriftsteller Yehiel Dinur, auch bekannt unter dem Pseudonym K. Zetnik, fiel in Ohnmacht. Baruch, der Chauffeur meines Vaters, hörte sich die Übertragung sämtlicher Verhandlungstage am Küchenradio an, und viele krepelten ihre Ärmel auf und zeigten zum ersten Mal die Nummern, die auf ihren Arm tätowiert waren. Das Urteil wurde verkündet, das Strafmass festgelegt: Todesstrafe für den *tzorer*, den Erzfeind der Juden, Adolf Eichmann. Alle sagten unisono: Möge sein Name und sein Andenken ausgelöscht werden, Amen. Das Kabinett trat wieder zusammen; die Protokolle sprechen für sich:

Ben-Gurion: «Ich habe mit Martin Buber gesprochen; es war ein langes Gespräch. Ich werde Ihnen kurz wiedergeben, was er gesagt hat. A. Er denkt, Eichmann hin-

zurichten, wird eine neue Legende der Anti-Jesus-Sorte schaffen. Vielleicht nicht in diesem oder in den nächsten beiden Jahren, aber die Legende wird entstehen, und das jüdische Volk wird Schwierigkeiten bekommen. B. Ich habe viele Briefe bekommen und möchte von einem berichten. Ein bedeutender Mann, ein Professor aus Princeton, ein deutschstämmiger Jude, Walter Kaufman... Er findet, es würde Israel zur Ehre gereichen, wenn verkündet würde, dass wir [Eichmann] einen fairen Prozess gemacht und seine Taten und die der Nazis verurteilt haben. Wir sind nicht blutrünstig, und indem wir ihn frei liessen, würden wir den jüdischen Geist in Israel demonstrieren.»

Die Protokolle bebten in meinen Händen. Allein für diese Kabinettsitzung war es wert, dieses Land aufzubauen und ein verdrehtes Gerichtsverfahren hinzunehmen. Licht den Juden, Licht den Nationen, Licht der Menschheit. Aber sie debattierten weiter, ob sie dem Präsidenten empfehlen sollten, Eichmann zu begnadigen und die Gründe publik zu machen.

Levi Eschkol: «Ist es möglich, seine Strafe zu reduzieren und eine Erklärung abzugeben, warum?»

Ben-Gurion: «Das ist möglich.»

Eschkol: «Ich würde zu dieser Option tendieren.»

Ich wusste schon immer, dass Eschkol der beste Ministerpräsident war, den Israel je hatte. Hier war der Beweis. Er war ein Gigant, ein Held, mutig und human.

Ben-Gurion: «Ist sonst noch jemand Eschkols Meinung?»

Dov Yosef: «Ich möchte mich dagegen aussprechen.»

Seit dieser Kabinettsitzung sind 45 Jahre vergangen, und dennoch sind aus den alten, mit Schreibmaschine getippten Seiten noch immer Sorge und Pein zu spüren.

Minister Haim Mosche Schapira, der Eichmann in Wien begegnet war, bat:

Schapira: «Können wir die Sitzung unterbrechen, um nachzudenken?»

Die Dinge waren ins Rollen gebracht. Das Drängen, bis zum Ende weiterzumachen, liess sich nicht aufhalten.

Josef Almogi: «Ich habe keinen Zweifel, dass selbst die, die für eine Hinrichtung sind, die schwerwiegenden Argumente, die wir gehört haben, nicht abtun... Ich würdige Eschkols Mut, aber ich möchte ein paar Dinge sagen. Ich wurde mit zehn Jahren aus einem einzigen Grund Zionist. In meiner Stadt kam ein *sheiget*, ein Nichtjude, und tötete ohne Grund einen jungen Juden. Das polnische Gericht verurteilte ihn nicht zum Tode. Nicht einmal zu 15 Jahren Gefängnis. In einem anderen Fall wurde ein Mörder zum Tode verurteilt. Seitdem war mir klar, dass jüdisches Blut nichts wert ist... Wir haben es mit einem Symbol zu tun. Die Strafe reicht sicher nicht aus, aber es gibt keine schwerere Strafe.»

Eschkol: «Er soll ja sterben – aber im Gefängnis.»

Almogi: «Im Gefängnis wird es ihm besser gehen als in Argentinien. Wir haben es mit einem Symbol zu tun ... Wir haben keine andere Wahl.»

Bar Yehuda: «Eschkol, ich bin anderer Meinung. Obwohl ich es in gewisser Weise noch verstanden hätte, wenn Sie gesagt hätten, lasst ihn frei. Keine Art von Strafe ist genug. Aber wenn Sie sagen, behaltet ihn im Gefängnis, wie soll das gehen?»

Alles lief auf den Galgen zu.

Golda Meir: «Das Urteil umzuwandeln demonstriert nicht die Überlegenheit des jüdischen Volkes, sondern seine Unterlegenheit. Kein anderes Volk der Welt würde so viel Rücksicht nehmen. Das wird nur vom jüdischen Volk verlangt. Juden und Nichtjuden stellen diese Forderung ... Ihnen sagt niemand, sie sollten eine edle Gesinnung demonstrieren. Das verlangen sie nur von uns, weil die Welt sich noch nicht daran gewöhnt hat, Israel so zu sehen wie andere Nationen. Ich bin nicht bereit, mich den Philosophen anzuschließen. Wir sind nicht blutrünstig. Traurig bin ich nur über eins: dass ein jüdischer Bursche das wird tun müssen, aber es wird ihm zur Ehre gereichen. Ich bin gegen jeden Gedanken an...»

Mein Vater hatte noch nichts gesagt. Warum schweigst du? Sprich zu mir aus der Geschichte.

Ben-Gurion fuhr fort. Die Minister diskutierten darüber, einen Nichtjuden zu töten. Was sollte mit dem Leichnam passieren, mit der Asche? Und mit der Beisetzung? Wer würde bei der Hinrichtung anwesend sein?

Mein Vater schwieg noch immer.

Und dann trat mein Vater auf, mein grösster Held, weil er mit Zurückhaltung und Selbstdisziplin einen moralischen und politischen Vorschlag von verblüffenden Dimensionen machte, der in den Protokollen der Kabinettsitzung vom 29. Mai 1961 festgehalten ist.

Josef Burg: «So wie ich es sehe, ist das keine Angelegenheit, über die förmlich abgestimmt würde. Wir sitzen hier zusammen und stellen Tendenzen fest. Das sind auch Momente, in denen ein Mann mit seinem Gewissen konfrontiert ist, mit der Geschichte, und seine Meinung sagen sollte. Ich möchte sagen: Ich habe lange über diese Angelegenheit nachgedacht, obwohl das nicht garantiert, dass meine Überlegungen richtig waren ... Meine Meinung: Der Staat Israel hat in der Gerichtsverhandlung gesagt, was er zu sagen hatte. Er kann es sich leisten, den Mörder jeden Tag aufs Neue sterben zu lassen. Ich kann in diesem Kontext nicht von einer offiziellen Begnadigung sprechen. Falls man es formal Amnestie nennen sollte...»

Ben-Gurion: «Amnestie oder Umwandlung der Strafe?»

Burg: «... aber auch nicht Umwandlung. [Mein Vater suchte nach einer dritten Möglichkeit. Weder Hinrichtung noch Umwandlung der Strafe. Daher wies er Ben-Gurions Einwurf zurück.] Aber es gibt eine Möglichkeit, die Dinge in der Schwebe zu halten. Dass die Urteilsvollstreckung täglich ausgesetzt wird, und nicht nur, um einer Entscheidung auszuweichen ... Ich habe Leute immer wieder mal nach ihrer Meinung gefragt. Die Meinungen sind geteilt. Man kann sagen, je tiefer jemand in der Diaspora verhaftet ist, umso grösser ist seine Angst. Wenn jemand die Diaspora verlassen und sich in Israel niedergelassen hat, nimmt seine Angst ab ... Ich möchte meine Meinung sagen. Wenn man ihn in diesem Schwebezustand halten kann, dass sein Urteil jeden Tag vollstreckt werden kann, das wäre das, was ich gern hätte, obwohl es grausam ist...»

Almogi: «Und was, wenn nicht...»

Burg: «Wird es hier eine Abstimmung geben? Ich weiss nicht, ob das Kabinett das machen sollte.»

Ben-Gurion: «Das Kabinett muss es machen. Der Präsident wird nach der Kabinettsmeinung fragen. Es lässt sich nicht vermeiden.»

Eschkol: «Für mich ist das keine Frage des Gewissens, des Unbehagens... Vom ersten Moment seiner Festnahme an habe ich mir gesagt: Wenn es möglich ist, dass er nach dem Prozess mit einem Kainsmal durch die Welt geht und entspre-

chend behandelt wird – das ist viel mehr als die fünf Minuten einer Hinrichtung. Ich habe versucht, mit einigen Leuten zu reden. Ich weiss, es ist unwahrscheinlich. Wahrscheinlich wird die Sache mit den fünf Minuten der Hinrichtung vorbei sein.»

Ben-Gurion: «Wir sollten auch über eine offizielle Begnadigung entscheiden. Wenn das Gesuch den Präsidenten erreicht, wird er das Kabinett um seine Meinung bitten. Burgs Vorschlag verstösst laut Generalstaatsanwalt gegen das Gesetz.»

Burg: «Ich schlage vor, wir machen eine Probeabstimmung über Eschkols Vorschlag und anschliessend eine endgültige Abstimmung.»

Sie stimmten ab. Das ganze Kabinett war gegen Eschkol und meinen Vater. Im Protokoll heisst es: «Eschkols Vorschlag erhält zwei Stimmen.»

Ben-Gurion: «Nach der Probeabstimmung nun die endgültige Abstimmung.» Beschluss (einstimmig): Dem Präsidenten die Umwandlung des Urteils gegen Adolf Eichmann nicht zu empfehlen.

Mein Vater und Eschkol verloren diesen Kampf. Aber die Zeit wird kommen, die Zeit meines Vaters, in der sein erstaunliches Judentum, seine Moral und Klugheit Hand in Hand gehen und die israelischen Entscheidungsträger als Feuersäule leiten werden. Eichmann wurde gehängt und seine Leiche verbrannt; mein Vater ist tot. Mit der Zeit entdecke ich ihn zunehmend und vermisse ihn immer mehr. Mir fehlen die Worte; ich weiss nicht, wie ich damals abgestimmt hätte. Eichmann habe ich zu verdanken, dass ich unter seinem dunklen Licht meinen verlorenen Vater gefunden habe. Mir bleibt nur, für die vielen Jahre der Kritik um Verzeihung zu bitten. Verzeih mir, Vater. Du hast mich haushoch überragt.

Adolf Eichmanns Leben endete, aber in der israelischen Identität fing das Kapitel der Shoah gerade erst an. Der Eichmann-Prozess fand statt, als der Staat Israel 13 Jahre alt wurde, also in seinem Bar-Mizwa-Jahr, in dem seine Eltern nach jüdischem Brauch öffentlich Gott gedankt hätten, dass sie nicht mehr für die Vergehen ihres Kindes bestraft werden. Von Eichmann sind wir befreit, nicht aber von seiner Strafe: der Shoah und ihren Auslegungen.

Meine Bar Mizwa fand im Jahr des Sechstagekrieges statt. Die tiefgreifenden Ängste und Sorgen in den drei Wochen vor Kriegsbeginn liessen den Sieg noch grösser erscheinen, als er tatsächlich war. Drei Wochen sind eine symbolische Zeitspanne. Die Römer brauchten im Jahr 70, dem Jahr der Zerstörung, drei Wochen vom 17. Tammus, als sie eine Bresche in die Jerusalemer Stadtmauer brachen, bis zum 9. Aw, als sie den Tempel plünderten, niederbrannten und Jerusalem zerstörten. Diese Zeitspanne ist der ultimative jüdische Ausdruck für das Warten auf die unausweichliche Vernichtung.

Regierungen stürzen nicht von jetzt auf gleich, und Bewegungen enden nicht schlagartig. Prozesse und Tendenzen brauchen Zeit zu reifen und sich zu bilden, und die öffentliche Meinung braucht Geduld, um Gefühle in politisches Handeln zu übersetzen. Die im Niedergang befindliche Mapai-Regierung erhielt noch einmal Auftrieb durch den Sechstagekrieg, der in die turbulenten, stürmischen 1960er Jahre fiel. Der Krieg beflügelte die Fantasie der enthusiastischen Israelis für einen weiteren Augenblick der Geschichte. Viele sahen ihn als letzte Schlacht des Unabhängigkeitskrieges. Dieser Krieg grenzte an ein Wunder und förderte starken Patriotismus und erneutes Vertrauen in die politische Führung zutage. Sechs Jahre später folgte der Jom-Kippur-Krieg, die vom damaligen Verteidigungsminister Moshe Dajan so genannte vermeintliche «Zerstörung des Dritten Tempels». Gemessen an der 1967 geborenen Siegesgewissheit waren die Bilder der Verluste schockierend. Als das israelische Fernsehen Aufnahmen von gedemütigten israelischen Soldaten mit erhobenen Händen ausstrahlte, sahen sie aus wie das Kind mit Kappe und erhobenen Händen im brennenden Warschauer Ghetto. Sie erschütterten das Bild des unbesiegt gebürtigen Israelis, des Sabra, der in die Arbeiterbewegung geboren wurde. Geschichte besteht nicht nur aus herausragenden Ereignissen; sie ist auch der stetige, normale Fluss des Alltagslebens. In geistigen Strömungen war die nächste historische Koalition bereits vorhanden und überspülte alles, bis sie Mr. Shoah persönlich krönte, Menachem Begin, den ersten Ministerpräsidenten, der von «drüben», von jenseits des Bachs, von der Rechten und aus der Shoah kam.

Wir stutzten unsere grauenvolle Holocaust-Erfahrung zurecht, bis sie in

einige der traditionellen jüdischen Muster passte, und fügten ihr unseren eigenen Symbolismus hinzu. Wir nannten sie Shoah, nicht Zerstörung, wie es Brauch ist. Wir legten einen besonderen Gedenktag fest, schrieben spezielle Gebete und schufen neue Rituale und Kultformen. Wir machten sie zu einem Ereignis, das stärker israelisch als jüdisch ist. Dabei fielen wir aber zurück in vergangene Muster und unterstrichen die Botschaft, «die ganze Welt ist gegen uns». Wir verliehen der existenziellen jiddischen Gleichung wieder Gültigkeit: Ist es gut für die Juden oder schlecht für die Juden? Und wir verstanden die Shoah als ausschliesslich uns betreffend. Damit verpassten wir die Chance, ihre Schrecken in etwas wesentlich Bedeutungsvolleres, Universelles zu verwandeln. Es geht nicht um uns und die Welt, sondern um alles Gute in der Welt gegen alles Böse. Kurz, wir nationalisierten die Shoah, monopolisierten und verinnerlichten sie und lassen niemanden in ihre Nähe.

Es ist noch nicht zu spät. Es ist immer noch möglich, die Beziehungen zwischen der Welt und den Juden neu zu definieren. Wir können das Wort *Jude* in einen Begriff verwandeln, der wesentlich mehr umfasst als Nationalität, Religion, Genetik und Traditionen. Ein Jude nach der neuen Definition ist die Antwort auf den Nazi in seiner alten Definition. Wo immer der Nazi das Licht löscht, kommt der Jude und schaltet es wieder ein. Ebenso wie unser Ruf «Lass mein Volk gehen» bis heute durch die Geschichte wiederholt, wann und wo auch immer Menschen auf der ganzen Welt ihre Freiheiten einfordern, kann der Begriff *Jude* zur Bezeichnung für jeden werden, der sich weigert, sich Diskriminierung, Bösem und Verfolgung zu beugen. Er wird für einen freien Menschen stehen wie *Judentum* ein Synonym für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sein wird. Das moderne Israel ist ein gewaltiger Schatz an unausgeschöpftem Potenzial. Wir haben viel Positives, ausser in einer Hinsicht. Ich möchte daran glauben, dass wir eines Tages Teil einer weltweiten Kultur des Universalismus sein werden und eine treibende Kraft bei der Überbrückung der Kluft, die zwischen Nationen und Kulturen klappt.

In einer Zeit, in der die Welt zunehmend «jüdischer» wird, indem sie unsere traditionelle Moral übernimmt, werden wir Israelis immer lokaler

und provinzieller. Wir haben die Weltrevolution nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mitgemacht, die auf die Schaffung einer Völkergemeinschaft gegen die Hitlers der Welt zielt. Anfangs waren wir dabei und schlugen diesen Weg in den ersten Jahren unserer Unabhängigkeit ein. Viele in der Welt schauten bewundernd zu uns auf. Hier war eine verfolgte Nation, die Zorn, Frustration und Rachegefühle in Energie für den Aufbau, neue Ideen und Integration verwandelte. Wir waren eine Inspiration für entstehende afrikanische Nationen und andere, die in unsere Fussstapfen traten. Es war nicht alles perfekt, aber die Richtung stimmte bis zur Metamorphose der 1960er Jahre und dem Eichmann-Prozess, der das Jahrzehnt einläutete. Mir ist klar, dass man hinterher immer schlauer ist, aber wir müssen die Vergangenheit analysieren, damit wir unsere gegenwärtige Richtung ändern können. Ich will daran glauben, dass der Staat Israel nicht nur die Inkarnation der Shoah-Opfer und anderer jüdischer Opfer von Hass im Laufe der Geschichte ist, sondern ein Licht für die Völker, ein Licht der universellen Menschlichkeit sein kann. Israel sollte die Verantwortung übernehmen, zu einem Stoppschild gegen Tyrannei zu werden, und sollte danach streben, die Moral der Welt zu verändern. In diesem Sinne betrifft die Shoah nicht uns allein, sondern ist das Vermächtnis der ganzen Welt. Jeder Weltbürger hat daran Anteil; sie ist viel zu gross, um nur von den Juden getragen und in Erinnerung behalten zu werden. Die Shoah, die alle betrifft, wird starke Koalitionen schaffen, die verpflichtet sind, Gräueltaten überall zu verhindern. Ruanda betrifft uns ebenso wie Kambodscha; sie betreffen uns und unsere Brüder aus Warschau und Bialystok. Es besteht kein Unterschied zwischen einem Juden und einem Afrikaner oder Asiaten; die Verfolgten und die «anderen» sind für uns das Gleiche; sie alle sind Teil unserer Verantwortung für eine bessere, intakte Welt. Wann immer ein Verbrechen an einem Volk, an hilflosen Unschuldigen, an der Menschheit und gegen die Menschlichkeit begangen wird, werden wir auf jede erdenkliche Weise da sein, protestieren, aktiv werden, helfen, ja sogar verteidigen und retten. Damit dies schon früher eingetreten wäre, hätte der Eichmann-Prozess zwar in Jerusalem stattfinden sollen, wie es der Fall war, aber er hätte als Tribunal andere einschliessen sollen. Ich hoffe, dass Israel einen internationalen

Gerichtshof mit Richtern aller Nationen und Konfessionen einrichten wird, einschliesslich guter, anständiger Deutscher, von denen es viele gibt. Ein solcher Gerichtshof hätte den Eichmann-Prozess in ein «Geschenk» des jüdischen Volkes an die Welt verwandeln können. Eine solche Gerichtsverhandlung hätte öffnend gewirkt und nicht abschottend. Diesen Weg zu beschreiten hätte höchstwahrscheinlich manches menschliche Unglück verhindert. Zudem hätte es Shoahs verhindert, die nicht unsere sind.

Kapitel 9

Wem gehört der Holocaust?

«Wer erinnert sich heute noch an das armenische Blutbad?», soll Hitler gefragt haben. Man kann nicht umhin, beeindruckt zu sein von Hitlers Intuition und Fähigkeit, Politik und Vorgehen seines Landes den menschlichen Schwächen seiner Gegner entsprechend zu manipulieren. Offenbar hatte er ein Gespür für Angst und Schwäche. So taub und blind er für seine eigenen Schwächen war, so wach war er für die anderer.

Tatsächlich erinnerten sich in den 1930er Jahren in Deutschland und im Rest der Welt nur wenige an das türkische Massaker an den Armeniern. Hunderttausende (manche sagen bis zu 1,5 Millionen) Armenier wurden 1915 und 1916 von türkischen Truppen und Agenten abgeschlachtet. Über ein Jahrzehnt später unternahm der in Prag geborene jüdische Dichter Franz Werfel eine Exkursion in den Osten. Im Frühjahr 1929 traf er in Damaskus ein und begegnete zum ersten Mal armenischen Flüchtlingen, Invaliden, Waisen und anderen Opfern, die in der Stadt Zuflucht gesucht hatten. In den folgenden vier Jahren arbeitete er an seinem epischen Roman *Die vierzig Tage des Musa Dagh*. Er schildert die Geschichte eines armenischen Dorfes, das sich gegen die Deportation wehrt – eine Art armenischen Masadas –, und das tragische Ende des gewaltsamen Kampfes gegen die türkischen Unterdrücker.

Das Buch erschien 1933 in Deutschland. Vielleicht steht es mit seinen Schilderungen des grausamen Massakers in einem Zusammenhang mit Hit-

lers angeblicher Äusserung. Werfel lieferte die Erinnerung; Hitler tat, was er konnte, um zu leugnen, zu vergessen und andere vergessen zu lassen.

Mit diesem Buch erinnerte Werfel die Deutschen an ein historisches Ereignis, das schon bald in Vergessenheit geraten war. Als Gabriel Bagdarian, der Held des Buches, sich auf die letzte Nacht seines Lebens vorbereitet, nachdem er seine Familie und sämtliche Freunde verloren hat, kommt ihm gar nicht der Gedanke, ein sicheres Versteck zu suchen. Diese Frage stellt sich ihm nicht. Kein Sterblicher hätte noch leben können, nachdem eine solche Finsternis hereingebrochen war. Tatsächlich brach nach dem Völkermord an den Armeniern pechschwarze Finsternis herein, aber niemand achtete darauf. Es wurden keine Fragen gestellt, nicht in Deutschland und nicht im Rest der aufgeklärten Welt. Die Türken leugneten vehement den Völkermord und präsentierten eine völlig andere Darstellung. Hitler verliess sich auf eine Welt, die keine Fragen stellte; er verstand die Macht des Verleugnens und trieb sie bis zur Endlösung. Keine Ausreden, kein Leugnen, er legte alles offen auf den Tisch. Man kann vernichten, und niemand wird danach fragen. Hitler gründete seine Vernichtung der Juden auf das weithin vergessene und geleugnete armenische Massaker. Er verbarg die Vernichtung der Juden in der offenen Arena der Öffentlichkeit. Und niemand protestierte.

Worfels Buch brachte die Schrecken ans Licht. Henry Morgenthau Sr., der amerikanische Botschafter in der Türkei, sagte: «Ich bin überzeugt, dass in der gesamten Menschheitsgeschichte kein so grauenhaftes Ereignis vorgekommen ist, das grösste Verbrechen der modernen Geschichte ... von allen dunklen Seiten der modernen Geschichte ist diese die dunkelste».⁴²

Vermutlich dachte Hitler sich, wenn die Massaker, die kaum zwanzig Jahre zuvor an Europas Türschwelle begangen wurden, bereits vergessen waren, wer würde sich dann an seine am Beginn des «Tausendjährigen Reiches» erinnern? Wenn die Welt zugunsten der christlichen Armenier, die niemandem etwas getan hatten, nicht aktiv wurde, warum sollte sie etwas dagegen haben, dass er sie von den verhassten Juden befreite? Hitler dachte assoziativ und war impulsiv. Bei ihm verband sich der unerschütterliche

Glaube an seine Überzeugungen mit der extremen Alles-oder-Nichts-Haltung eines Spielers. Ian Kershaw schrieb in seiner Hitler-Biografie:

Es ist nicht nötig, den Beitrag des Charakters zur Erringung und Ausübung der Macht herunterzuspielen. Zielstrebigkeit, Inflexibilität, Rücksichtslosigkeit, wenn es darum ging, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, zynisches Geschick, der «Alles-oder-Nichts»-Instinkt des Spielers für das höchste Risiko...

Wir dürfen Hitler nicht in unmenschlichen Farben malen, nur um uns mit den menschlichen Aspekten seiner Persönlichkeit nicht auseinandersetzen zu müssen. Für uns und für die Welt war er durch und durch böse, aber er war auch

... Ideologe und vertrat unerschütterliche Überzeugungen – er war der radikalste unter den radikalen als Exponent einer, so abstossend dies für uns auch ist, in sich geschlossenen «Weltanschauung», die ihre Stosskraft und Stärke aus der Kombination weniger grundlegender Ideen bezog, die er in die Vorstellung von der Menschheitsgeschichte als der «Geschichte von Rassenkämpfen» integrierte.⁴³

Menschen reagieren häufig schnell auf Naturkatastrophen wie den Tsunami 2004 in Südostasien. Damals erlebte die Weltgemeinschaft eine ihrer besten Stunden. Im Vergleich dazu ist die Reaktion der Welt auf von Menschen gemachte Katastrophen und Gräueltaten wie den Holocaust an den Armeniern ein Grund zu Scham und Traurigkeit. Yair Oron von Israels Open University hat weite Teile seines Lebens dem Studium des Völkermordes an den Armeniern gewidmet und dafür einen persönlichen und beruflichen Preis zahlen müssen. Er ist der Ansicht, dass er als Jude, der Familienangehörige in der Shoah verloren hat, die Pflicht hat, jeden Holocaust, jedes Massaker und jeden Völkermord zu verstehen und die Erinnerung daran wachzuhalten: «Das ist die wichtigste moralische Einsicht, die wir aus der Shoah und anderen Völkermorden ziehen müssen. Menschen haben es anderen Menschen angetan, und daher können sie es überall wiederholen... Wir müssen uns fragen, was wir tun können, um eine solche Gefahr zu verhindern».

Es stellt sich die Frage: Warum mobilisiert die Welt sämtliche Kräfte, wenn es um Naturkatastrophen geht, bleibt aber angesichts von Katastro-

phen, die von Menschen gemacht werden, abseits, reserviert und distanziert? Die traurige Antwort ist die gleiche, die auch Hitler diente: Gleichgültigkeit. Vielleicht ist es sogar noch finsterner: Angesichts des Zorns der Natur sollte man keine moralischen, ethischen oder politischen Positionen vertreten, nicht so angesichts menschlichen Zorns. Nach Schätzungen des Politologen R.G. Rummel verlor zwischen 1900 und 1987 die unvorstellbare Zahl von 169'198'000 Menschen ihr Leben durch Völkermorde, einschliesslich derer, die Stalin und die Chinesen an ihrem eigenen Volk begingen.⁴⁴ Dabei sind die Todesopfer nicht eingerechnet, die es nach 1987 in Ruanda, Jugoslawien, Osttimor und anderswo gab.

Was haben wir getan, um dieses Morden zu verhindern, zu beenden, davor zu warnen oder Widerstand dagegen zu leisten? Nichts. Manchmal bezahlen wir Eintrittskarten, um uns Filme anzusehen, in denen überlegene Weisse amerikanische Ureinwohner töten. Die Westernhelden unserer Kindheit sind die arroganten Ikonen des weissen Völkermords an den amerikanischen Ureinwohnern. Durch die Spielfilme wurden wir rückblickend zu Beteiligten am Genozid an der Urbevölkerung Amerikas. Noch immer wissen wir nichts über den Genozid an den australischen Aborigines, und wir sind nach wie vor blind und taub für andere Akte sadistischer Brutalität, die aktuell im Blickfeld der Kameras unserer Medien verübt werden.

Eine Million Tutsi starben 1994 innerhalb von nur hundert Tagen durch Hutu-Milizen, die mit Macheten und leichten Waffen ausgerüstet waren. Es war der schnellste Genozid aller Zeiten. Ähnliches passierte in Jugoslawien, Osttimor und Darfur. An keinem dieser Orte gab es eine schnelle Reaktion der Weltöffentlichkeit. Wieso erregten die Opfer des Tsunami weltweit Mitgefühl, während unverhohlener Mord unweigerlich auf Untätigkeit stösst?

Wenn es dazu kommt, dass Menschen andere töten, müssen die Leute – Sie und ich – Stellung für eine der beiden Parteien beziehen. Wer ist im Recht? Wer ist unser Verbündeter? Wer ist der Feind? Sehr häufig haben die Menschen keine klare Position zu ihrer unmittelbaren Realität, wie sollte man dann von ihnen erwarten, sich eine Meinung zur Realität anderer zu bilden, die so weit von ihren Herzen und ihrem Denken entfernt ist?

Wenn wir eine Position zur Politik anderer beziehen müssen, müssen wir auch nach innen schauen, uns aufrichtig selbst betrachten und dieselbe moralische Haltung zum Bösen unter uns einnehmen. Das ist zu viel. Es stellt sich heraus, dass das Böse bei uns die Grundlage unseres bequemen Lebens bildet. Wir haben Jahre gebraucht, dieses Mass an Bequemlichkeit zu erreichen, und sind nicht bereit, es ohne Weiteres wieder aufzugeben. So wird aus unserer Gleichgültigkeit Selbstgefälligkeit: Ergreifen wir lieber nicht Partei, lassen wir sie sterben. Dort, wo wir sind, können wir sie ohnehin nicht weinen und schreien hören – sei es in den Wolkenkratzern Manhattans, der Londoner U-Bahn oder den Einkaufszentren Tel-Avivs. Die Millionen Menschen, die im 20. Jahrhundert ermordet wurden, sind Opfer derjenigen, die tatenlos zuschauten oder wegschauten. Und wir stehen ganz oben auf der Liste der Schuldigen. Ja, wir Juden sind wieder einmal schuld. Wie ist das möglich?

Wir haben die Shoah aus ihrer heiligen Position geholt und in ein Instrument gewöhnlicher und sogar abgedroschener Politik verwandelt. Wir haben die Shoah zu einem Mittel im Dienste des jüdischen Volkes gemacht. Sogar zu einer Waffe, die stärker ist als die israelischen Streitkräfte. Die Shoah ist zu unserem ausschliesslichen Eigentum geworden. Wir verwenden enorm viel Energie darauf, sicherzustellen, dass kein anderer in «unser» Allerheiligstes vordringt. Immer wieder hat sich der jüdische Staat an die Seite der türkischen Regierung gestellt, wenn es darum ging, den Holocaust an den Armeniern zu leugnen. Bis auf wenige Ausnahmen wie Yossi Beilin und Yossi Sarid hielten alle israelischen Politiker sich an die türkische Propagandalinie. Das hatte anscheinend strategische Gründe: gute Beziehungen zu Israels einzigem islamischen Verbündeten in der Region zu pflegen. Aber jeder, der die israelische Psyche gut genug kennt, weiss, dass wir den Holocaust an den Armeniern leugnen, um sicherzustellen, dass der Holocaust an den Juden unser Eigentum bleibt. Wir haben geschworen, dass es nie wieder eine Shoah geben wird. «Nie wieder» lautet unser Mantra, «Nie wieder» ist unsere Obsession. «Der Eskimo und die Armenier interessieren uns nicht, nur die Juden», sagte der Büroleiter des Premierministers einmal.⁴⁵

Heute sind wir bis an die Zähne bewaffnet und besser gerüstet als jede andere Generation in der jüdischen Geschichte. Wir haben eine gewaltige Armee, sind von Sicherheit besessen und stehen unter dem Schutz der Vereinigten Staaten, der grössten Supermacht der Welt. Antisemitismus erscheint im Vergleich zur heutigen Stärke des jüdischen Volkes lächerlich und geradezu harmlos. Daher nimmt der Schwur «Nie wieder» neue Dimensionen und Nuancen an.

Nie wieder? Wir haben das «Nie wieder» für uns ermöglicht. Aber was ist mit dem Nie wieder für andere? Nie wieder? Im Gegenteil, es passiert ständig wieder dank der Gleichgültigkeit. Diese Apathie gegenüber dem Schicksal anderer wurde in erster Linie durch das Betriebssystem ermöglicht, das bei meiner Geburt in mir installiert wurde. Der Holocaust gehört uns, und alle anderen Morde in der Welt sind normale Übel, kein Holocaust. Und wenn es kein Holocaust ist, geht es mich nichts an. Daher bin ich nicht dafür verantwortlich und muss nicht lautstark protestieren. Das Leben vieler Tausender, vielleicht Millionen hätte gerettet werden können, wenn der Staat Israel und das jüdische Volk, ich inbegriffen, sich an die Spitze des internationalen Kampfes gegen Hass und die Vernichtung von Menschen, egal wo, gestellt hätten, ungeachtet von Hautfarbe, Geschlecht, Religion, Abstammung oder Wohnort. Wir haben nicht an der Spitze dieses Kampfes gestanden. Und noch immer sind die Schwerter gezückt.

Für uns ist die Shoah einmalig in der Weltgeschichte. Sie ist die logische Zuspitzung des Antisemitismus. Wir haben nie versucht, unsere Shoah als Ereignis im historischen Kontinuum anderer zu sehen. Den universellen Kontext der Shoah kennen wir nicht und sehen daher nicht, welche Konsequenzen unser Fehlen bei den Protesten, Mahnungen und Kämpfen gegen den Holocaust an anderen Völkern hat. Meine Lieblingsbuchläden in Jerusalem und New York haben ihr Sortiment so angeordnet, dass die Shoah-Literatur auf einem Regal steht und die über den Zweiten Weltkrieg auf einem anderen. Irgendwo las ich einmal, dass in Deutschland auf den Bücherregalen eine entsprechende Aufteilung herrscht: eine künstliche Trennung zwischen Nationalsozialismus und Shoah. Es besteht eine künstliche, ja, politische Mauer im Bewusstsein. «Die Trennung zwischen der Bedeu-

tung der Verfolgung für die Verfolgten und der Nazi-Politik ... blockiert die Fähigkeit, Kausalzusammenhänge historischer Ereignisse zu verstehen», schreibt Yifat Weiss von der Universität Haifa. «Über den unmittelbaren Schaden hinaus, den diese Trennung anrichtet, entstehen weitere Probleme. Der Platz des Nationalsozialismus auf dem Regal für deutsche Geschichte und der Platz der Shoah auf dem Regal für Judentum differenziert die verschiedenen Aspekte eines gemeinsamen historischen Ereignisses und weist sie separaten Historien zu... unverbundenen historiographischen Traditionen, der deutschen und der jüdischen.»⁴⁶

Wenn wir die Diskussion ausweiten, können wir uns der Schlussfolgerung nicht entziehen, dass die Vermittlung der jüdischen Geschichte als einzigartig gilt und separat von der allgemeinen Geschichte auf einer Linie liegt mit anderen Erzählungen vom Auserwählten Volk, dem Volk mit einer eigenen Geschichte.

Für viele klafft die Shoah als tiefer Abgrund zwischen der herrlichen jüdischen Vergangenheit und der entsetzlichen Welt, die wir sahen, als die Tore von Auschwitz aufgebrochen wurden. «Die Shoah ist ein anderer Planet», sagte K. Zetnik beim Eichmann-Prozess aus. «Wir sangen das Yizkor-Gebet», schrieb ein junges Mädchen in einem Tagebuch über seinen Besuch in Polen und den Vernichtungslagern: «Ich weinte und sah eine Gruppe Jugendlicher aus dem Ausland. Ich fand, sie sahen nicht jüdisch aus. Was machten sie hier? Wieso entweihten sie das Heilige? ... Als wir abends zusammen sassen und über die Ereignisse des Tages redeten, fragte ich nicht mehr. Ich sagte, sie dürften keinen Anteil an unserem Auschwitz haben... Alle stimmten zu.»

Für Nicht-Juden ist die Shoah ein Kapitel unter anderen, ein Trauma unter anderen europäischen Traumata. Es steht in der Geschichte neben Napoleon, Versailles, Lenin, Spanien, dem Ersten Weltkrieg und dem geteilten Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Historiker versuchen, die Bruchstücke der Vergangenheit zu einer logischen Abfolge zusammenzufügen, das Jüdische mit dem Deutschen, dem Europäischen und dem Universellen zu verbinden. Aber die jüdische Darstellung sammelt Zeugenaussagen und Erinnerungen und geht sorgfältig ins Detail. Unsere Fakten. Das

Leben im Schatten des Traumas lässt keinen Raum für ein grösseres Bild – das des universellen Kontextes von Hass und seinen Ursprüngen, von Diktatur und Tyrannei, von der Geschichte des Genozids und nicht nur des Genozids an den Juden. «Zwei Sorten von Menschen gingen aus Auschwitz hervor», schrieb Professor Yehuda Elkana, ein kluger Mann, ein Shoah-Überlebender und einer meiner früheren Mentoren, «eine Minderheit, die erklärt: ‚Das wird nie wieder passieren‘, und eine verängstigte Mehrheit, die erklärt: ‚Das wird uns nie wieder passieren‘.»⁴⁷

Obwohl die Shoah eine Chance war – und noch ist –, das jüdische Volk mit den anderen Völkern zusammenzuschliessen, haben wir diese Einladung bislang nicht gewürdigt, im Gegenteil. Aus welchen Gründen auch immer haben wir uns den Reihen der gleichgültigen Nationen angeschlossen, die tatenlos zusehen. Inwieweit unterscheiden wir uns noch von den anderen Ländern, die tatenlos zugesehen haben, als wir ermordet wurden?

Ende der 1980er Jahre schrieb der israelische Schriftsteller Boaz Evron:

Ich würde wetten, wenn wir eine Grenze und gute Handelsbeziehungen mit Nazi-Deutschland gehabt hätten und Deutschland im Inland gegen eine Minderheit vorgegangen wäre, hätten wir uns als die Schlimmsten aufgeführt. Wir hätten bei der Jagd auf Minderheiten wie Polen und Rumänen kollaboriert. Wir hätten unsere Grenze geschlossen wie die Schweiz. Wenn wir uns bei einem Land wie der Türkei, die für uns nicht so wichtig ist, schon mit solchem Zynismus verhalten, was hätten wir wohl mit Deutschland gemacht ... Vielleicht gibt es noch einen anderen Grund: Wir, die wir den ganzen Tag von der Shoah reden, erlauben keinem anderen, Anteil an unserer Shoah zu haben. Das ist heutzutage unser Hauptkapital. Es ist das einzige, wodurch wir die Juden zu einen versuchen. Es ist die einzige Möglichkeit, Israelis Angst vor der Emigration einzujagen. Es ist das einzige, womit sie die Nichtjuden zum Schweigen zu bringen suchen.⁴⁸

Wir sind sicher nicht so schlimm wie die Mörder und Massenvernichter, aber wir sind ebenso schlimm wie die apathischen Zuschauer, wenn nicht schlimmer. Haben wir nicht geschworen: «Nie wieder»? Warum engagieren wir uns also nicht, wenn an anderen die gleichen Verbrechen begangen werden? Haben eine Million Ruander, die massakriert wurden, sich gesagt:

«Macht nichts, unser Holocaust ist nicht so bedeutend wie der an den Juden?» Sie haben sich wohl eher gefragt, warum die Welt schwieg, als man ihnen mit Macheten die Kehle durchschnitt.

Der gleichgültige Zuschauer, der ein Verbrechen nicht verhindert, ist ebenfalls ein Verbrecher, zumindest ein Komplize. Ein apathisches Israel und ein passives jüdisches Volk tragen mehr Verantwortung als andere, die sich der Untätigkeit schuldig machen. Wir haben es selbst erlebt, wir wissen, wie es ist. Filmisch gut dokumentierte Hilfseinsätze, Feldlazarette und Luftwaffentransporte sind nicht mehr als PR-Stunts. Sie sind kein Ersatz für einen nationalen moralischen Standpunkt und Diplomatie angesichts menschlicher Not. Ich vermute, andere posttraumatische Völker beharren darauf, dass ihr eigener Genozid der Schlimmste ist und andere Massaker lediglich ein abscheuliches Verbrechen, eine Tragödie sind, mehr nicht. Aber wir müssten es besser wissen. Die Shoah kann in einem jüdischen Ghetto eingeschlossen bleiben, aber sie kann auch ein Welterbe werden. Wir, die wir aus der Asche auferstanden sind, sollten die besten Freunde der Verfolgten überall werden.

Wie lässt sich das in die Praxis umsetzen? Wir können bei den Gesetzen anfangen. Anfang der 1960er Jahre verabschiedete die Knesset das Gesetz für die Strafverfolgung von Nazis und ihren Kollaborateuren. Nach dieser Gesetzesgrundlage wurde Adolf Eichmann verurteilt. Ihm wurden Verbrechen gegen das jüdische Volk, Verbrechen gegen die Menschheit und Kriegsverbrechen zur Last gelegt. Die Knesset sollte die exklusive Klausel «Verbrechen gegen das jüdische Volk» streichen. Es gibt keine echten Nazis mehr. Unser Volk sollte dahin zurückkehren, Teil der Völkerfamilie zu sein. Wir haben einen Passus über Verbrechen gegen die Menschheit, das sollte genügen. Ist das jüdische Volk etwa nicht Teil der Menschheit?

Nachdem dieser Passus gestrichen ist, sollten wir über eine grundlegende Änderung unserer Aussenpolitik nachdenken. Die Regierung Israels sollte öffentlich erklären, dass sie nicht mit unmoralischen Regimen kooperiert und keinen Handel mit Staaten und Regierungen zulässt, die die Menschenrechte nicht wahren. Gott sei Dank sind wir nicht mehr «ein kleines Land, umgeben von einem Meer von Feinden».

Die Paranoia, die für diese Äusserung verantwortlich ist, entspricht nicht mehr den Tatsachen. Selbst die erklärte Haltung des Iran gegen Israel und das Judentum beunruhigen mich nicht mehr. Sie sind nicht allein unser Problem: Sie sind eine Bedrohung und Herausforderung für die gesamte westliche Welt und den grössten Teil der arabischen und muslimischen Welt. Wir sollten nicht die führende Rolle in der Auseinandersetzung mit dem Iran übernehmen, sollen andere sich ebenfalls kümmern. Seit Auschwitz hat sich viel verändert. Wir können heute ruhig aufhören, als Händler des Todes Geschäfte mit denen zu machen, die unsere Kriegsethik nicht teilen.

Eine moralische Aussenpolitik ist nicht nur möglich, sondern machbar. Zu Beginn meiner Amtszeit als Knessetsprecher wurde ich gebeten, den Dalai Lama einzuladen, das im Exil lebende geistliche und politische Oberhaupt des tibetischen Volkes und ein echter Mann des Friedens, dessen Lehren und Aktionen ich seit Jahren bewunderte. Ohne Zögern kam ich der Bitte nach, und mein Stab fing an, den Besuch mit Telefonaten, Briefen, Faxen und Terminplänen vorzubereiten.

Sehr bald machten andere Kräfte mobil. Ohne mir darüber klar zu sein, hatte ich offenbar mit der Genehmigung dieses Besuchs einige äusserst sensible Knöpfe gedrückt. Nur Stunden nach meiner Entscheidung erhielt ich einen dringenden Anruf von einem hochrangigen Beamten des Aussenministeriums: Er müsse mich umgehend sprechen. Die Begegnung erwies sich als die unangenehmste meines Lebens. Der hochrangige Diplomat stand vor mir und verlangte dezidiert, ich dürfe den Tibeter nicht empfangen.

«Warum kann ich den Dalai Lama nicht empfangen», fragte ich.

«Es geht einfach nicht», antwortete der Diplomat.

«Warum nicht?»

«Es widerspricht der israelischen Aussenpolitik.»

«Warum?», hakte ich nach.

«Weil eine Woche nach dem Dalai Lama der chinesische Staatspräsident zu einem offiziellen Besuch kommt», erklärte der Diplomat.

Ich verstand es noch immer nicht. «Na und?»

«Der chinesische Staatspräsident droht, die Israelreise abzusagen, wenn Sie als Knessetsprecher den Tibeter empfangen.»

Wie sich herausstellte, reiste der Dalai Lama, dessen Volk von Chinas kommunistischem Regime getötet und ins Exil getrieben wurde, durch die ganze Welt in der Hoffnung, vor dem geplanten Besuch des chinesischen Präsidenten oder eines anderen offiziellen Vertreters Chinas in dem jeweiligen Land einzutreffen. Er versuchte, die öffentliche Meinung positiv zu stimmen und zu gewaltlosen Aktionen gegen das Unrecht anzuregen, das seinem Volk und seiner Heimat geschieht. Chinas Diplomaten setzten ihrerseits Gastländer mit Drohungen unter Druck, dem Hohepriester Tibets keine Bühne zu liefern. Das israelische Parlament erschien ihnen zu prominent, da sein Einfluss von Jerusalem bis nach Washington reichte.

«Sie müssen die Einladung zurücknehmen», verlangte der hochrangige Diplomat, aber ich war wütend. Ich atmete tief durch, zählte bis zehn und erklärte ihm so ruhig ich konnte: «Der Besuch wird stattfinden. Ich werde mich bemühen, ihn in Israel und der Welt so publik zu machen, wie ich nur kann. Wenn die israelische Aussenpolitik auf Interessen beruht, Waffengeschäfte mit den Mördern vom Tiananmen-Platz zu machen, möchte ich damit nichts zu tun haben. Es war zwar nicht meine Absicht, aber es wird mich überaus freuen, wenn der Besuch des Dalai Lama in der Knesset Ihnen ein bisschen die Augen öffnet.»

Bis zur letzten Minute ging der Streit in Briefwechselln weiter. Letzten Endes war das Leben stärker als alles Gezänk. Der Dalai Lama beehrte die Knesset mit seiner sanften, friedliebenden Präsenz. Die internationale Presse berichtete ungewöhnlich ausführlich über das Ereignis. Eine Woche später kam der chinesische Staatspräsident, wie geplant, in die Knesset, und ein Sturm weltweiter Proteste überschwemmte das Aussenministerium. Israels offizielle Reaktion war erstaunlich. Diplomaten im Ausland erhielten Anweisung, auf die Proteste gegen den Israelbesuch des chinesischen Diktators zu erwidern, dass dem Dalai Lama erst eine Woche zuvor die gleiche Ehre zuteil geworden sei: ein Besuch in der Knesset.

Der Beruf des Diplomaten erfordert im Grunde oft Heuchelei, dennoch hatte ich meine Lektion gelernt. Israels Aussenpolitik muss den Werten entsprechen, die wir die unseren nennen. Auch wenn uns mit der Türkei starke

Interessen verbinden, dürfen wir den Holocaust an den Armeniern nicht leugnen, letztlich wird das auch der Türkei helfen. Israels Rüstungsindustrie mag wichtig sein, aber unter keinen Umständen sollten israelische Waffen am ruandischen Völkermord beteiligt sein. Zwischen Tibet und China haben wir uns für Tibet entschieden. Wir dürfen nicht gleichgültig bleiben gegenüber dem Kosovo, Jugoslawien, Indonesien, Osttimor, Bürgerrechtsverletzungen im benachbarten Palästina oder undemokratischem Vorgehen der USA in Irak, Afghanistan oder Guantanamo Bay. Ein moralisches, engagiertes Israel mit einer verbindlichen, ethischen Aussenpolitik ist das, worum es in einem demokratischen Staat der Juden geht. So hätte es undenkbar sein müssen, dass Israels verstorbener Präsident Chaim Herzog – der die UN-Resolution, die den Zionismus mit Rassismus gleichsetzte, öffentlich in Stücke riss – China so kurz nach dem Massaker der Volksarmee an Demonstranten für Frieden und Freiheit auf dem Tiananmen-Platz in Beijing besuchte. Es hätte in Israel ein Erdbeben auslösen müssen. Zu unserer Schande tat es das nicht.

Wir müssen die Pole verkehren. Statt uns wie eine Grossmacht zu verhalten, wenn wir angreifen, und wie ein kleines verwundbares Land, wenn wir angegriffen oder kritisiert werden, müssen wir durchgängig als Supermacht auftreten. Konrad Adenauer, der erste deutsche Nachkriegskanzler, sagte einmal, das Weltjudentum sei eine grosse Macht. Er hatte Recht, auch wenn er nicht definierte, welchen Charakter diese Macht annehmen sollte. Es gibt alle erdenklichen Arten von Macht, finanzielle und demografische. Es gibt Mächte der Vergangenheit und der Gegenwart, die sich auf Gewalt und Militarismus stützen. Und was ist mit uns? Werden wir immer eine Supermacht der Gedenkpoltik bleiben? Oder ist es vielleicht an der Zeit, eine Supermacht moralischer Staatskunst zu werden?

Wir, die jüdischen Israelis, sind der Kern der jüdischen Weltmacht und müssen uns gegenüber unseren Feinden wie eine moralische Supermacht verhalten: energisch, kompromisslos und furchtlos. Wir sollten uns den ethischen Herausforderungen nicht entziehen, vor die sich eine jüdische Aussenpolitik gestellt sieht. Wir können China einen moralischen Krieg erklären, aus ethischen Gründen Indonesien wegen Osttimor den Kampf an-

sagen und uns sogar mit den Vereinigten Staaten streiten, wie Abraham mit Gott wegen Sodom diskutierte: «das sei ferne von dir! Muss nicht der ganzen Welt Richter das tun, was recht ist?»⁴⁹ Eine auf Moral basierende Politik gibt uns obendrein Gelegenheit, die israelische Innenpolitik zu ändern, die Chance zu einem kompromisslosen Kampf für Gerechtigkeit, der Israel von jeglicher kranken, bösartigen Politik gegen unsere Minderheiten und die unter unserer Besatzung lebenden Nachbarn befreit. Die Welt ist voller Prediger, die bis aufs Messer über das Gewissen anderer streiten, während ihr eigenes mangels Gebrauch makellos bleibt. Die Zeit ist reif für eine andere Moral, die nicht täglich gegen ihr eigenes Gewissen handelt, sondern mit ihrer Gewissenhaftigkeit alle für sich gewinnt. Ich möchte kein predigendes, scheinheiliges und heuchlerisches Israel, sondern eines, das in der Weltarena für seine inneren Überzeugungen kämpft, ob es damit Unterstützer findet oder nicht. Es ist an der Zeit, dass ein Staat ruft: «Folgt mir!», und hofft, dass andere sich ihm anschliessen. Aber selbst wenn sie es nicht tun, sollten wir unermüdlich unsere moralische Pflicht erfüllen.

Aber vorerst verdunkelt uns die Shoah-Binde den Blick und bewirkt immer wieder, dass wir uns auf die Seite der schlimmsten Übeltäter der jüngsten Geschichte stellen. Man nehme als Beispiel nur Jugoslawien. Anfang der 1990er Jahre zerfiel die Föderation des kommunistischen Jugoslawien in ihre ethnischen Bestandteile. Jahrzehntlang hatte der Vielvölkerstaat gut funktioniert, wurde aber plötzlich von einem Bürgerkrieg zerrissen. Die Grundlage für die Gewalt und Gräueltaten – die schlimmsten in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg – war ein Jahrzehnte alter Konflikt, der ungelöst geblieben war. Während des Zweiten Weltkriegs waren in Kroatien schätzungsweise eine halbe Million Serben, Sinti und Roma und Juden umgekommen. Als das Sowjetimperium nach dem Fall der Mauer in den letzten Zügen lag, kamen die unbeglichenen Rechnungen wieder auf den Tisch, und die alten Feindschaften brachen aus wie Lava aus einem Vulkan. Serben, Kroaten und Muslime brachten sich gegenseitig um. Während die Serben Anfang der 1990er Jahre gegen die Kroaten und die Bosnier kämpften, wurde in Dayton, Ohio, ein regionales Friedensabkommen unterzeichnet,

das den unlösbaren Konflikt lösen sollte. Es war ein regionales Friedensabkommen. Die Presse berichtete darüber, aber Leute wie ich verloren den Überblick in der Flut der Namen, Standpunkte und Nationen: Bosnier, Kroaten, Albaner, Christen, Muslime ... Kaum vier Jahre nach Unterzeichnung der Dayton-Vereinbarung schickte der serbische Präsident Slobodan Milosevic seine Streitkräfte – Armee, Sicherheitskräfte und paramilitärische Banden – in den Kosovo, um die muslimisch-albanische Komponente zu beseitigen. Die internationale Gemeinschaft versagte und verhinderte die Massaker nicht. In der Provinz trafen zwar humanitäre Hilfe und Konvois mit medizinischen Hilfsgütern ein, aber die wild gewordenen Hunde liessen nicht ab, und die Massaker und Gräueltaten gingen weiter. Nahezu die gesamte Welt war gegen Milosevic und seine Anhänger. Politische und wirtschaftliche Sanktionen gegen die Republik Serbien und ihn persönlich blieben ohne Erfolg. Jüdische Organisationen in der Welt bezogen eindeutig Stellung und vertraten, wir dürften nicht untätig zusehen, wenn Worte wie «ethnische Säuberung», «Viehwaggons», «Selektion» und «Konzentrationslager» in der Luft hingen. Jüdische und nichtjüdische Meinungsmacher verurteilten die ethnischen Säuberungen rückhaltlos. Die ganze Welt bezog einen Standpunkt, der im jüdischen Holocaust wurzelte.

Aber wessen Stimme war nicht zu hören? Diejenige Israels, und das ist durchaus nicht überraschend. Als die ganze Welt versuchte, diese Schandtaten zu beenden, stellte Israel sich auf die Seite Serbiens. Die internationale Gemeinschaft tat, was sie konnte – wenn auch mehr schlecht als recht –, um dem Morden ein Ende zu setzen, und der Moralist Israel schaute tatenlos zu. Mehr als einmal bot Israel Serbien zudem moralische und politische Unterstützung an. Manche behaupten sogar, Israel habe Serbien Waffen und Munition aus den Notvorräten der Armee geliefert. Der damalige Aussenminister Schimon Peres betrieb in der Knesset Wortakrobatik, die er beherrscht wie kein anderer. Er verurteilte «aufs Schärfste und Eindeutigste die Konzentrationslager, die Morde, das schockierende Unrecht an unschuldigen Frauen und Kindern». Aber im selben Atemzug wich er mit nichtssagendem Gerede der einfachsten Frage aus: Wie sind die Beziehungen Israels zu Ser-

bien? Den Abgeordneten Rafi Elul, Dedi Zucker, Ran Cohen, Yossi Sarid und Knessetsprecher Shevah Weiss antwortete er mit leeren Worten und heisser parlamentarischer Luft, unter der Israel seine Serbienpolitik weiter betrieb. Wiederholt versuchten Knessetabgeordnete das Thema anzusprechen, aber die Regierung wich immer wieder aus. Sie war zutiefst «schockiert», gab aber nicht zu, dass die mörderischen Serben Israels Partner waren. Alain Finkielkraut, der prominente jüdisch-französische Philosoph, Intellektuelle und Experte für Antisemitismus, Rassismus und Judenphobie, erklärte, die Serben hätten den ersten Rassenkrieg seit Hitler begonnen. Warum bezog Israel also nicht auf jeder erdenklichen Bühne öffentlich Position gegen sie? Yair Oron führt eine Erklärung Professor Igor Primoreks von der Hebrew University an. Seiner Ansicht nach sah man den langwierigen Jugoslawienkrieg in Israel als unmittelbare Weiterung des Zweiten Weltkriegs, in dem Kroaten und Muslime die Nazis unterstützt und ihnen geholfen hatten, die Juden zu vernichten. Die Serben hatten gegen die Nazis gekämpft, den Juden geholfen und sie geschützt. Nach dieser Logik sind «Juden historisch verpflichtet, serbische Interessen zu verstehen und zu unterstützen».

Das ist erschreckend und abscheulich. Als die Welt die Augen öffnete und den Kampf für eine bessere Zukunft aufnahm, steckten wir in den Tiefen der Shoah fest und waren nicht bereit, uns einzugestehen, dass unsere Verbündeten der Vergangenheit in der Gegenwart den Nazis ähnelten. Wir waren (und sind immer noch) bereit, wegzuschauen, solange sie den Test der israelischen Ethik bestehen: Waren sie während des Holocaust auf unserer Seite?

Dieser Test ist falsch. Er mag angemessen erscheinen, wenn man glaubt, die Shoah sei alles und nichts sei ihr vergleichbar. Darin manifestiert sich das Versagen eines Staates, der sich die Shoah sowie das Recht und die Pflicht, für die Opfer und Überlebenden – «unsere» Opfer und Überlebenden – zu sprechen, angeeignet hat. Die anderen Opfer gehen uns nichts an. Mögen unsere serbischen Partner oder ruandischen Kunden sie abschlachten. Hätten wir die Geltung des israelischen Rechts ausgeweitet, hätten israelische Kollaborateure, gewählte Politiker und Beamte Milosevics Re-

gime nicht unterstützt und ihm geholfen, anderen anzutun, was sie von anderen nicht erleiden wollten. Milosevic starb, während man ihm vor dem Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag den Prozess machte – den Israel selbstverständlich ablehnte.

Kann unser Wegschauen angesichts der ethnischen Säuberungen im ehemaligen Jugoslawien dazu beitragen, Europas Gleichgültigkeit gegenüber dem Holocaust an den Armeniern zu verstehen? Hitlers Äusserungen über den Völkermord an Armeniern lassen sich besser einordnen, wenn man sie im Kontext des deutschen Versuchsfeldes im heutigen Namibia sieht. Das Deutsche Reich konnte nicht zurückstehen, als Frankreich, Belgien und Grossbritannien Territorien fernab ihrer Grenzen eroberten. Deutschlands spät erwachten kolonialen Bestrebungen richteten sich auf die wenigen noch verfügbaren Gebiete, zu denen das weite Land in Südwestafrika gehörte, das später den Namen Namibia erhielt. Ein Reich ohne Kolonien startete eine Kampagne, um ein leeres, unbewohntes Gebiet zu besiedeln – es war zwar nicht menschenleer, aber unter «Menschen» verstand man damals nur Weisse, besonders Deutsche. Die Herero, der grösste afrikanische Stamm der Region, waren aus deutscher Sicht kein Hindernis. Aber die «nichtmenschlichen» Ureinwohner rebellierten erbittert gegen die deutsche Besatzung, was zu ihrer Vertreibung, Internierung, Enteignung, Misshandlung und Demütigung führte. Sie kümmerten sich nicht um General Lothar von Trothas eindeutige Botschaft, «zu verschwinden oder zu sterben», sondern verteidigten ihre Heimat. Der Preis waren 65'000 Todesopfer unter den Herero. Die Deutschen setzten sämtliche Mittel ein: Schusswaffen, Massengräber, vergiftetes Wasser, Vertreibung in die Wüste, Tod durch Verhungern und Verdursten. Diese Tragödie ereignete sich vor nicht allzu langer Zeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Das hohe Mass an skrupelloser Effizienz, das der deutsche Kolonialismus an den Tag legte, überstieg das Vorgehen anderer Kolonialherren, einschliesslich das der Siedler in Nordamerika kaum zwanzig Jahre zuvor. Ohne die Kolonialisierung ist die Shoah nicht zu verstehen. Jahrzehnte vor Auschwitz wurde die «Endlösung» in der Neuen Welt auf den Weg gebracht. In Nordamerika rotteten Weisse die Ureinwohner aus, und vier Jahrzehnte vor dem Holocaust in Europa perfektionierte Deutschland das Mo-

dell in Afrika. Namibia war der Vorläufer der Shoah; die Herero waren Afrikas «Juden». Auch wenn dort «nur» 65'000 (nach manchen Schätzungen 80'000) Herero ermordet wurden – ein Bruchteil aller Opfer des europäischen Kolonialismus –, war ihre Vernichtung der erste Völkermord, der auf ausdrücklichen offiziellen Befehl erfolgte. Generalleutnant von Trotha unterschrieb diesen Befehl mit voller Unterstützung der Politik und der Presse des Deutschen Reiches. Er war nach Ausbruch des Aufstandes nach Namibia gekommen, um ihn zu zerschlagen, und wurde später Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika. Als guter, disziplinierter deutscher General liess er heissblütigen Enthusiasmus zu Hause. Alles erfolgte kaltblütig nach eingehender Planung und mit mörderischer Effizienz. Sein Vorgänger, Major Theodor Leutwein, war aus wirtschaftlichen Gründen gegen die Vernichtung der Herero, weil sich 60'000 bis 70'000 Menschen «nicht so leicht vernichten» liessen. Von Trotha hatte solche Bedenken oder Vorbehalte nicht. Er brachte den richtigen imperialen Geist mit. «Ich vernichte die aufständischen Stämme in Strömen von Blut und Strömen von Geld. Nur auf dieser Aussaat kann etwas Neues entstehen», schrieb er, wie die deutsche Presse 2004 zum 100. Jahrestag des Völkermords an den Herero berichtete.⁵⁰ Diese Einstellung gab er an seine Untergebenen und in den Berichten an seine Vorgesetzten in Berlin weiter: vernichten, ermorden und ausrotten, um es mit den Worten Hamans im Buch Esther auszudrücken.

Der Reichstag debattierte mehrmals über die Angelegenheit, hatte aber eine völlig andere Sicht als die Herero. Laut einem Artikel der Zeitung *Haaretz*, der hundert Jahre später erschien, erklärte Graf Ludwig Rowentlow, Afrikaner rissen Frauen bei lebendigem Leib die Gedärme heraus und hängten sie an Bäumen auf. Das war Propaganda, wie sie typisch für jede skrupellose Kolonialherrschaft auf der Welt ist. Im selben historischen Artikel der *Haaretz* wurde der Offizier August Bosehart zitiert, der erklärte, der «Neger» sei ein wildes Tier, das sich nur unter dem Blick und der Peitsche seines Bändigers Respekt beibringen liesse.⁵¹

Wer die Augenzeugenberichte liest, die von den Überlebenden gesammelt wurden, kann nicht umhin, sich an die Juden erinnert zu fühlen.

Ersetzt man die afrikanischen Namen durch jüdische wie Mendel, Yankel, Antek und Abba, ergibt sich ein verblüffender Eindruck von einem Vorspiel zur Shoah. So umzingelten die Deutschen an einem Ort namens Waterberg etwa 30'000 Herero – Männer, Frauen und Kinder – mit ihrem Vieh und beschossen sie stundenlang. Als einziger Fluchtweg blieb ihnen die Kalahari-Wüste. Die deutschen Truppen riegelten das Wüstengebiet ab, errichteten Wachtürme und vergifteten Wasserstellen. Und als ob das noch nicht genügt hätte, erliess von Trotha den Befehl: «Innerhalb der deutschen Grenze wird jeder Herero mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh erschossen, ich nehme keine Weiber oder Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volke zurück, oder lasse auf sie schiessen. Dies sind meine Worte an das Volk der Herero. Der grosse General des mächtigen Deutschen Kaisers.» Der Befehl enthielt den Zusatz an die Truppen, «dass das Schiessen auf Weiber und Kinder so zu verstehen ist, dass über sie hinweggeschossen wird, um sie zum Laufen zu zwingen». Das war, nach Ansicht des Artikels in *Haaretz*, «offensichtlich zynisch, da er ihnen nur die Flucht in die Wüste liess. Jeder, der der Wüste zu entkommen versuchte, wurde ermordet».⁵² Es war ein afrikanisches Babi Jar.

Von dem Tag, an dem Berlin diesen Befehl zurücknahm, um das Leben der verbliebenen Herero zu schonen, bis zu dem Tag, an dem dieser Beschluss mit einem langsamen Schiff endlich eintraf, verging viel Zeit; damals gab es weder Faxgeräte noch E-Mails, Flugzeuge oder Textmitteilungen. Die Überlebenden wurden auf Todesmärschen in Konzentrationslager geschickt. Ein Drittel von ihnen starb unterwegs, die Hälfte später an Typhus, Pocken, Lungenentzündungen, Erschöpfung und anderen Krankheiten – genau wie meine Grossmutter, die in Theresienstadt eines «natürlichen Todes an Typhus starb». Wer die Märsche Überstand, musste als Zwangsarbeiter unter anderem beim Eisenbahnbau oder im Steinbruch arbeiten und wurde ständig ausgepeitscht und geprügelt. Die deutschen Siedler warteten ebenso auf die Zwangsarbeiter wie vierzig Jahre später deutsche Industrielle und machten mit ihnen Milliardengewinne. Auch weiterhin wurden wehrfähige Männer getötet, Frauen vergewaltigt und von ihren deutschen Herren sexuell versklavt.

Das alles ist so vertraut und doch so fern von uns, von den historischen humanistischen Werten des jüdischen Volkes. Die Geschichte der Herero gehört nicht zum vorgeschriebenen Unterrichtsstoff an den weiterführenden Schulen Israels. Die Herero werden bei den Shoah-Fahrten nach Polen nicht thematisiert und in den schnell wachsenden Shoah-Museen nicht erwähnt. Die haarsträubenden Parallelen zwischen den beiden Völkermorden enden nicht bei Folter und Tod. Für die Juden wie auch für ihre Brüder in Südwestafrika galten ähnlich erniedrigende Gesetze: Der Besitz von Feuerwaffen, Land und Vieh war ihnen verboten; alle erwachsenen Herero ab dem 14. Lebensjahr mussten eine Metallplakette mit einer Nummer tragen. In den Lagern führten die Deutschen medizinische und «rassische» Versuche durch. Herero-Zwangsarbeiterinnen mussten Leichen, Skelette und Schädel säubern, die zur «rassischen Anatomieforschung» an Labors und Museen nach Deutschland geschickt wurden. Der Erbforscher Dr. Eugen Fischer «untersuchte» Herero-Kinder und kam zu dem Schluss, dass sie von «minderer rassischer Qualität» seien und «Rassenkreuzung» zur Degeneration der «überlegenen Rasse» führe. Klingt das nicht nach einer Vorbereitung der Nürnberger Gesetze?

Wie sah der politische, kulturelle, wissenschaftliche und intellektuelle Hintergrund in Europa aus, der solche Ereignisse ermöglichte? Welche finsternen Kräfte waren in der europäischen Alten Welt am Werk, die mit solcher Macht gegen die schwarze Dritte Welt zum Ausbruch kamen?

Die Überlegenheit, die gesunde, wohlhabende Menschen gegenüber weniger Glücklichen empfanden, übersetzte sich in das Gefühl einer kollektiven nationalen deutschen Überlegenheit. Kershaw erklärt:

Die Vehemenz des Nationalismus rührte vor allem von einem Empfinden der «Grösse» her, das auf der Grundlage von Eroberungen entstanden war und auf kultureller Überlegenheit beruhte – dem Gefühl, Deutschland sei eine expandierende Macht und als Grossmacht stehe ihm ein Weltreich zu ... Neben dem Konzept der «Weltpolitik» gediehen auch Ideen zur territorialen Expansion Richtung Osteuropa auf Kosten der slawischen «Untermenschen».⁵³

So entstand ein Gemisch aus Rassentheorien, das auf Arroganz, politischen und territorialen Bestrebungen, Illusionen von Weltmacht und eklatanter

Missachtung des Lebens anderer basierte. Afrika war das ferne Experimentierfeld. Osteuropa war das angestrebte Ziel nahe der Heimat. Eine Linie der Vernichtung und des Tötens zog sich von den afrikanischen Herero über die unerwünschten Deutschen mit Behinderungen oder psychischen Erkrankungen bis zu den «minderwertigen» Slawen und schliesslich den Juden. Sie standen ganz oben auf der Liste aller dieser Theorien und waren letztlich die Opfer des umfangreichen Know-hows, das die Deutschen vierzig Jahre zuvor erworben hatten.

Im Jahr 1918 war Deutschland eine besiegte Nation. Mit dem Ersten Weltkrieg endete auch die Kolonialherrschaft in Übersee. Gedemütigt sehnte sich Deutschland nach Ruhm. Die rechte Propagandamaschinerie nutzte diese Sehnsucht und wettete gegen die ungünstigen Kapitulationsbedingungen Ende des Ersten Weltkriegs, die den Nährboden für die bald aufblühenden Rechtsextremen einschliesslich der Nationalsozialisten lieferten.

Zum 100. Jahrestag des Völkermords an den Herero, den ersten Massmorden des 20. Jahrhunderts, schickte Deutschland 2004 Entwicklungsministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul nach Namibia. «Wir Deutschen bekennen uns zu unserer historisch-politischen, moralisch-ethischen Verantwortung», erklärte sie im ersten öffentlichen, offiziellen Eingeständnis Deutschlands.

«Eine Entschuldigung, wo bleibt Ihre Entschuldigung», fragten Herero-Nachfahren.

«Alles, was ich gesagt habe, war eine Entschuldigung für die Verbrechen, die unter deutscher kolonialer Herrschaft begangen worden sind», erwiderte die Ministerin.⁵⁴

Anders als in der deutschen Presse war die Berichterstattung in Israel spärlich. Das stand in krasssem Gegensatz zu der überaus detaillierten Berichterstattung über «unsere» Shoah, die in diversen und zuweilen seltsamen Zusammenhängen täglich in Zeitungen erwähnt wird. Offenbar interessierte sich nur *Haaretz* für das Thema. Aviva Aviram schrieb ausführlich darüber:

Der deutsche Historiker Jürgen Zimmermann hat Recht, die Vernichtung der Herero als «Menetekel» und «Vorgeschichte des Nationalsozialismus» zu sehen. Na-

türlich bestehen erhebliche Unterschiede zwischen dem Wilhelminischen Deutschland und Nazi-Deutschland. Aber der Nationalsozialismus war auch vom Kolonialismus gespeist, und zwar wesentlich stärker, als andere zuzugeben bereit sind. Die Vernichtung der Herero war eine weitere rote Linie, die sich durch die Parameter des Kolonialismus zog. Viele Europäer und Nordamerikaner glaubten damals an Sozialdarwinismus, wonach «minderwertige Rassen» ausgerottet werden sollten. Viele andere, die diese Ansichten vertraten, glaubten allerdings, Schwarze seien nicht wirklich menschliche Wesen, und Verbrechen gegen sie seien eigentlich nicht so schlimm wie Verbrechen gegen Menschen in jedem Sinne.⁵⁵

Der Kreis, der im fernen Afrika begann, schloss sich in Europa und seinen Vernichtungslagern. Nur wenige wissen, dass Dr. Heinrich Göring, der Vater Hermann Görings, einer der ersten Reichskommissare in Deutsch-Südwestafrika war. Auch andere Veteranen des kolonialen Experiments hatten Ämter in Nazi-Deutschland. Der bereits erwähnte Dr. Fischer war Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik und wurde 1933, im selben Jahr, als die Nazis an die Macht kamen, Rektor der Universität Berlin. Er bildete eine Generation von Nazi-Genetikern, Ärzten und Anthropologen aus. Sein Kollege Theodor Molison war der Lehrer Dr. Josef Mengeles.

Kein Politiker protestierte gegen die Vernichtung amerikanischer Ureinwohner; niemand wusste vom Völkermord an den Herero; und niemand interessierte sich für Franz Werfel und seine Armenier. Alle früheren Holocausts waren geleugnete Völkermorde. Anfangs vernichteten Weisse Schwarze, die weit weg waren. Danach war es einfacher, näher zu kommen, in die Heimat, und aufgrund des erworbenen und perfektionierten Know-hows Weisse verschiedener Nationen zu ermorden wie uns, Sinti und Roma, Katholiken, polnische Intellektuelle, Kommunisten, Slawen, psychisch Kranke und Homosexuelle.

Es lässt sich mit Recht vertreten, dass die Vernichtung der europäischen Juden, unser Holocaust, nicht nur ein historisches Ereignis der Juden oder der Gipfel eines seit Langem bestehenden Judenhasses war. Sie war vielleicht sogar mehr noch ein facettenreiches universelles Ereignis, das innerhalb der historischen Entwicklungslinien der Welt stattfand. Der Holocaust stellte den Gipfelpunkt eines Prozesses dar, in dem sich vom 18. über das

19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts Rassentheorien von der Überlegenheit der weissen Rasse und ihre Kontakte zu «minderwertigen» Rassen entwickelten. Der jüdische Holocaust war der Gipfel des um sich greifenden menschlichen Bösen.

Im vergangenen Jahrzehnt haben die Länder der Welt die tiefgreifende Bedeutung des europäischen Holocaust verinnerlicht. Sie haben verstanden, was wir in Israel noch nicht begriffen haben: Wer den Holocaust an anderen verleugnet, wird letztlich erleben, dass sein eigener Holocaust verleugnet wird. Der evangelische Pastor Martin Niemöller tat einmal den berühmten Ausspruch, der oft irrtümlich Bertolt Brecht zugeschrieben wird: Wenn wir nicht für andere einträten, gäbe es bald niemanden mehr, der für uns eintreten könne.

Sein Ausspruch lässt sich auf vielfache Art abwandeln: Als sie die amerikanischen Ureinwohner holten, dann die Herero, die Armenier, die psychisch Kranken, die Sinti und Roma, die Homosexuellen, die Slawen, haben wir geschwiegen. Als sie die Juden holten, war es zu spät.

Es geht hier nicht um eine abstrakte, theoretische Diskussion über Hass und Tod. Es geht um den Geist der Völker, besonders um den Geist der jüdischen Nation. Das lässt sich anhand einer Knesset-Debatte zum Jahrestag der Befreiung von Auschwitz illustrieren. Am 27. Januar 2004 fand eine Sondersitzung des israelischen Parlaments über den israelischen Kampf gegen Antisemitismus statt, offensichtlich ein wichtiges Thema. Die antisemitische Hydra hob in vielen Teilen Welt wieder ihren Kopf. Es war die Zeit gekommen für eine Sondersitzung; der Ministerpräsident nahm teil, und die Besuchergalerie war voll besetzt. Der Westen und später die Vereinten Nationen haben den 27. Januar zum Gedenktag des Holocaust gemacht, da an diesem Tag Auschwitz befreit wurde. Alle Redner in der Knesset bis auf mich sprachen immer wieder über Antisemitismus, Judenhass und «die Welt». Ein Redner, Josef Lapid, verglich (wenn auch oberflächlich) die Schrecken der 1930er Jahre mit der Gegenwart und offenbarte dabei, wie stark er in der lokalen Sicht des gebürtigen Israelis verhaftet war. Er verglich den europäischen Faschismus mit dem extremistischen Islamismus und seinen Selbstmordattentätern. Als letzter Redner vor dem Schlusswort des Regierungsvertreters war ich an der Reihe. Ich beschloss,

auf meine für diesen Anlass vorbereitete Rede zu verzichten und betrat stattdessen das Podium, um ein Streitgespräch zu führen.

Herr Vorsitzender, Herr Ministerpräsident, verehrte Knessetabgeordnete. Ich habe einige Bedenken bezüglich der Ausführungen und des Tons dieser Sitzung.

Ich fühle mich nicht so verfolgt. Ich glaube nicht, dass die Gefahr einer zweiten Shoah in irgendeiner Weise real ist..

An dem Tag, an dem die Welt nach so vielen Jahren eine historische Entscheidung traf, ihre Solidarität gegen das in Europa begangene Unrecht auszudrücken ... in deren Zentrum das Unrecht am jüdischen Volk stand; in einer Zeit, in der die ganze Welt ihre Solidarität mit uns bekundet, ist es falsch, wenn von hier, von der Knesset, eine Botschaft ausgeht, dass wir den Eindruck haben, die ganze Welt sei gegen uns. Daher sollte dieser Tag nicht Antisemitismus anprangern, sondern ... ein Tag sein, an dem die Knesset sich der Welt in ihren Bemühungen anschliesst, etwas gegen Hass und Fremdenfeindlichkeit zu tun...

Die westliche Welt, in der wir seit Beginn des 21. Jahrhunderts leben, bietet von Hass Verfolgten und besonders von Hass verfolgten Juden mehr Schutz denn je. Strategisch stehen wir als Nation besser da denn je zuvor. Hätten wir vor sechzig Jahren die gleichen freundschaftlichen Beziehungen wie heute zur grössten Supermacht und zu den drei bedeutendsten europäischen Mächten – Deutschland, Frankreich und Grossbritannien – besessen, ganz zu schweigen von anderen Staaten, dann hätte die jüdische Welt anders ausgesehen. Heute haben wir diese Freundschaft vorbehaltlos. Die katholische Kirche, die den Juden früher vorwarf, Jesus gekreuzigt zu haben, ist inzwischen eine andere... Es besteht heute nicht die Gefahr eines Genozids, gewiss nicht die einer Vernichtung des jüdischen Volkes... Sicher, es gibt aktiven Antisemitismus, aber der heutige Antisemitismus ist nicht nur das Problem der Juden. Wenn es heute in einer bestimmten Gesellschaft Antisemitismus gibt, so ist er der Lackmestest für die moralische Qualität dieser Gesellschaft... Wieso? Weil er nicht mehr der legitimierte legale Hass auf den pariahaften, aussätzigen Juden ist, sondern ein Indikator für die menschliche Qualität des Lebens in der Gemeinschaft, in der solche Dinge passieren. Eine – von antisemitischem oder sonstigem – Hass erfüllte Gesellschaft ist mit einem Makel behaftet.

Vor dem Hintergrund von Hass in der Welt, einschliesslich Antisemitismus und Judenphobie, muss sich der Staat Israel, die Knesset, fragen: Was sollte ich tun?... Die Knesset und der Staat Israel sollten der Welt die Hand reichen und sa-

gen: Lasst uns in der Welt eine vereinte Front gegen Fremdenfeindlichkeit, gegen Hass bilden, wo immer er auch ist, gegen Hass gegen Menschen, einschliesslich jüdische Menschen.

Wir dürfen nicht in unserem Schneckenhaus bleiben. Wir dürfen nicht immer wieder sagen, dass anderer Hass uns nicht interessiert und es uns nicht kümmert, was anderen passiert; dass nur der Hass gegen uns echter Hass und jeder andere Hass nicht real sei. Wenn wir den Kampf gegen Hass in der Welt führen, werden wir den Preis, den wir als Opfer bezahlt haben, in ein Kapital ummünzen, in eine Lehre für die Welt: So darf man uns nicht behandeln, so darf man niemanden behandeln. Wenn der Staat Israel mit sauberer Weste kommt und die israelische Gesellschaft sich an die Seite derer stellt, die lieben und Hass in der Welt ablehnen, werden wir uns sagen müssen: Nächstenliebe fängt zu Hause an: Auch hier gibt es zum Thema Menschenhass manches zu tun.

In der Knesset ist es üblich, Redner zu beglückwünschen, wenn sie vom Rednerpult kommen, aber dieses Mal geschah das nicht. Vom Podium sah ich, wie das Publikum mich anschaute, manche hörten zu, andere waren wütend. Auf der Besuchergalerie sassen Shoah-Überlebende und professionelle Shoah-Geschäftemacher, deren Körpersprache Unbehagen ausdrückte. Mir war klar, dass ich wunde Punkte berührte, aber ich konnte nicht umhin, diese Dinge zu sagen. Ich hatte mir vorgenommen, nie wieder die Wahrheit zu verhehlen. Kein Mitglied meiner Fraktion beglückwünschte mich, als ich vom Rednerpult kam, nur einige wenige schüttelten mir der Form halber die Hand. «Warum musstest du das sagen? Bei den Wahlen wird es wie ein Bumerang auf uns zurückfallen», sagte ein Kollege. Erst später trat eine Gruppe arabischer Knessetabgeordneter an mich heran, und einer von ihnen sagte mit Tränen in den Augen: «Allein für diesen Tag, für diese Rede hat es sich gelohnt, Knessetabgeordneter zu werden.»

Nach mir trat Minister Natan Scharansky, der damals in der Regierung für den Kampf gegen Antisemitismus zuständig war, ans Rednerpult. Obwohl ich Scharansky persönlich nicht gut kenne, hat er für mich eine besondere Bedeutung. Als er kurz nach seiner Freilassung aus einem sowjetischen Gefängnis in Israel eintraf, wurde er auf dem Ben-Gurion-Flughafen mit allen Ehren empfangen. Sämtliche wichtigen Politiker waren da.

Jeder Mitarbeiter des damaligen Ministerpräsidenten Schimon Peres hatte eine Aufgabe erhalten. Ich war damals Berater des Ministerpräsidenten in Diaspora-Angelegenheiten und sollte Scharansky und seine Frau Avital in dem Subaru chauffieren, den man mir für diesen besonderen Abend zur Verfügung gestellt hatte. Zuerst fuhr ich sie vom Flugzeug zu einer Pressekonferenz im VIP-Bereich. Nach einer Flut von Interviews und Fototerminen chauffierte ich die beiden zu der Wohnung in Jerusalem, die für sie vorbereitet war. Unterwegs hielten wir auf dem Skopusberg und dem Ölberg, um vor der ewigen Stadt «niederzuknien». Während ich fuhr, unterhielten sie sich auf dem Rücksitz über Privates, schmiegteten sich aneinander und versuchten die Jahre wettzumachen, in denen Gefängnismauern sie getrennt hatten. Vom Ölberg fuhren wir an die Klagemauer und anschliessend zu ihrer Wohnung. Ich war nur einige Stunden mit ihnen zusammen, aber Scharansky blieb mir nicht als *Refusnik* (sowjetischer Jude, dem die Sowjetbehörden die Ausreise verweigerten) in Erinnerung, sondern als mutiger Aktivist, der Seite an Seite mit Andrej Sacharow, dem grössten Freiheitskämpfer der Sowjetunion, kämpfte. Seien wir genau: Es war in erster Linie ein Kampf aller und erst in zweiter Linie ein Kampf einzelner Juden. Aber im Laufe der Jahre enttäuschte Scharansky mich immer wieder.

Er ist ein beeindruckender, kluger, ruhiger, moralischer Mann mit erheblicher persönlicher und öffentlicher Erfahrung. Er hätte Israels Seele verändern können. Aber er entschied sich für eine bequeme Nische und zog es vor, sich am jüdischen Busen zu verstecken, statt auf dem offenen Feld der universellen Menschenrechte mitzuspielen. Er wurde ein *Refusnik*, obwohl er als Dissident angefangen hatte. Eine breite Koalition von Freiheitskämpfern holte ihn aus dem sowjetischen Gefängnis, aber in Israel landete er als engstirniger Lokalaktivist für jüdische Einwanderung. Irgendwo zwischen Europa und dem Nahen Osten verkroch er sich in seinem eigenen nationalen Fleckchen und gab die universelle menschliche Verantwortung auf, der er seine Freilassung zu verdanken hatte. Wenn er Entscheidungen in Fragen des Judentums, Israels und der Gesellschaft zu treffen hatte – sich für eine Seite entscheiden musste –, entschied er sich fast immer für den

genauen Gegenpol meiner eigenen jüdischen Werte. Scharansky hatte sich zu einem typischen zuverlässigen Sprecher des nationalistischen, chauvinistischen Israel entwickelt, der in seinen Entscheidungen seine eigene Vergangenheit verleugnete, wie sie freiheitsliebenden Menschen im Westen in Erinnerung war.

Scharanskys Rede in der Knesset an jenem Tag entsprach seinen isolationistischen Ansichten:

Herr Vorsitzender, Herr Ministerpräsident, meine Damen und Herren Abgeordnete.

Nach der Rede des Knessetabgeordneten Avraham Burg möchte ich meine Rede etwas modifizieren. Vor 25 Jahren war ich ein Aliyah- und Menschenrechtsaktivist in Russland, der ehemaligen Sowjetunion ... Und ich war mir ebenso sicher, wie Avraham Burg es ist, dass das demokratische Europa unser Verbündeter sei und dass es nach dem Holocaust unmöglich sei, dass es in der demokratischen freien Welt Antisemitismus geben könne... [Heute] habe ich genau die gegenteilige Position und Sorge wie Burg. Ich glaube, an dem Tag, an dem sie in Europa über den Holocaust lehren, stellen sie in Wirklichkeit die Frage, ob es wieder passieren kann ... Wovor sollten wir also Angst haben? ... Man darf nicht vergessen, dass es nicht an einem einzigen Tag passierte. Bevor sie die Juden zu den Zügen trieben, bevor sie sie in Vernichtungslager brachten, bevor sie sie verbrannten, mussten sie Zehntausende, vielleicht sogar Millionen überzeugen. Sie mussten überzeugt sein, dass ein Jude weniger als ein Mensch war, dass er ein «Untermensch» war, dass einen Juden zu töten nicht hiess, gegen das Gebot «Du sollst nicht töten» zu verstossen, sondern dass es beinahe ein Gebot war. Wenn es keine Menschen gibt, die so denken, die so empfinden, kann man ein Volk, ein ganzes Volk, nicht zum Holocaust motivieren.

Also muss man darüber reden? Ja. Die Vorbereitung hat schon begonnen. Die Dämonisierung der Juden ist bereits in Gang ... der neue Antisemitismus ist eine echte Bedrohung für den Fortbestand des Staates Israel. Die palästinensischen Terroristen können Menschen töten und sie können uns das Leben schwer machen. Sie können unsere Existenz nicht gefährden. Aber die Propaganda, die uns das Existenzrecht abspricht, die Propaganda mit dem Ziel, uns zu isolieren – das ist die wahre Gefahr. Dagegen müssen wir kämpfen.⁵⁶

Scharansky, der sich nun wörtlich an den vorbereiteten Text seiner Rede hielt, behauptete, Israel sehe sich einer ebenso grossen Gefahr gegenüber

wie vor sechzig Jahren. Für ihn sind Europa und die Welt noch immer dieselben, wie er für mich nicht mehr derselbe Scharansky ist. Ohne mit der Wimper zu zucken ordnete der zuständige israelische Minister die Palästinenser in die Shoah-Gleichung ein.

Diese offizielle Position entspricht dem israelischen Ghetto in seiner schlimmsten Ausprägung. Ohne die Dynamik der Welt erkennen und begreifen zu können, vergraben wir uns in den Fuchsbau unserer Identität. Offensichtlich ist es schwer, angesichts neuer Realitäten alte Gewohnheiten abzulegen. Vielleicht ist es ein Überlebensinstinkt, dass das jüdische Volk gelernt hat, misstrauisch zu sein. Könnte es sein, dass etwas, was wir als Segen angesehen haben, inzwischen ein Fluch ist? Laut Bibel heuerte König Balak den Propheten Balaam aus Mesopotamien an, um uns zu verfluchen. Balaam gelang es aber, uns stattdessen zu segnen und zu loben. Er war ein guter Beobachter und sah «ein Volk, das ganz für sich wohnt, das sich nicht rechnet unter die Völker». In unserer Generation macht unsere Abschottung – und Unsensibilität für Opfer einer anderen Nation – Balaams Spruch im Kern vielleicht zum langfristigen Fluch. Der geistige Isolationismus ist der nationale Fluch unserer Generation.

Als wir beschlossen, K. Zetniks Aussage im Eichmann-Prozess wörtlich zu nehmen, ohne sie zu hinterfragen, begaben wir uns auf «einen anderen Planeten» auf der Grundlage der Shoah; unser Leben ist eine Reise zwischen dunklen Planeten. Was uns anbelangt, leben wir auf dem Auschwitz-Planeten. Alles ist Shoah, und alles wird auf ihren Waagschalen gewogen. Die Lichtstrahlen, die Israel erreichen, werden im Prisma der Krematorien gebrochen. Wenn es anderen passiert, ziehen wir zum nächsten Planeten, auf dem kein Platz ist für das Leid anderer und keine Genozide, Gräueltaten und Holocausts ausser unseren eigenen existieren.

Wir stehen auf Seiten der Türken in ihrer Verleugnung des Holocausts an den Armeniern und auf Seiten der Rechten in den Vereinigten Staaten, ohne etwas über Amerikas Ureinwohner zu wissen. Wir haben Waffen an diejenigen geliefert, die die Massaker in Ruanda begingen, und unser Leugnen reicht bis auf den Balkan. Bald nach dem Ende des Eichmann-Prozesses verleugnete die israelische Regierung und die breite Gesellschaft Han-

nah Arendts Argument, dass die Shoah ein von Menschen begangenes Verbrechen an Menschen war, das durch einen neuen Mördertypus ermöglicht wurde, durch den Bürokraten. Arendts Buch über den Eichmann-Prozess wurde kurz und bündig abgelehnt. Nein, protestierte das Shoah-Establishment. Die Shoah ist einmalig, sie ist nur uns zugestossen; kontaminiert unsere Shoah nicht mit den Problemen anderer Völker. So isolierte sich Israel von tiefgreifenden Weltprozessen und wurde zum Leugner des Holocausts an anderen Völkern. In einer Welt, in der Israel ausweicht und das jüdische Volk still hält, können alle anderen es sich leisten, gleichgültig zu sein. So wird das Schicksal von Millionen besiegelt. Unser Monopol auf Leid hält Konkurrenten aus dem Spiel.

Die israelische Tageszeitung *Yediot Aharonot* zitierte einen führenden jüdischen Vertreter in den Vereinigten Staaten: «Ein Gedenktag für die Armenier wird zu weiteren Gedenktagen führen, für die amerikanischen Ureinwohner, die Vietnamesen, die Iren oder irgendein anderes Volk. Es wird der Bedeutung des Shoah-Gedenktags schaden.» Der altgediente israelische Politiker Schimon Peres, ein Künstler, wenn es darum geht, in einem einzigen Satz eine Sache und zugleich ihr Gegenteil zu beweisen, erklärte vor einiger Zeit am Vorabend eines Türkeibesuchs: «Wir weisen Versuche zurück, die Shoah mit den armenischen Behauptungen gleichzusetzen. So etwas wie die Shoah hat es noch nie zuvor gegeben. Die Armenier haben eine Tragödie erlitten, keinen Genozid.» Im Gegenteil: Was ein Genozid ist, entscheidet nach der Definition des Völkerrechts das Volk, das ihn erleidet und nicht die Supervisoren aller Holocausts der Welt, nicht die Juden. Ein Genozid ist etwas völlig anderes als eine Tragödie. Der Begriff Tragödie gehört in den persönlichen Bereich und bezieht sich auf Fälle wie den plötzlichen Tod eines engen Freundes oder die Opfer eines Autounfalls. Eine Katastrophe ist eine Steigerung der Tragödie. Ein Massaker ist das, was Baruch Goldstein in der Höhle der Patriarchen in Hebron verübte, als er 29 Muslime tötete und 150 verletzte. Der Massenmord an Unschuldigen im Geschäftsviertel Manhattans ist ein Terrorakt. Eineinhalb Millionen getötete Armenier, eine Million ermordete Ruander-beides sind Völkermorde. Es ist nach Völkerrecht Genozid, und für die Überlebenden und ih-

re Verwandten ist es ein Holocaust. Was Frankreich, Schweden, Belgien und andere Länder als Genozid anerkannt haben, kann auch Israel als Genozid respektieren und anerkennen. Zudem sollte Israel zu den Ersten gehören, die Massstäbe für das Gedenken anderer Völkermorde setzen.

Wir müssen das Leugnen der Vergangenheit nicht beklagen. Meine Frage steht nach wie vor: Leugnen wir gegenwärtig? Haben wir unsere Lektion gelernt? Israel und das jüdische Volk leugnen alle anderen Massenmorde, indem sie die Shoah vereinnahmen und monopolisieren. Dieses Leugnen arbeitet mit dem Mittel, andere Massenmorde als geringfügig und unbedeutend hinzustellen und zu ignorieren. Das Resultat ist eine Welt voller kleiner und grosser Holocausts. Eine Welt, die Ruander, Kambodschaner, Darfuris und Kurden nicht wahrnimmt, ist eine Welt, der sich jeder nach Belieben bemächtigen kann; am Ende werden sie kommen und mich, uns holen, aber dann wäre es zu spät, da ich/wir uns nicht darum gekümmert haben. Wie müsste eine alternative Shoah-Darstellung aussehen?

Israel muss Auschwitz verlassen, da es ein mentales Gefängnis ist. Das Leben im Lager ist ein Überleben voller Schuldgefühle und Opferforschung; das Leben ausserhalb des Lagers ist von ständiger Angst geprägt. Auschwitz und seine Schornsteine sind Leuchttürme, die uns den Weg zu einem moralischeren und menschlicheren Leben weisen, keine Klippen, an denen unser aller Leben Schiffbruch erleidet und untergeht. Ich bin zutiefst überzeugt: Wenn Israel sich von seiner Besessenheit von der Shoah und ihrer Exklusivität befreit, wird auch die Welt freier sein. Israels Rolle wird darin bestehen, aufzupassen, Alarm zu schlagen und sich auf die Seite der Verfolgten zu stellen, wo sie auch sind, ohne Rücksicht auf Freund oder Feind. Das jüdische Volk wird die Verfolgten erkennen und die Weltöffentlichkeit und die politischen Kräfte mobilisieren, um Gräueltaten zu verhindern, bevor sie passieren. In Jerusalem, der Stadt des Friedens, wird ein Internationaler Strafgerichtshof für Verbrechen gegen die Menschheit eingerichtet werden, dessen Richter aus allen Nationen kommen. Er wird allen offen stehen, und über seinen Toren wird Isaias Prophezeiung eingemeiselt sein:

Am Ende der Tage wird es geschehen: Da steht der Berg des Hauses des Herrn an der Spitze der Berge fest gegründet und ragend über die Hügel, und alle Völker strömen zu ihm. Viele Nationen pilgern und sprechen: «Auf, lasst uns steigen zum Berge des Herrn und zum Hause des Gottes Jakobs, dass er uns seine Wege lehre und wir schreiten auf seinen Pfaden!» Denn Weisung geht aus von Sion, das Wort des Herrn von Jerusalem. Zwischen den Völkern wird er richten, entscheiden für viele Nationen. Ihre Schwerter schmieden sie zu Pflugscharen um und ihre Speere zu Winzermessern. Nimmer wird Volk gegen Volk das Schwert erheben, und nicht mehr lernt man die Kriegskunst.⁵⁷

Das wird der Dritte Tempel sein. Den Ersten Tempel baute König Salomon aus dem Stamm Juda. Eine Generation später, in der Zeit des Davidsenkels Rehoboam, war er nur noch der Tempel der Judäer. Der Zweite Tempel entstand an derselben Stelle und wurde zum Tempel aller Bürger des wieder hergestellten Königreichs Israel. Der Dritte Tempel wird in Jerusalem als moralischer Tempel der ganzen Welt entstehen. Es wird ein Tempel sein, in dem keine Opfer dargebracht werden und es keinen Raum für Fundamentalisten, Eiferer und Blutvergiesser gibt. Es wird ein Ort sein, an den sich Menschen, die zu Opfern wurden, Hilfe suchend wenden und wo sie Hilfe erhalten. Der neue israelisch-jüdische Tempel wird seinen Platz an anderer Stelle bekommen, abseits des Streitbergs in der Altstadt auf dem Friedensberg im Westen der Stadt.

Ich träume, dass der Internationale Strafgerichtshof für Verbrechen gegen die Menschheit auf dem Gelände der nationalen Gedenkstätte Yad Vashem entsteht und ihren Charakter völlig verändert. Heute ist Yad Vashem das grösste Monument nationaler Ohnmacht, ein Denkmal der moralischen Taub- und Stumpfheit gegenüber anderen, die seit Jahrzehnten in unserer kollektiven Seele herrscht. Die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem ist der Pfahl, an den wir unsere Gäste stellen, um ihnen unsere exklusiven Shoah-Werte einzutrichtern. Ich weiss nicht, wer den Namen ausgesucht hat, der im Hebräischen wörtlich «Denkmal und Andenken» bedeutet. Wer immer es auch war, er kannte sich in der Bibel nicht aus und Psychologie war nicht seine Stärke. Wie hätte er sonst den unmittelbaren biblischen Kontext dieser Worte ignorieren können:

Nicht spreche der Fremdling, der dem Herrn sich anschloss: «Gewiss wird der Herr mich trennen von seinem Volk!» Wer verschnitten ist, spreche nicht: «Siehe, ich bin ein vertrockneter Baum!» Denn so spricht der Herr: «Den Verschnittenen, die meine Sabbate halten und das erwählen, was mir gefällt, die festhalten an meinem Bund, denen verleihe ich in meinem Haus und in meinen Mauern Denkmal und Namen, wertvoller als Söhne und Töchter. Einen ewigen Namen verleihe ich ihnen, der unausrottbar ist.⁵⁸

Der Begriff *yad vashem* in seiner biblischen Bedeutung ist ein «Grabstein», ein Monument für einen unfruchtbaren Mann als Ersatz für die Kinder, die er nie haben wird. Unser Yad Vashem verherrlichte das Konzept der Impotenz und Unfruchtbarkeit und ignorierte sämtliche anderen Söhne fremder Länder. In seiner zukünftigen Form wird das Museum jedoch eine Gedenkstätte allen menschlichen Unrechts sein. Es wird ein Ort sein, der die Potenz des Kampfes gegen Gewalt ausstrahlt, wo immer Gewalt herrscht. Es wird einen armenischen und einen serbischen Flügel haben, Exponate aus Ruanda und Namibia, eine Ausstellung zu Ehren der Ureinwohner Amerikas, die von blonden, blauäugigen Generälen vernichtet wurden. Aus der ganzen Welt werden Kinder nach Yad Vashem kommen, um etwas über die Prinzipien der Gewaltlosigkeit zu lernen. Als Gegengewicht zu Rassendiskriminierung und -Vernichtung werden Rassenbeziehungen gelehrt. Das Gericht wie auch das Museum werden anerkannte internationale Institutionen sein; der Grund und Boden wird internationales Eigentum sein und den anerkannten Institutionen der Völkerfamilie gehören. Sie werden ein neues Konzept globaler Staatskunst verkörpern: Weltsouveränität.

Israels Kabinett wird um ein neues Ministerium erweitert: das Ministerium für historische Angelegenheiten. Der neue Minister wird zuständig sein für Gedenken, Erinnerung und den Kampf gegen Rassismus und Gewalt gegen Verfolgte aller Länder. Israelische Schüler und Studenten werden nach neuen Lehrplänen unterrichtet, die einzigartige Ereignisse unserer Geschichte in den Kontext der Weltgeschichte stellen.

Es wird eine Welt sein, in der Holocausts, die nicht an uns begangen wurden, auch zu unseren werden. Um den Weg in dieses Utopia zu be-

schreiten, müssen wir uns selbst in die Augen schauen, um die neuen Wurzeln eines jüdischen Rassismus, der in unserer Mitte wächst und uns von innen verzehrt, zu erkennen und auszumerzen. Dieser neue Rassismus, diese Bösartigkeit, ist allem fremd, was ich in meiner Familie gelernt habe, und er ist auch uns als Volk fremd.

Kapitel 10

Ein neues Judentum

Das Judentum ist eine Tausende Jahre alte Kultur. Eine so energiegeladene alte Dame kennt selbstverständlich alle Aspekte des Lebens, alte Weisheiten und aktuelle Torheiten. Sie hat alles Böse der Menschen in sich aufgenommen und viel menschliche Güte gegeben. Sie hat alles und jeden erlebt und alles überlebt. Das Judentum ist alt, hat aber seine Zukunft – und damit auch unsere – noch vor sich.

Das Judentum ist eine erstaunliche Kultur, komplex und voller Licht, aber selbstverständlich auch mit Schattenseiten. Oft blendet es uns so sehr mit seiner Brillanz, Erfahrung und Weisheit, dass wir auf seine anderen Seiten gar nicht achten. Das passiert nun mal, wenn man alles zu umfassen versucht; es gibt viel Gutes, aber auch manches Schlechte. Da heisst es, weder dem Licht blind zu folgen noch vor den einschüchternden Schatten zu kapitulieren. Ich lehne Überzeugungen, Menschen oder eine Lebensweise, die ich verabscheue, nicht ab, wenn sie Teil der jüdischen Kultur sind. Im Gegenteil, sie sind untrennbar mit dem Judentum verbunden und daher auch mit mir; sie sind wie die dunklen Schatten, die ein Maler um die Umrisse einer Gestalt legt, um ihre Leuchtkraft zu akzentuieren. Ich werde mir die Arbeit nicht erleichtern, indem ich behaupte, alle beschnittenen jüdischen Fundamentalisten, extremistischen Anhänger der Tora des Moses oder den Sabbat einhaltenden Rassisten gehörten nicht zu mir. Sie gehören zu den Blüten des Judentums, und gegen sie richte ich meinen ersten Kampf in dem Bemühen, mein Volk, das in den letzten Jahren vom Weg abgekommen ist, wieder auf den Weg zu bringen, den seine Vorfahren

und Gründer ihm geebnet haben. Nach diesen Überzeugungen hat mein Vater mich nicht erzogen, als er mich Gottes Tora und die Gebote des Volkes lehrte. Nach diesen Werten hat meine Mutter uns nicht von unserer Kindheit bis zu ihrem Tod erzogen. Wir sind im Geiste eines Judentums der Liebe aufgewachsen, das sich auf den Vers stützt: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst». Wir sind erzogen worden, allem entgegenzutreten, was uns als Individuen und als Volk verhasst ist, und haben unwiderruflich geschworen, solche hassenswerten Taten unter keinen Umständen anderen zuzufügen, weder einem Einzelnen noch einem Volk.

Nicht alles am Judentum und nicht alle seine Anhänger sind nach meinem Geschmack. Manche sind sogar meine erbitterten Feinde. Ich widme meine Auseinandersetzung mit ihnen meiner Liebe für das Vermächtnis unserer frühesten Vorväter: unserem Erzvater Abraham, der sich nicht scheute, Gott vorzuhalten: «Muss nicht der ganzen Welt Richter das tun, was recht ist?»; den Juden der Hillel-Schule und den Schülern von Rabbi Yohanan Ben Zakai, der in der Zeit der Grossen Zerstörung im Jahr 70 Jawne mit seinen Gelehrten, Werten und seiner Moral dem damals korrupten Zweiten Tempel und dem politischen, brutalen und extremistischen Jerusalem vorzog. Ich schreibe dies für Israels grosse Persönlichkeiten von Maimonides, der überzeugt war, dass die Erlösung der Welt mit der Aufhebung von Unterdrückung und Besatzung kommen werde, bis hin zu Martin Buber, Abraham Joshua Heschel und ihren Kollegen, die an die Religion des Friedens zum Wohle der ganzen Welt glaubten und auf sie schworen. Mit ihrer Kraft möchte ich versuchen, das Übel an der Wurzel zu packen, das wie Efeu an unserem Lebensbaum wuchert und ihn zu ersticken droht. Obwohl viele der im Folgenden beschriebenen Gruppierungen derzeit das jüdische Mikrofon in der Hand halten, sind sie meiner Ansicht nach grausame Kidnapper dieser wunderbaren Kultur und nicht ihre authentischen Repräsentanten.

In den letzten Jahren sind in Israel augenscheinliche Wunder geschehen wie die Entdeckung der Gräber mythischer Gestalten. Es ist unwahrscheinlich, dass die Überreste dieser Mythengestalten sich tatsächlich darin befin-

den oder dass sie überhaupt je gelebt haben. Jedenfalls entwickeln sich ihre Gräber zu Kult- und Pilgerstätten. Vor einigen Jahren entstand an Josefs Grab bei Shechem (heute Nablus) eine *Jeschiwa* (Talmudschule). Anfangs war dieser Akt ein Ausdruck von Frömmigkeit und Liebe zum Land, in Wirklichkeit aber handelt es sich um Paganismus und jüdische Idolatrie, die gegen das ursprüngliche biblische Verbot der Götzenverehrung verstösst. Josefs Gebeine wurden im Gegensatz zu denen anderer Patriarchen der israelischen Stämme wie Ruben, Schimon, Juda und der übrigen Begründer der Nation, deren Grabstätten unbekannt sind, aus Ägypten in das Land Israel gebracht und hier begraben. Wie seine Mutter Rachel begrub man Josef ausserhalb des jüdischen Pantheons, der Höhle der Patriarchen. Rachel fand ihre letzte Ruhestätte auf dem Weg nach Efrath und Josef nicht weit von ihr entfernt irgendwo im alten Shechem. In der jüdischen Geschichte war Shechem ein schlechter Ort.

In der Nähe der Stadt, ausserhalb der historischen Stadtmauern und Tore, die archäologische Grabungsstätten sind, befindet sich eine Grabstätte, die seit Hunderten von Jahren als Grab Josefs gilt. Da die Zuordnung Tausende Jahre nach Josefs Tod stattfand, ist es sinnlos, darüber zu streiten, ob es sich tatsächlich um sein Grab handelt oder um das eines bedeutenden ortsansässigen Mannes. Jedenfalls erhielt der Kuppelbau in der biblischen Provinz des Stammes Ephraim nach 1967 das «rabbinische Koscher-Zertifikat» als Josefsgrab. Bis die Stätte nach Unterzeichnung der Oslo-Vereinbarungen 1993 unter die Verwaltung der palästinensischen Autonomiebehörde fiel, leitete Rabbi Yitzhak Ginzburg dort eine Jeschiwa. Zu Beginn des Palästinenseraufstands im Oktober 2000 bewachten Truppen der IDF und der Grenzpolizei die Stätte, als eine gewalttätige palästinensische Menge sie umringte. Die Gewalt gipfelte im tragischen Tod Sergeant Madhat Yusufs von der Grenzpolizei. Stundenlang lag er blutend in der Grabstätte und war bereits tot, als ihn die Rettungskräfte schliesslich erreichten.

Es hat anscheinend etwas Symbolisches, dass das letzte Blutopfer, das auf Josefs Altar gebracht wurde, den Namen Yusuf trug, eine arabische Version von Josef. Tatsache ist, dass ein Druse mich mit der jüdischen Ras-

sentheorie, ihren Gelehrten und Predigern vertraut machte. Das Folgende ist eine wahre Geschichte.

Nach dem Tod des Grenzpolizisten fuhr ich zu einem Beleidsbesuch nach Norden in sein Dorf in Galiläa. Man empfing mich mit grossem Respekt im Diwan, dem grossen Empfangszimmer. Der Sitte entsprechend schüttelte ich den Würdenträgern des Dorfes, den Scheichs, die Hand, umarmte die Familienangehörigen und ging sogar in den separaten Frauentrakt, um mit der trauernden Mutter zu sprechen und ihr das Mitgefühl vieler Israelis über ihren Verlust auszusprechen. Nach dem offiziellen Teil des Besuchs ging ich an meinem Wagen, um nach Hause zu fahren. Auf dem Hof sah ich einige junge Männer, die aufgebracht wirkten. Als ich näherkam, sprachen sie mich an.

«Sind Sie Burg?»

«Ja.»

«Sie sind von der Knesset, stimmt's?»

«Ja. Ich bin der Knesset-Sprecher.»

«Dann sind Sie ein Fremder. Sie haben keine Ahnung, was los ist.

Man hat Sie hereingelegt.»

«Was meinen Sie damit?»

«Wir waren da mit Madhat beim Kampf in dem Grab.

Wir wissen, was passiert ist.»

«Was ist denn passiert?»

«Wir, die Grenzpolizei, sind keine Juden, wissen Sie. Wir sind Drusen. Wir haben das Grab und die Jeschiwa bewacht. Die Studenten sind nicht religiös wie Sie, sondern wie die anderen mit den grossen Jarmulkes und Troddeln an den Hemden. Sie waren drinnen, wir draussen. Den ganzen Tag hörten wir sie studieren, und abends eskortierten wir sie und ihren Rabbi zurück in ihre Siedlung. Wir hörten sie reden. Und was sagten sie? Dass das Blut der Gojim nicht wie das der Juden ist und die Araber wie Tiere sind. Unser Blut ist gerade mal gut genug, sie zu bewachen und für sie zu sterben. Wie ein Wachhund.»

So ging es weiter. Sie führten entstellte, bruchstückhafte Zitate aus meinen jüdischen Wurzeln an, Texte und heilige Weise, wie sie sie gehört und verstanden hatten. Spontan ging ich wieder in das Trauerhaus und fragte nach dem Kondolenzbuch. Lange schrieb ich an einer Entschuldigung im

Namen der anderen Juden, die Religion und Glauben der Josefsgrabverehrer und ihres Rabbis nicht teilen. Für mich sind dieser Rabbi und seine Freunde herzlose religiöse Eiferer, die einen anderen Gott anbeten und sich zu einem rassistischen jüdischen Glauben bekennen. Meiner Ansicht nach sind sie beschchnittene Amalekiter, denen wir Einhalt gebieten müssen.

Madhat Yusufs Tod veränderte die Stossrichtung meiner Auseinandersetzung mit den extremen orthodoxen Juden. Bis dahin konzentrierte sich meine Argumentation auf den jüdischen Kampf gegen die Götzenverehrung von Orten und Territorien. Meiner Ansicht nach sind Juden, die Gräber, Holz und Steine anbeten, Heiden; die Auseinandersetzung mit den auf Orte fixierten Rabbis, Studenten und Gläubigen sollte sich jedoch auf einen völlig anderen Punkt konzentrieren als auf das Heidnische ihres Judentums. Der strittige Aspekt ist ihre Auslegung und ihr Verständnis des Judentums und der Tora als Rassentheorie und Religion der Diskriminierung und Gewalt.

Rabbi Yitzhak Ginzburg ist das aktuelle Glied in einer langen Kette religiöser und mystischer Ideologen, für die im Zentrum der jüdischen Nationalseele die jüdische Überlegenheit steht. Ginzburg gehört zu den einflussreichsten Vertretern des neuen religiösen und spirituellen Radikalismus in Israel. Er ist einer der bedeutendsten Rabbis für die so genannte West Bank Hills Youth, ihre Eltern und die gefährlichen Fanatiker Israels. Es sind jene Leute, die Ministerpräsidenten und Sicherheitschefs als «eindeutige und aktuelle Gefahr für Israels Rechtsstaatlichkeit» eingestuft haben. Die Verfechter seiner dogmatischen Lehren sind das gefährlichste gewaltbereite, rassistische und gesetzlose Element, das Israels Integrität bedroht. Sie sind die Tagelöhner, die an der Zerstörung der Strukturen des gegenwärtigen Staates arbeiten. Ginzburg ist ihr Prophet. Er wurde in den Vereinigten Staaten geboren und studierte Mathematik und Philosophie, wandte sich dann aber reuig der Religion zu. Mit etwa zwanzig Jahren wanderte er Mitte der 1960er Jahre nach Israel ein und wurde zum Anhänger des Chabad-Lubawitsch-Chassidismus. Er lebt in Kfar Chabad und lehrt die Massen Chassidismus, Kabbala und Messianismus. Sein Name taucht gelegentlich in den Medien auf, meist in politischem Kontext. Einmal rief

er zum Boykott gegen arabische Waren auf. Er war aktiv an der Veröffentlichung eines Buchs über Baruch Goldstein beteiligt – jenen aus Brooklyn stammenden Arzt, der 1994 in der Höhle der Patriarchen in Hebron ein Massaker anrichtete und 29 betende Araber tötete – und lobte ihn. Sein Wirken und seine Anhänger unterstreichen eine Realität, die unmittelbar vor unserer Nase passiert: die Verbreitung israelischer Rassentheorien. Viele untersuchen zwar diese abscheulichen Tendenzen, aber eigentlich scheinen sie niemanden zu kümmern. Eine Ausnahme ist Dr. Jonathan Garb, ein brillanter junger Intellektueller und einer der beeindruckendsten jüdischen Gelehrten, die ich je kennen gelernt habe. Er besitzt ein universales Wissen und ein tiefgreifendes, subtiles Verständnis. Kürzlich schrieb er über Ginzburg und sein Treiben:

Rabbi Yitzhak Ginzburgs Schriften und Lehren bringen einen weiteren Übergang zum Ausdruck: von wachsendem Interesse an Gewalt... hin zu tatsächlichen Verbindungen zu radikalen Kreisen des religiösen Zionismus ... Durch umfangreiche Nutzung neuer Technologien und Internetseiten ... weitete Ginzburg seine Anhängerschaft erheblich aus. Zu seinen Weggefährten unterschiedlicher Perioden gehören Schriftsteller, Künstler und radikalpolitische Aktivisten.... von der alternativen Siedlung Bat Ayin, die seine Anhänger in der Region Gush Etzion errichteten, ... zog ein Trupp aus und verübte Anschläge auf palästinensische Zivilisten. [Seine Positionen wie] die Unterscheidung zwischen «jüdischem Blut» und Blut von Nichtjuden, Deportation von Palästinensern und hartes militärisches Vorgehen gegen sie ... machten ihn attraktiv für viele der «zweiten Generation» und die Bergjugend in den Siedlungen ... und führten dazu, dass er in Vorbeugehaft genommen wurde, eine gegen Juden ungewöhnliche Massnahme.⁵⁹

Ginzburgs Schriften, Lehren und Überzeugungen werfen Licht in eine grosse Dunkelheit, die wesentliche Teile des religiösen Judentums in Israel und im Ausland gegenwärtig umhüllt. Vom harten Kern der von Ginzburg und anderen geführten Gruppen gehen kleine Wellen von Glauben und Unterstützung, Ignoranz und Dummheit, Unsensibilität und Gleichgültigkeit aus. Letzten Endes kommt es zu Hooliganismus, Gewalt und tödlichen Zwischenfällen. Alles das verbindet sich zu einer eindeutigen, aktuellen Bedrohung für die moderne jüdische Identität des Staates in seiner jetzigen Form. Ginzburg schreibt:

Das Land Israel ist wahrhaftig ein Land des Schicksals, Israels Land, das Land, das von jenen bewohnt sein sollte, die sich entschieden haben, das Volk Gottes zu sein und seine Tora zu befolgen. Im Allgemeinen scheuen Menschen sich heutzutage zu sagen, dass das Volk Israels «ein Licht der Völker» ist, sie haben Angst zu sagen, dass ein arabischer Professor weniger klug ist als ein Jude. Das wird als Rassismus empfunden. Auf diese Weise wollen sie alles verschleiern, was auch den Nichtjuden [klar] war, dass nämlich die Juden allen Völkern Moral und Intelligenz gebracht haben.⁶⁰

Ich kenne viele Juden, die völlige Idioten sind. Ich habe chinesische Freunde, die Genies sind. Ich kenne äusserst talentierte deutsche Lutheraner, nichtjüdische Intellektuelle und moralische Menschen, die manche prominenten Juden, die offensichtlich an schweren moralischen Beschränkungen leiden, weit in den Schatten stellen. Tief im Inneren sind viele Tausende unserer jüdischen Brüder und Schwestern von einer jüdischen Überlegenheit über den Rest der Menschheit, vom «jüdischen Geist» überzeugt. Als indifferente, passive Rassisten bilden sie den Nährboden für den Wildwuchs, der das Exildenken auch in dieser Zeit der wiedererlangten Eigenstaatlichkeit fortführt.

Ginzburg ist nur einer unter vielen. Rabbi Ovadia Yosef teilt seine Ansichten, obwohl er völlig anders wahrgenommen wird. Er erhielt den Beinamen «Grosser der Generation», ist ein Halacha-Rationalist, also ein Mann des religiösen Gesetzes fernab von jeglichem Mystizismus. Aber in seinen Predigten offenbart er eine Weitsicht, die der oben beschriebenen ähnlich ist. Nachdem Hurrikan Kathrina New Orleans verwüstet, viele Todesopfer und Tausende Obdachlose, Trauernde und Notleidende zurückgelassen hatte, erklärte der viel bewunderte Rabbi seinen Anhängern in seiner populistischen wöchentlichen Ansprache:

Es gab einen Tsunami, und es gibt andere schreckliche Naturkatastrophen. Alles das liegt am Rückgang der Tora. Wo die Tora ist, erhält sie die Welt. Da drüben gibt es Neger. Studieren Neger die Tora? Schicken wir ihnen einen Tsunami, sollen sie versinken. Hunderttausende haben da drüben kein Dach über dem Kopf. Tausende sind gestorben. Das alles liegt daran, dass sie keinen Gott haben.⁶¹

Seine Worte drücken kein Mitgefühl, kein Beileid aus, nur eine Abgrenzung zwischen uns und ihnen, dem Volk der Tora und den «Negern» der

Welt, die keinen Gott haben. Das passiert, wenn man menschliche Weisheit ausschliesslich auf jüdische Weisheit beschränkt: Je schmaler der Blickwinkel, desto enger sind die eigenen Grenzen. Es führt zu Arroganz und Bevormundung, die nicht weit von Rassismus und Diskriminierung entfernt sind. Rabbi Yosef ist der Beleg, dass ein Gigant der Tora-Gelehrsamkeit menschlich ein Zwerg sein kann.

Der verstorbene Menachem Mendel Schneerson, der letzte Rebbe, also das geistliche Oberhaupt des Chabad-Lubawitsch-Chassidismus – dessen hebräischer Titel Admor «unser Meister», «unser Lehrer», «unser Rabbi» bedeutet –, dehnte die Lehre seiner chassidischen Sekte über die legitimen jüdischen Grenzen hinaus aus. Als seine Anhänger ihn noch zu Lebzeiten zum Messias erhoben, protestierte niemand. Selbst als sein Leichnam ins Grab gesenkt wurde, leugneten manche noch seinen Tod. «Der Rebbe lebt», behaupteten sie. Ein Plakat mit der Aufschrift «Lang lebe unser Meister, unser Lehrer, unser Rabbi, der Messiaskönig auf immer und ewig» gehört in Israel und New York nach wie vor zu den auffallendsten Andenken. Sie machten den toten Rabbi zu einem zweiten Messias, der starb und wieder auferstand. Der erste Messias war ebenfalls ein Jude. Sein Name war Yeshua oder Jesus Christus. Auf ihren Leichen entstanden neue Religionen, von denen keine auch nur im Geringsten jüdisch ist. Die Glaubenslehre des Rebbe starb nicht mit seinem Tod und seiner Wiedergeburt. Im Gegenteil, sie ist sehr lebendig. Es ist der Glaube der extremen Rechten.

Seit den Anfangszeiten unserer Patriarchen entwickelten sich in der jüdischen Geschichte zwei Tendenzen: Exklusivität und Einbeziehung. Die Verfechter der Exklusivität setzten sich von der Welt ab und verachteten Dasein und Einflüsse der Nichtjuden; die Verfechter der Einbeziehung waren offen für positive Impulse und Ideen anderer Kulturen. Diese Tendenzen fingen vor langer Zeit an, als das Judentum begründet wurde. Es begann mit Abraham, dem Hebräer, dem *Iwri*, der von jenseits des Flusses kam, woher wir stammen. Aber dieser geografische Ausdruck entwickelte sich zu einem psychologischen und positionierte uns auf einer Seite der Bilanz und die gesamte übrige Welt auf der anderen Seite.

Während der gesamten jüdischen Geschichte gelang es unseren Vorvätern nie, die Bedeutung der Nichtjuden in unserem Leben auszulöschen. Juda, der Patriarch des Hauses David, war der erste Israelit, der eine Mischehe ausserhalb der patriarchalischen Familie einging. Er heiratete «die Tochter eines Kanaaniters, namens Schua; er nahm sie zur Frau und ging zu ihr ein».⁶² Die Moabiterin Ruth schlief über Nacht zu Füßen des israelitischen Bauern Boas, der sie später nach jüdischem Brauch heiratete. Aus den Nachkommen des Paares ging David hervor, der König von Israel, der eine Königsdynastie begründete. Es ist klar, dass das Verbot, Moabiter zu heiraten, gelockert, vielleicht sogar abgeschafft wurde. Aus diesem Geflecht sind wir hervorgegangen: einerseits Exklusivität, andererseits Einbeziehung. Juden und Nichtjuden schufen die historische jüdische Identität. Das folgende Gespräch führten einige unserer Weisen in der Zeit des Zweiten Tempels:

Einst sassen R. Jehuda, R. Jose und R. Simon beisammen, und der Proseyltenabkömmling Jehuda war unter ihnen. Da begann R. Jehuda und sprach: Wie schön sind doch die Werke dieser Nation [des Römischen Reiches]! Sie haben Strassen angelegt, Brücken gebaut und Bäder errichtet. R. Jose schwieg. Darauf nahm R. Simon b. Johaj das Wort und sprach: Alles, was sie errichtet haben, geschah nur in ihrem eigenen Interesse. Sie haben Strassen angelegt, um da Huren zu setzen, Bäder errichtet zu ihrem Behagen, Brücken gebaut, um Zoll zu erheben.⁶³

Rabbi Jehuda erkennt die Ästhetik und Infrastruktur des Römischen Reiches an. Rabbi Simon bar Johaj, der ewige Segregationist, ist skeptisch. Für ihn ist alles Ausländische eine Bedrohung. Der eine ist universalistisch, der andere fremdenfeindlich, da wir von Anfang an immer von einer aufwühlenden Persönlichkeitsspaltung geprägt waren.

Für mich muss die jüdische Würdigung von Ästhetik, Wohlwollen und Barmherzigkeit ihren respektablen Platz behalten, selbst wenn spirituelle Schurken sie auszumerzen und unseren Geist zu eliminieren versuchen. Die Abgrenzung von der Welt fängt mit dem persönlichen Morgengebet des Gläubigen an, das die Zeile enthält: «Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Heiden erschaffen.» Sie tritt am Ende des Sabbats zutage, wenn wir beten: «Lob dir O Gott... der scheidet

Weihe und Welt, das Licht aus Dunkel, dein Volk und die Völker.» Hier wird klar zwischen profanem Alltag, Finsternis und Völkern der Welt einerseits und Heiligem, Licht und dem Volk Israel andererseits unterschieden. Solche Unterscheidungen finden sich in vielen Quellen. Die Idee des ausgewählten Volkes lässt sich aus historischen und menschlichen Kontexten erklären. Es mag sein, dass die unterdrückten Juden, die Vernichtung und Verfolgung ausgesetzt waren, Zuflucht in einem Traum von Grösse fanden. Aber heute sind wir weder verfolgt noch unterdrückt. Das Land Israel ist wiederhergestellt und aufgebaut. Die Wirklichkeit hat sich verändert, nicht aber die geistige Verfassung mancher von uns. Plötzlich wird das Mittel, das den Schmerz lindern sollte, zum Gift.

Der biblische Streit zwischen Korach und seinen Anhängern auf der einen Seite und Moses und Aaron auf der anderen Seite ist der bedeutendste, der unter den Israeliten nach dem Auszug aus Ägypten in die Wüste Sinai stattfand. Es war ein erbitterter Streit über den Charakter der Führung über die Israeliten. Im Gegensatz zur heutigen Staatsführung, einer Führung aus Sterblichen, die ihre Legitimation von der Wählerschaft erhalten, war Moses' Führungsrolle vom Göttlichen autorisiert und inspiriert. Jene Generation war sich der Offenbarung und Omnipräsenz Gottes bewusst. Dieser körperlose Gott war ihr Wahlgremium. Bei dem Streit Korachs mit Moses und Aaron ging es daher nicht nur um die Frage, wer die Führung übernehmen und das Volk vor Gott vertreten sollte. Vielmehr war es eine hitzige Debatte über Gott und seine Heiligkeit, die Identität seines Emissärs auf Erden, das Volk und sein Wesen, die Nation und ihre Seele.

Korach sammelte eine Schar unzufriedener Fürsten und Anhänger um sich und stellte Moses und Aaron zur Rede: «Die ganze Gemeinde, alle insgesamt sind heilig, und der Herr ist in ihrer Mitte. Warum erhebt ihr euch über die Gemeinde des Herrn?»⁶⁴ Tatsächlich vertritt er eine alternative Theologie zu Moses. Korach geht davon aus, dass jeder Einzelne und die gesamte Gemeinde automatisch Heiligkeit besitzen, und fasst diese Auffassung in dem Satz zusammen: «Alle insgesamt sind heilig». Damit vertritt er effektiv einen religiösen Zustand, der den Gläubigen jeglicher Verantwortung für das Leben und die Realität enthebt, da er automatisch als heilig

gilt, als ob Heiligkeit in seinem genetischen Code verankert wäre. Korachs Judentum des «Alle-sind-heilig» besagt implizit, dass selbst die Unqualifizierten, Schlechten und Bösen heilig sind. Für sie steht fest, dass Gott sie als Volk und Personen auserwählt hat und wir alle somit über andere Menschen erhaben sind, die unsere Freunde und Kollegen in der Völker- und Staatenfamilie sind. Korachs Heiligkeit gilt nur für die jüdische Rasse.

Moses ist schockiert. Korachs Theologie steht in krassem Gegensatz zu seiner Auffassung. Moses' Antwort findet sich an einer anderen Stelle der Bibel, unter Leviticus 19:if: «Der Herr sprach zu Moses: Rede zur ganzen Gemeinde der Israeliten und befiehl ihnen: Heilig müsst ihr sein, weil ich, der Herr, euer Gott, heilig bin.» Anschliessend listet der Text grundlegende Gebote auf, die von den Zehn Geboten abgeleitet sind. Diese Regeln bilden die Grundlage der biblischen Gesellschaft der Gerechtigkeit. Zu ihnen gehören der Respekt vor den Eltern, soziales Gewissen, Gerechtigkeit, Ethik in menschlichen Beziehungen und eine endlose Liebe zum Nächsten. Sie umfassen die überaus bedeutsame Sequenz über die gleiche Liebe zu Gott, den eigenen Landsleuten und Fremden im Land: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst». Moses' Heiligkeit ist eine Sisyphusarbeit, sich und die Welt zu verbessern. Es ist eine erworbene, keine ererbte Heiligkeit; sie ist nie auf ewig garantiert, sondern muss ständig verdient und erhalten werden. Moses' Heiligkeit bedeutet, fortwährend selbstkritisch und wachsam gegen sich zu bleiben, um den Namen des Gottes nicht zu entweihen, nach dessen Bild der Mensch geschaffen wurde. Es ist ein völlig anderer Heiligkeitsbegriff als der Korachs, der es einem erlaubt, alles zu tun, was man will, da Gott ohnehin «immer mit dir ist». Ich stehe auf Moses' Seite. Ich bin ein Jude des Tikkun-Glaubens, das heisst, ich glaube daran, die Welt und sich selbst in der Welt zu verbessern. Ich bin aus der Erde erwachsen und will nicht für die Verbrechen einiger populistischer Extremisten von ihr verschluckt werden, wie es das Schicksal Korachs und seiner Genossen war.

Diese Unterschiede wurden mir durch einen Zufall klar. An dem Tag, an dem mein Lieblingsautor, Saul Bellow, starb, reiste ich ins Ausland. Spontan beschloss ich, eines seiner Bücher mitzunehmen. Aus der unters-

ten Regalreihe, wo die älteren Bücher standen, zog ich ein Buch, das ich für eines von Bellow hielt, und packte es ein. Im Flugzeug war mir nach einer ganz privaten Gedenkstunde für den grossen jüdischen Schriftsteller. Aber das Buch, das ich eingepackt hatte, war leider nicht von Bellow, sondern von dem deutschen Humanisten und Nobelpreisträger Heinrich Böll: *Das Vermächtnis* stand seit Jahren auf meinem Bücherregal, ohne dass ich es gelesen hätte. Offenbar hatte das Buch seine Zeit abgewartet, diese Gelegenheit im Flugzeug. Die Erzählung handelt von dem moralischen deutschen Soldaten, Oberleutnant Schelling, und der Beziehung zu seinem korrupten Vorgesetzten, und schildert ihre Welten und Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit in Deutschland. Die Namen Böll und Bellow sahen sich auf dem Buchrücken ähnlich genug, dass ich sie verwechselt hatte. Enttäuscht betrachtete ich den Einband, ohne zu lesen. Plötzlich fiel mir das Foto eines Wehrmachtssoldaten ins Auge; er trug einen breiten Ledergürtel, in dessen Schnalle ein Schriftzug eingraviert war. Ich bat meine Nachbarin, eine nette Shoah-Überlebende aus Miami, mir die Lupe zu leihen, mit der sie eine Zeitung las. Auf der Gürtelschnalle stand: Gott mit uns. Die Soldaten des Regimes der Rassentheorie glaubten, Gott sei immer mit ihnen. Schlagartig wurde mir die Bedeutung der alten Kontroverse zwischen Moses und Korach klar. Die Nazis hatten wie Korach eine garantierte Heiligkeit für sich in Anspruch genommen. Beide waren überzeugt, dass ein Volk ohne moralisches Urteil auserwählt und zur Herrenrasse geboren sein kann.

Die Annahme einer verantwortungsfreien angeborenen Überlegenheit entspricht vermutlich schon seit Anbeginn der Zivilisation einem Bedürfnis von Individuen, Gemeinschaften, ethnischen Gruppen und Nationen. Mein Judentum ist dagegen ein ständiger Kampf gegen Rassismus, religiöse Arroganz und selbsternannte Sendboten Gottes, die glauben, Gott sei immer und ausschliesslich mit ihnen.

Dem Rassismus Korachs mangelt es an Selbstkritik und Eigenverantwortung. Der mosaisch-jüdische Glaube besteht dagegen im ständigen Ringen, den Einzelnen, das Kollektiv und die Welt zu verbessern. Das eine ist ein ungebändigter Glaube, das andere ein gebändigter. Aus rein religiöser Sicht ist das schlichteste Glaubenselement immer der Glaube an Gott.

Er ist der Höchste, die absolute Autorität, und nichts steht über ihm. Gott gegenüber steht der Mensch, der Sterbliche mit allen seinen Beschränkungen. Das ursprüngliche Judentum schuf eine Trennung zwischen Heiligem und Profanem. Alles zu Gott Gehörige ist heilig, alles zum Menschen Gehörige ist irdisch, vergänglich und ständiger Überprüfung unterzogen. «Überprüfe nicht eine himmlische Weisung», heisst es im Talmud.⁶⁵ Jeder Versuch, Gottes Bereich über seine Grenzen hinaus auszuweiten, bedeutet eine Missachtung des Ewigen und muss in einer spirituellen Katastrophe enden. Ein Staat und eine menschliche Gesellschaft, die über ihr Tun keine Rechenschaft ablegen, staatliches Handeln, das sich den Anschein höchster Weisungen gibt, Staatskunst und Politik, die sich hinter religiösen Geboten verstecken und behaupten, Gottes Willen zu erfüllen – das alles sind reale, aktuelle und tödliche Gefahren. Das ist uns und anderen schon passiert. Korach ist der biblische Ausdruck dieses nicht abgeschlossenen psychischen Prozesses. Und die Söhne Korachs sterben nie aus, wie es in der Bibel heisst.

Der Konflikt zwischen zügelnden konstitutionellen und rechtlichen Elementen und den Gefühlsausbrüchen der Exklusivität und Einzigartigkeit prägt die jüdischen religiösen Schriften von Anfang an. Zu jeder Zeit, vor allem aber in Zeiten der Krise und der Zerstörung, ist der Wunsch vorhanden, ungehindert auszubrechen; er erwächst aus der vermeintlichen automatischen Heiligkeit des Auserwählten, aus seinem Glaubenseifer, der sich nicht immer bändigen lässt. Zwischen biblischer Zeit und den gegenwärtigen jüdisch-messianischen Zeiten entstanden zahlreiche weitere Gedankengebäude zur jüdischen Überlegenheit, die im Folgenden eingehender beschrieben sind.

Rabbi Jehuda Halevi, einer der grössten Philosophen und Dichter des Mittelalters, lebte zur Zeit des ersten Kreuzzugs in Spanien und schuf seine Werke im Schatten des gigantischen weltweiten Konflikts zwischen Christentum und Islam. Der Kampf dieser beiden Religionen fand auch in Spanien statt, das mehrfach von beiden Seiten erobert wurde. Vor diesem geistigen Hintergrund entstand sein Werk *Der Kusari*.⁶⁶ Jahrelang arbeitete Jehuda Halevi an dieser literarischen Dichtung, die zugleich philosophisch

und theologisch ist. Der Plot ist täuschend einfach, aber kreativ: Es geht um die Bekehrung des Königs der Kusari zum Judentum, das Halevi in seinem Werk einer profunden, komplexen Analyse unterzieht. In Wirklichkeit stellen die spirituellen Bestrebungen des Kusari Halevis eigene Versuche dar, die zeitgenössischen Formeln des Denkens und der Philosophie zu durchbrechen und eine religiöse Alternative poetisch reizvoll und philosophisch kohärent darzulegen. Sein Buch ist ein klassisches jüdisches Meisterwerk.

Halevi präsentiert seine Alternative in Form einer ansprechenden Erzählung über Gespräche zwischen dem König der weit entfernt lebenden Kusari und seinem «jüdischen Freund», der ihn von der Überlegenheit des jüdischen Glaubens überzeugt. In Wirklichkeit richtete sich das Buch an interne Apologeten. Die epische Geschichte sollte der breiten Masse Israels, die verarmt war und unter erheblicher Verfolgung durch die beiden prosperierenden Schwesterreligionen litt, erklären, wieso wir dennoch die Besten sind: Vor allem stehen wir ganz oben auf der Leiter. Unten ist das Anorganische, darüber kommen nacheinander die Flora, die Fauna, der sprechende Mensch, dann der Israelit, der Jude.

Fünfhundert Jahre später hinterliess ein anderer grosser Jude, Rabbi Jehuda ben Bezalel Löw, genannt der Maharal von Prag, seine Spuren im jüdischen Kanon. Er war ein Mann der Renaissance mit ungewöhnlich umfangreichen Kenntnissen des Talmuds, der Kabbala, der Philosophie und der Naturwissenschaften. Seine Werke und Überzeugungen hatten ein Jahrhundert später erheblichen Einfluss auf die chassidische Bewegung. Die Grundlagen seiner Überzeugungen bilden den frühen Keim der Nationaltheorie und lassen sich als vorbereitende Überlegungen für das Wieder- aufleben des jüdischen Nationalismus sehen.

Rabbi Löw stützte seine Theorie auf Hazal, einen unserer Weisen. Eines seiner Grundprinzipien besteht in der erhabenen Rolle des jüdischen Volkes in der Menschheitsgeschichte. Wie Halevi vor ihm und andere nach ihm zieht er eine scharfe Trennlinie zwischen Juden und Nichtjuden:

«Es steht geschrieben, dass dieses Volk heilig ist, dass es zu [Gott] neigt, denn es ist der Anfang aller Völker.» An anderer Stelle interpretiert er den universalisti-

schen, humanistischen Satz «Begünstigt ist der Mensch, da er nach seinem Bilde geschaffen ist» so: Es heisst zwar Mensch, aber das umfasst nicht die gesamte menschliche Gattung, da bereits gesagt wurde: «Du wirst Mensch genannt und sie werden nicht Mensch genannt» ... Dennoch gibt es die Menschengestalt auch in den Völkern; nur dass die Hauptmenschgestalt in den Völkern fehlt. Die Stellung Israels zu den Völkern ist so wie die Stellung der Völker zu den nicht sprechenden Tieren.⁶⁷

Mit solchen Äusserungen und Ideen lassen sich ganze Bände füllen, aber ebenso können und sollten wir auch entgegengesetzte Ansichten anführen wie die Werke des antimessianischen Maimonides alias Rambam. Sie alle gehören in eine Zeit, als unsere Lebensbedingungen sich erheblich von den heutigen unterschieden. Wir standen ganz unten, und alle anderen waren Höhergestellte, Herrscher und Unterdrücker. Die Unterdrückten schauen immer auf und streben danach, ihren Unterdrückern zu ähneln.

Aber was in einer Situation – einem harten, schmerzlichen Exil, gemildert durch den Traum von Grösse, durch Hoffnung und unendlichen Optimismus – richtig ist, kann in einer anderen Lage, wenn der Knecht zum Herrn wird, gefährlich sein. Das ist wie bei dem misshandelten Kind, das zum misshandelnden Elternteil wird und so das Pathologische seines Lebens fortführt. Ebenso kann ein gedemütigtes, verfolgtes Volk seinen schlimmsten Peinigern ähnlich werden. Vergangene Unterdrückung verleiht dem befreiten Volk keine moralisch weisse Weste, eher im Gegenteil.

Wenn wir zu *Der Kusari* zurückkehren, finden wir in diesem Buch eine scharfsichtige Aufrichtigkeit, die viele seiner Bewunderer übersehen. Der Kusari-König wundert sich über die «Herabgekommenheit» der jüdischen Lage, die von «Druck und Elend» geprägt ist. Der weise Jude versucht, der Frage auszuweichen, und fragt geschickt zurück, wieso er den Juden ihre «niedere und verachtete Stellung» als Schande anlaste, da doch Jesus und Mohammed, die Gründer der beiden anderen Religionen, gerade dieses Ideal der Bescheidenheit und Demut predigten. In ihrer derzeitigen Armut seien die Juden Gott daher näher als die grossen, glorreichen Könige, die von den Vorbildern ihrer Religion sehr weit entfernt seien, erklärt der Weise. Aber der König tappt nicht in diese rhetorische Falle, sondern un-

terscheidet zwischen freiwilliger Gottesnähe und einer erzwungenen, wie sie damals für Halevis Volk galt. Ein erzwungenes Exil sei nicht dasselbe wie selbsterwählte Demut, erklärt er und fügt hinzu: «Hättet ihr die Macht dazu, ihr würdet eure Feinde erschlagen.» Der jüdische Freund antwortet bewundernd: «Da hast du unsere schwache Seite getroffen, König von Kusar.»⁶⁸

Können wir aufrichtig sagen, dass wir uns im heutigen intensiven Leben an das Ideal halten, das wir unseren Peinigern gepredigt haben, oder sind wir ebenso unsensibel geworden, wie sie es waren? Manche im Staatsapparat und auf der Strasse begreifen nicht, dass wir es nicht mehr nötig haben, herablassend zu sein, da der Staat Israel doch das Heilmittel gegen sämtliche Übel des Exils sein soll. Aber die Separatisten halten an dem Minderwertigkeitskomplex der Vergangenheit fest und verwandeln ihn in eine Besessenheit von tatsächlicher Überlegenheit. Die praktische Folge ist Diskriminierung in vielen Bereichen und eine Spur von Rassismus, die unseren staatlichen Massnahmen anhaftet.

Nach dem Ersten Weltkrieg glaubten viele, es sei der letzte Krieg gewesen und nun werde ein wunderbares Zeitalter des Weltfriedens folgen. Damals dachte Rabbi Avraham Yitzhak HaCohen Kook über eine radikale Idee nach. Sie unterschied sich stark vom Verhalten seiner späteren Anhänger, von denen manche heute stolz das Banner eines rassistischen Nationalismus schwenken. Kook sah die Diaspora und den Verlust der Unabhängigkeit nicht nur als historische Katastrophe, sondern auch als freiwillige Entscheidung, die das Volk aus moralischen Gründen getroffen habe.

Er schrieb:

Wir gaben die Weltpolitik durch Zwang, dem auch ein Wille innewohnte, auf bis zu einer glücklichen Zeit, in der ein Staat sich ohne Übel und Barbarei lenken lässt... Die bewusste Entscheidung unserer Vorfahren, von der Weltbühne abzutreten und über die Pfade des Exils zu wandern, entsprang also dem Willen, sich der Verbrechen und Sünden korrupter Staatsführung zu enthalten. «Es ist Jakobs nicht würdig, sich um ein Reich zu kümmern, wenn es blutig sein muss und böses Geschick erfordert.»⁶⁹

Es wäre falsch, die Wahrheit zu beschönigen und zu behaupten, wir seien immun, uns werde das nicht passieren. Es passierte dem Deutschland Schil-

lers, Goethes und Mendelssohns, und es passiert auch uns. Im Israel Agnons, Öz' und Rabbi Ginzburgs passiert Schlimmes. Manches erwächst aus dem Trauma, anderes aus der jüdischen Identität und dem jahrhundertlang von Abschottung und Konfrontation geprägten Dasein unseres Volkes. Ich fürchte gewisse Rabbis und ihre offenen und verdeckten Theorien, und ich fürchte, dass es unter uns auch einige Schurken gibt. Es existiert ein eingefleischtes Element der Diskriminierung, Arroganz und Bevorzugung von allem, was jüdischen Genen entspringt. Dieses Element ist wesentlich stärker präsent, als Leugner wahrhaben wollen.

Neulich unterhielt ich mich mit einem Bekannten, einem gutherzigen, fleissigen Arbeiter. Ich erzählte ihm, dass ich den arabischen Freund einer gemeinsamen Bekannten getroffen habe. Er fluchte, natürlich auf Arabisch.

«Was wäre dir lieber», fragte ich, «dass deine Tochter einen positiven, gebildeten, netten und wohl-situierten Mann wie meinen Freund Mahmut aus Nazareth geheiratet hätte oder den faulen, gewalttätigen, kriminellen Säufer, den sie geheiratet hat?»

«Das ist mir egal», antwortete er. «Er kann der gemeinste Kerl der Welt sein, so lange er jüdisch ist.» Und falls ich es immer noch nicht verstanden haben sollte, fügte er hinzu: «Rein, eben, weisst du.»

Einige Tage später hielt ich eine Vorlesung an einer der besten Universitäten Israels. Es ging um jüdische Identität, Assimilation und Humanismus. Nach meinem Vortrag stand ein Professor auf und sagte: «Theoretisch stimme ich Ihnen zu, aber praktisch wäre es äusserst schwierig. Was würde ich denn machen, wenn mein Sohn eine nichtjüdische Frau nach Hause bringen würde? Ich bin säkular eingestellt, aber das ist schwierig für mich.»

Ich überlegte einen Moment, ob ich dem Thema ausweichen oder eine Diskussion entfachen sollte. Ich entschloss mich für die Diskussion.

«Ich glaube, für unsere Generation stellt sich die Entscheidung nicht so linear oder eindimensional wie für unsere Eltern und Vorfahren», antwortete ich. «Früher ging es nur um eine Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten, entweder eine Nichtjüdin oder eine Jüdin, eine *schiksse* oder

jidene. Heute ist die Entscheidung viel schwieriger und komplizierter. Was ist Ihnen lieber, dass Ihr Sohn eine Nichtjüdin heiratet oder einen jüdischen Mann?»

Der Professor musste lange über die Alternative nachdenken, senkte dann aber den Kopf und antwortete: «Ein jüdischer Homosexueller ist einer nichtjüdischen Braut vorzuziehen.»

Für mich ist es wichtig, dass mein Kind einen guten, ethischen und moralischen Partner heiratet. Ob er oder sie Jude oder Nichtjude, homosexuell oder heterosexuell ist, ist mir egal. Mein Massstab sind Güte und Moral, nicht Herkunft oder sexuelle Vorlieben eines Menschen. Aber viele sehen das anders. Ihr Instinkt wurde anders programmiert. Für den Arbeiter wie auch für den Professor ist die Hierarchie klar: Ein Jude, ob männlich oder weiblich, heterosexuell oder schwul, ist jedem Nichtjuden vorzuziehen, wie immer er auch sein mag.

Puristen werden erklären, unter normalen Leuten gebe es keinen Rassismus. «Bin ich Rassist?», werden sie abwehrend fragen. «Erst gestern habe ich in einem arabischen Dorf Hummus in einem arabischen Restaurant gegessen.» Es gibt viele Slogans und praktische Leugnungsversuche dieser Art. Dennoch glaube ich, dass Rassismus weit verbreitet ist. Ich habe viele solcher Gespräche erlebt, die Kooperation zwischen Israelis und Arabern als Beleg für brüderliche Liebe anführen, aber die Realität straft sie ständig Lügen. Wir sind zwar nicht in einer Situation wie Deutschland gegen Ende des Krieges und auf dem Höhepunkt der «Endlösung». Aber wir stehen sehr kurz vor den ersten Stufen der humanistischen und kulturellen Implosion Deutschlands angesichts Hitlers und seiner Gefolgsleute, deren Nationalsozialismus alles Gute und Schöne im früheren Deutschland zunichte machte. Zu meinem grossen Kummer und Schmerz kann ich nicht immer unterscheiden zwischen dem frühen sozialistisch orientierten Nationalismus und manchen nationalen Theorien hier und jetzt.

Deutschlands moralische Immunität wurde eingehend untersucht und beschrieben, aber über uns wurde sehr wenig, zu wenig, gesagt und geschrieben. Wie jede andere Nation sind wir anfällig für dieselben Gefahren, für eine Veränderung zum Schlechten, aber die meisten von uns reden nicht darüber. Die Söhne Korachs herrschen nach wie vor unumstritten in den jü-

dischen und israelischen Identitätsmechanismen. Wenn ein jüdischer Rabbi über die israelische Souveränität siegt, ist die Gefahr eindeutig. Die automatische Heiligkeit der herrschenden Schichten etabliert hier in Israel einen Staat, der von Korachs modernen Priestern gelenkt wird. Ein solcher Staat ist in erster Linie jüdisch und erst in zweiter Linie demokratisch. Er entstellt die Tora, zumal, wenn er auf nationaler Überlegenheit, Verachtung anderer und dem Glauben an eine ungezügelter jüdischer Rassentheorie gründet. Wenn ich meine Augen schliesse und mir die Zukunft vorstelle, sehe ich den Albtraum eines Halacha-Staates, der – Gott bewahre – hier am Werk sein könnte, wenn die falschen Messiasse sich durchsetzen.

Manche behaupten, nur ein Jude dürfe antisemitisch sein, weil er wisse, warum. Ich bin besorgt, weil ich weiss, warum. Ich komme von dort, und meine Verwandten und Freunde sind immer noch dort. Ich höre sie reden, kenne ihre Ambitionen und spüre ihren Herzschlag. Ich weiss, worauf sie aus sind: auf den Tempelberg und die Eroberung des Landes von innen. In den nächsten Jahren werden wir erleben, wie sie die unteren und oberen Ränge des Militärs, das politische System, die Wirtschaft, die Medien und die öffentliche Meinung Israels immer mehr mit messianischen Erlösungsverheissungen durchsetzen. Schon jetzt kontrollieren ihre Vertreter ein Sechstel der Likud-Wählerschaft. Es ist ratsam, sich die Wunschkonzeptionen von Rabbis und Soldaten anzuhören, die das prophezeien. Uns wird der Spiegel vorgehalten. Wer hätte gedacht, dass die Hamas die historische säkulare Bewegung der Palästinenser auf demokratischem Weg besiegen würde? Wer hätte gedacht, dass amerikanische christliche Fundamentalisten den amerikanischen Präsidenten und seine Regierung so fest im Griff haben könnten? Alle, die das für unmöglich gehalten haben, sind aufgefordert, noch einmal darüber nachzudenken, was uns hier passieren kann. Die Fundamentalisten haben sich schon zusammengeschlossen, die Prediger predigen bereits, und die öffentliche Meinung ist empfänglich. Ich befinde mich mit diesen Leuten in einem offenen Krieg, aber ich habe nicht genügend Partner und Verbündete, die alarmiert sind und begreifen, dass auch in Nazideutschland Menschen am Werk waren. Es war böse und bösartig, aber immer noch im Bereich des Menschlichen.

Es waren Söhne und Töchter Adams und Evas, die die Verbrechen der allgermanischen Nation begingen, aber auch ihre Erklärungen sind menschlich. Vom Damals und Drüben zum Hier und Jetzt: In Deutschland veränderten langsame Prozesse die Wahrnehmung der Realität in einem Masse, dass Wahnsinn zur Norm wurde, und dann wurden wir vernichtet. Das geschah im Lande der Dichter und Denker. Dort war es möglich, und es ist ebenso hier, im Land der Propheten, möglich. Die Schaffung eines Staates, der von Rabbis und Generälen geführt wird, ist durchaus kein unmöglicher Albtraum. Ich weiss, wie heikel dieser Vergleich ist, aber ich rate dringend, Augen, Ohren und Herzen zu öffnen.

Dass mit dem Übergang von der Ohnmacht zur Macht keine entsprechende Revolution in der modernen israelisch-jüdischen Seele stattgefunden hat, spiegelt sich auch in der Seele vieler Diasporajuden wider. Statt die heutige Stärke der Juden zu nutzen, um die Welt zu verbessern und sich gegen ihre Ungerechtigkeiten zu engagieren, sind zu viele Juden in früheren Traumata verhaftet. Sie können sich ebenso wenig ändern und anpassen wie ein Schiff, das auf dem Meer erst nach einigen Meilen zum Stillstand kommen kann.

Diasporajuden einschliesslich vieler ihrer Repräsentanten stellen sich lieber auf die Seite der Obrigkeit und werden zu Partnern des Unrechts und der Ungültigkeit in der Welt. Ich bemühe mich, das Verhältnis der USA zu Israel zu verstehen. Oft, wenn ich mein eigenes Land nicht begreife, schaue ich auf unsere grosse Schwester, die Vereinigten Staaten von Amerika, und versuche sie zu verstehen, als ob sie unser Spiegelbild wären. Es ist das Land, die Gesellschaft und die Kultur, die ich ausserhalb Israels am besten kenne. Es gibt vieles zu würdigen und sogar zu bewundern in der *Goldenen Medina*, dem Goldenen Staat, wie die Millionen Juden es nannten, die in den vergangenen zweihundert Jahren die USA dem Land Israel als Zufluchtsort vorzogen. Aber eben diese Vereinigten Staaten geben aus globaler Sicht auch Anlass zu grosser Sorge. Aufgrund ihrer Rolle als Friedenschützer der Welt haben sie in den letzten Jahrzehnten zu oft mit dem Säbel gerasselt und unnötige Kriege angezettelt. An guten Tagen sehe ich Amerikas positiven Einfluss auf Gebieten wie der Gleichberechtigung der Frauen, den Bürger- und Menschenrechten und der Freiheit aller.

An schlechten Tagen sehe ich leider Dinge, die ich über mich lieber nicht wissen möchte. Sowohl Israel als auch die Vereinigten Staaten sind Einwanderergesellschaften, die auf biblischen Visionen basieren, zwei neue Demokratien, die aus dem alten Europa hervorgingen und zu Magneten für Einwanderer aus der ganzen Welt wurden. Aber ist es tatsächlich so?

Wenn ich noch einmal genauer hinsehe, stelle ich fest, dass die Symbiose zwischen uns eine Malaise ist. Jenseits der Lippenbekenntnisse, die beide Länder nach wie vor den utopischen Visionen ihrer Gründerzeit zollen, ist die Verflechtung zwischen konservativen amerikanischen Regierungen und rechten israelischen Regierungen das eklatanteste Zeugnis unserer mentalen Probleme.

Juden haben in den Vereinigten Staaten erstaunlich mächtige Positionen inne und besitzen verblüffend viel Einfluss. Die Kombination aus der Staatsmacht Amerikas und jüdischer Macht in Gesetzgebung, Verwaltung, Medien, Justiz, Wirtschaft, Kultur und Unterhaltung hat die Juden zu einem bestimmenden Faktor im heutigen Amerika gemacht. Da Israel untrennbar mit der Identität amerikanischer Juden verknüpft ist, ist es auch untrennbar mit der amerikanischen Erfahrung verbunden. In den vergangenen vier Jahrzehnten hat der ursprüngliche Pionierstaat Israel eine Wandlung erfahren und seit 1967 seinen Charakter völlig verändert. Von einem schwachen, embryonalen Staat hat er sich zum mächtigsten jüdischen Staatsgebilde aller Zeiten entwickelt. Gleichzeitig vollzog sich bei den amerikanischen Juden ein entsprechender Wandel, der nicht weniger tiefgreifend und folgenreicher war und mit der Menschenrechtsrevolution der 1960er Jahre und der Offenheit John F. Kennedys für Juden einsetzte. Heute gehören amerikanische Juden nicht mehr zur Minderheitenkoalition mit Afroamerikanern, Hispanos und den übrigen inländischen Verbündeten im Kampf für Recht und Freiheit in Amerika. Zu viele meiner jüdisch-amerikanischen Brüder und Schwestern bilden mittlerweile den Kern der Neokonservativen. Sie gehören zum mächtigen rechten, nationalistischen weissen Establishment, sind Teil einer Regierung und Kultur, die sich aus jener globalen Verantwortung zurückgezogen hat, die Amerikas Geist während des Zweiten Weltkriegs prägte.

Israels Stellung in der amerikanischen Psyche – zumindest in der politi-

schen Psyche – ist nach wie vor ein ungelöstes Rätsel. Das Israel, das in der amerikanischen Seele existiert, ist Teil des isolationistischen Rückzugs aus der Verantwortung, nicht Teil des Universalismus. Ein Dialog zwischen den Juden und anderen Minderheiten findet kaum statt. Die Juden sind aus den Innenstädten in die wohlhabenden Vororte gezogen. Das neue Lager der amerikanischen Juden ist nicht nur geografisch von den Gemeinden nichtweisser Bevölkerungsteile entfernt, sondern wendet dieselbe Philosophie auch auf der internationalen Arena an: Weisse und Christen auf «unserer» Seite, alle anderen auf der entgegengesetzten Seite. Heute stehen die Juden auf Seiten der Regierung und stellen sich gemeinsam mit ihr gegen Araber und Muslime überall.

Dass die Juden auf die andere Seite des «Flusses der Macht» gewechselt sind, bringt erhebliche Konsequenzen für unsere nationale Identität und vielleicht sogar für die Identität der westlichen Welt mit sich. Das Gleiche, was mit den jüdischen Gemeinden Israels und Amerikas passiert ist, ist auch einem der bedeutendsten lebenden französischen Intellektuellen passiert, Alain Finkielkraut. Der Status, den französische Intellektuelle in ihrem Land genießen, ist ein beeindruckendes Phänomen, das vom Respekt des französischen Volkes vor dem Denken, der Meinungsäußerung und geistiger Innovation zeugt. Unter den französischen Intellektuellen der Gegenwart gibt es einige prominente Juden, zu denen Finkielkraut gehört. Seit zwei Jahrzehnten gilt er als einer der führenden Vertreter der Neuen Philosophen, die sich gegen die «Tyrannei des Denkens» und die bekannten, konventionellen Philosophien wenden. Er beschränkt sich nicht auf den Elfenbeinturm, sondern betätigt sich als gefragte Medienpersönlichkeit im Populärbereich. Er schreibt viel und tritt häufig in Rundfunk und Fernsehen auf. Seine Positionen lassen sich schwer als links oder rechts etikettieren. Sein Denken ist originell und vollzieht sich ausserhalb von Kästchen, und wenn ich seine Schriften lese, habe ich den Eindruck, dass er Freude an Kontroversen und Provokation hat und ebenso wie ich an die kreative Kraft der Polemik glaubt. Mehr als einmal fand ich mich virtuell an seiner Seite wieder. Wir engagierten uns gemeinsam in einer virtuellen Welt, er in Paris, ich hier im Heiligen Land, in einem Protestmarsch gegen den falschen

Libanonkrieg, für die Genfer Verhandlungen und für und gegen viele andere Fragen dazwischen.

Als ich mein letztes Buch, *God Is Back*, schrieb, hatte ich das Gefühl, ihn zu verlieren. Ich bemühte mich, meine Position zu der antisemitischen Welle zu klären, die zu Beginn des neuen Millenniums die Welt erfasste, und zu meinem Eindruck, dass manche von uns eine sadomasochistische Lust daran hatten. In diesem Klärungsprozess griff ich nach einer kleinen Schrift Finkielkrauts, dem 34 Seiten umfassenden mutigen und innovativen Essay *Au nom de l'autre*, das in Frankreich erschien, als Franzosen und Europäer über die Minderheitenfrage debattierten. Es handelt von der Einstellung zu Muslimen und Juden und unterscheidet zwischen Antisemitismus und Kritik an Israel. Finkielkraut erörtert zudem Europas Haltung zum Irakkrieg, zu Osama bin Laden, dem radikalen Islam, Terror und anderem. Damals betraf eine der meistbeachteten Debatten die Entscheidung der französischen Regierung, Mädchen in staatlichen Schulen das Tragen traditioneller muslimischer Kleidung zu verbieten. Ein staatlicher Ausschuss, der Möglichkeiten prüfte, die Trennung von Kirche und Staat aufrechtzuerhalten, stand im Zentrum hitziger öffentlicher Diskussionen.

Die Diagnose des Philosophen zu Europa und seinem Umgang mit seiner und unserer Vergangenheit ist oft erstaunlich innovativ. Aber irgendetwas störte mich so sehr, dass ich schliesslich fragen musste: Du auch, Alain? Selbst du bist von dieser nationalen Malaise infiziert? Auch du befasst dich obsessiv mit den Nichtjuden als Verfolgern? Ich fragte mich – und ihn –, ob er angefangen habe, die Ansichten der konservativen jüdischen Rechten zu übernehmen, die aus der Einstellung schöpfen: «Die ganze Welt ist gegen uns».

Bei einem Besuch der Knesset versuchte er während eines Gesprächs mit mehreren Abgeordneten mich zu beruhigen: «Nein, es gibt keinen Grund zur Sorge, aber...» Dieses Aber brach sich vehement in einem Interview Bahn, das er dem *Haaretz Magazine* gab. Um die Bedeutung dieses Interviews zu verstehen, lohnt es sich, zuerst die Entschuldigung zu lesen, die er auf Französisch in *Le Monde* vorbrachte, nachdem er mit Denunziationen überschüttet worden war. Seine Kritiker löschten alle Schattierungen zwischen Weiss und Schwarz aus und stellten ihn an den Pranger ne-

ben Hitler oder zumindest Jean-Marie Le Pen. Es ist lächerlich: Von dort ist er weit entfernt. Beunruhigend an Finkielkrauts folgenden Äusserungen ist nicht die Richtung oder Grösse ihres Vektors, sondern seine Orientierung: vom Humanismus zum rechten Flügel – weiss, bevormundend und arrogant. Er ist weder Eichmann noch Goebbels, weder Jörg Haider aus Österreich noch Wladimir Schirinowski aus Russland und nicht einmal ein gewöhnlicher national-religiöser israelischer Knessetabgeordneter, aber dennoch ist das, was er sagt, problematisch:

Ich kenne den Mann in der *Le-Monde-Story* nicht, und ich identifiziere mich ganz und gar nicht mit seinen Ansichten ... Ich verabscheue den Mann aus dem Artikel; er ist empörend. Er ist er, und ich bin ich. Seit dem Tag, an dem der Artikel erschien, ist zu meiner Verwunderung klar geworden, dass wir denselben Namen tragen.⁷⁰

Das ist ohne Zweifel eine elegante Verleugnung. Stilvoll. Das bin ich nicht, es ist der böse Bube in mir, wie die israelische Dichterin Leah Goldberg in einem Kinderlied schrieb. Es handelt von dem Versuch, zwischen zwei Temperamenten eines Kindes eine Brücke zu bauen; ich bin gut, aber der Junge in mir hat mich überwältigt. Das ist der verängstigte Jude in mir, der Nachfahre von Auschwitz-Überlebenden. Aber er war es, der in Worte fasste, was viele in Frankreich und Israel heutzutage empfinden, und damit ein Schlaglicht auf die veränderte Stellung der Juden in der Welt und untereinander warf: Von unserem Platz in der Familie der Vertriebenen, Migranten, Verfolgten und Gehassten sind wir in eine gehobene Stellung als Sprecher der neuen weissen Konservativen aufgestiegen, die alle ausgrenzen, die sich in der Lage befinden, der wir erst vor wenigen Jahrzehnten entkommen sind. Was Finkielkraut veranlasste, sich an unsere Auschwitz-Vergangenheit zu erinnern, war die Beleidigung der Juden – als Teil der Beleidigung der gebürtigen Franzosen – durch jugendliche Einwanderer aus den armen Vororten. Statt sich aufgrund unserer eigenen Stellung und Erfahrung mit den Problemen der Vorortjugend zu identifizieren und sich mit seinem erheblichen Einfluss hinter sie zu stellen, um die segregationistische, rechte Agenda im heutigen Frankreich zu ändern, sah er nur uns und

beschritt eine Einbahnstrasse des Rassismus. Er ging sogar bis zur Selbstverleugnung und betrieb Wortakrobatik bis zu einem Punkt, an dem er seine eigene Identität praktisch aufgab. Er sagte der *Haaretz*:

Das Problem ist, dass die meisten der Jugendlichen Schwarze und Araber sind, die sich mit dem Islam identifizieren. Es gibt andere Einwanderer, die in Frankreich unter schwierigen Bedingungen leben... aber sie beteiligen sich nicht an den Unruhen. Es ist daher klar, dass die Rebellion einen ethnisch-religiösen Charakter hat... Ihre Botschaft ist kein Hilferuf oder eine Forderung nach besseren Schulen. Es ist der Wille, sämtliche Mittler zu eliminieren, die zwischen ihnen und den Objekten ihrer Begierde stehen: Geld, Marken, manchmal junge Frauen Ich glaube, es ist ein Stadium in einem antirepublikanischen Pogrom. Es gibt Leute in Frankreich, die Frankreich als Republik hassen... In der Schule wird Kolonialgeschichte nur als negativ vermittelt. Wir bringen ihnen nicht bei, dass das Kolonialprojekt auch bestrebt war, die Wilden zu erziehen, ihnen Kultur zu bringen.⁷¹

Wieso gab Finkelkraut dieses enthüllende Interview in Israel, wo es auf Hebräisch erschien, und nicht auf Französisch in *Le Monde*? Seine Interviewer, Dror Mish'ani und Aruelia Semotraze, merkten an: «Er betonte immer wieder, dass er das, was er uns sagte, in Frankreich nicht mehr sagen könne. ‚Das kann man in Frankreich nicht sagen. Es ist sogar gefährlich, es dort zu sagen.‘» Solange das Interview und diese Ansichten nur in der israelischen *Haaretz* erschienen, waren die Leser grösstenteils zufrieden. Hier sprach jemand, der durch und durch gegen den Libanonkrieg 1982 und gegen die israelische Politik angesichts der Ereignisse in Sarajevo war, nun verlieh er durch seine linke Autorität Israels gegenwärtiger Schlechtigkeit Legitimität: «Araber, alle Araber sind doch gleich, oder?» Es war Pech für den Philosophen, dass sein Interview ins Französische übersetzt und seine wahren Ansichten enthüllt wurden.

Israel unterscheidet sich gewiss von Frankreich, zumindest von dem Frankreich, das noch immer in unserer Theorie existiert. In Frankreich steht anstelle der Staatsreligion die säkulare Staatsbürgerschaft; Israel ist der Staat der jüdischen Religion. Das säkulare Frankreich stützt sich historisch auf den Menschen und ist für das Hier und Jetzt zuständig. Die Quelle seiner Autorität ist das Volk, das seine Gesellschaft bildet, und darin sind alle

Menschen gleich gemäss dem klassischen Axiom von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Unser Land ist dagegen ein jüdischer Staat des jüdischen Volkes, dessen Verfassung de facto ein Recht für Juden und ein Recht für die Andersgläubigen in unserer Mitte vorsieht. Dem Anschein nach ist Israel ein Rechtsstaat; seine Unabhängigkeitserklärung gilt als seine Verfassung. Aber es ist klar, dass die Quelle der Autorität emotional ist und zwei Ursprünge hat: Gott und seine Rabbis sowie die Shoah-Erfahrung, die Traumata und die daraus resultierende Paranoia. Jeder, der nicht den Segen Gottes hat oder von Feindseligkeit gegen einen Juden und das Judentum betroffen ist, wird aus dem israelischen Legitimitätszirkel ausgegrenzt – wenn es nicht gerade ein deutsches Auto ist.

Die gesamte Tora lässt sich laut Hillel dem Älteren in dem einen Vers zusammenfassen, anderen nicht anzutun, was man selbst nicht erleiden möchte. In Israel gibt es derzeit erschreckende Elemente von Rassismus, die sich im Grunde nicht sonderlich von dem Rassismus unterscheiden, der viele unserer Vorfahren vernichtet hat. Dieser Rassismus ist scheinheilig und raffiniert, sodass wir nicht immer erkennen, wie gefährlich er ist. Zudem ist er schlau und lässt sich gut vermarkten; manchmal halten wir ihn irrtümlich für puren Patriotismus. Das ist er nicht. Alles zu etwas Heiligem zu erklären, ohne Raum für Selbstkritik zu lassen, die Heiligkeit der nationalen Identität und die feindliche Umgebung, der wir täglich standzuhalten versuchen – diese Kombination macht die Monopolisten des israelischen religiösen Geistes de facto und de jure zu Rassisten. Es ist dringend erforderlich, diesen Rassisten einen Krieg der Werte zu erklären und dem Zerrbild, das sie «Judentum» nennen und als unseren authentischen Glauben ausgeben, eine praktische Glaubensalternative entgegenzustellen.

In hitzigen Debatten höre ich oft die Warnung: «Es wird einen Bruderkrieg geben». Sie benutzen das hebräische Wort für Bürgerkrieg. Jahrelang habe ich meine Positionen in dem Bemühen abgeschwächt, eine Spaltung der Nation zu vermeiden. Heute bin ich anders. Sind das meine Brüder, frage ich mich und antworte mit einem klaren Nein. Für mich sind Bruderschaft und nationaler Familienzusammenhalt nichts, was sich ganz von selbst aufrechterhält. Ich habe zwei leibliche Schwestern, die Töchter mei-

ner Eltern, und ich habe Brüder und Schwestern im Geiste, mit denen ich dieselben Wertvorstellungen teile. Wer ein schlechter Mensch ist, ein jammernder Feind oder ein Besatzer mit harter Hand, ist nicht mein Bruder, selbst wenn er beschnitten ist, den Sabbat und die Gebote einhält. Eine Frau, die aus Schicklichkeit ihre Haare unter einem Tuch verbirgt, Almosen gibt und Barmherzigkeit übt, aber unter dem Kopftuch die Unantastbarkeit jüdischen Landes vertritt und sie über die Unantastbarkeit menschlichen Lebens stellt, wessen Leben es auch sein mag, ist nicht meine Schwester. Vielleicht sind sie sogar meine Feinde. Ein guter Araber oder ein rechtschaffener Nichtjude ist mir Bruder oder Schwester. Ein schlechter Mensch, selbst wenn er jüdischer Abstammung ist, ist mein Gegner, und ich würde mich auf die andere Seite der Barrikaden stellen und bis zum Letzten gegen ihn kämpfen. Angeborenes Judentum ohne Selbstkritik und moralische Verpflichtungen ist für mich eine abscheuliche Rassentheorie. Seit der Shoah gibt es kein genetisches Judentum mehr, nur noch ethisch verbindliches Judentum. Deshalb kann es keinen Bruderkrieg geben. Falls eine gewaltsamere Auseinandersetzung stattfindet, handelt es sich um einen Bürgerkrieg, nicht um einen Bruderkrieg. Es wird kein Krieg sein zwischen Angehörigen des jüdischen Volkes, die unterschiedliche Glaubensrichtungen vertreten, sondern ein kompromissloser Kampf zwischen guten und schlechten Menschen überall. Alle ihre und unsere Guten auf der einen Seite und alle Schlechten – daran besteht kein Mangel – beider Parteien auf der anderen Seite.

Hitler schuf in Auschwitz einen Schmelztiegel. Er wollte uns von der Welt abschneiden und uns alle unterschiedslos und gnadenlos in einem grossen Aschehaufen ausschalten. Die einzig erfolgsversprechende Antwort auf Hitler ist der Zusammenschluss aller guten Menschen der Welt gegen die Koalition des Bösen, der auch einige meines Volkes angehören. Israelischer Humanismus muss begreifen, dass die Antwort auf die israelische Besatzung nicht nur im Rückzug aus den besetzten Gebieten besteht, sondern auch in der Schaffung einer neuen jüdischen Identität. Mit dieser Identität werden wir einen Kampf für eine bessere, intakte und menschliche Welt beginnen, die sich an die Werte Moses' hält, nicht an das rassistische Ver-

mächtnis Korachs. Indem ich mich von ihnen lossage und sie aus dem Kreis meiner Brüder ausschliesse, muss ich meine gesamte jüdische Identität und Zugehörigkeit neu definieren. Die Zeit ist reif für eine Überarbeitung der Gebete. Wir müssen ein neues Gebetbuch schreiben, ein Siddur, in dem der arrogante Satz: «Du hast uns auserwählt unter allen Völkern» ersetzt wird durch «Du hast uns auserwählt mit allen Völkern». Es sollte ein Gebetbuch sein, das keinen Unterschied zwischen einem Menschen und einem anderen und zwischen Adam und Eva macht. Es wird weder Opferung, Schlachtopfer noch einen blutigen Tempel erwähnen, sondern einen Tempel des Lebens und des Strebens nach Leben; Harmonie, vegetarische Lebensweise und Humanismus werden für eine bessere Zukunft verpflichtend sein. Es ist Zeit für ein neues Judentum.

Kapitel 11

Gott schmunzeln lassen

Wo war Gott während der Shoah? Das ist die Frage, die in Diskussionen über das Jahrhundert Hitlers, Kains Jahrhundert, am häufigsten gestellt wird. Atheisten sagen: «Ein Gott, der zulässt, dass 1,25 Millionen Kinder sterben wie Ungeziefer, kann nicht existieren»; oder «wenn er existiert, darf man ihn nicht anbeten». Zvi Yanai schreibt in seinen wunderbaren Memoiren: «Wenn Gott etwas mit der Welt zu tun hat, dann müsste man ihn bei dem UN-Kriegsverbrechertribunal in Den Haag verklagen. Wenn er schweigt wie eine Wand, dann würde ich lieber eine Wand anbeten.»⁷² Gläubige werden dagegen auf das «Holocaust-Wunder» hinweisen. Tatsache: Ein halbes Jahrhundert nach den Krematorien ist das jüdische Volk stärker denn je. Tatsache: Ich wurde gerettet. Praktizierende Juden sind durch die Shoah und ihre Folgen wesentlich religiöser geworden. Säkulare Juden stehen Gott noch ferner und setzen mehr Vertrauen in unsere eigene Stärke und aggressive Taktik. Zionistische Juden haben sich noch tiefer im Land Israel als letzter befestigter Zuflucht verschanzt.

In der ganzen Welt leben Juden nach Jakobs Weisheit, die sich in der Raffinesse äusserte, mit der er heikle Situationen wie die potenziell gefährliche Begegnung mit Esau meisterte. «Er überlegte nämlich: Wenn Esau über das eine Lager herfällt und es schlägt, dann rettet sich das andere.»⁷³ Assimilierte Juden, die Partner ausserhalb ihrer Religion heiraten, versuchen zuweilen in eine neue Realität zu flüchten, in der sie als Juden unkenntlich sind, um damit das Risiko zu minimieren, verfolgt und eliminiert zu werden wie ihre Vorfahren. Spielt es wirklich eine Rolle, wer schuld ist,

Gott oder der Mensch? Die Opfer interessiert es sicher nicht, und es ist zweifelhaft, ob es für die Überlebenden, die Zuschauer ebenso wie die übrigen Gotteskinder, von Belang ist. Der alte Gott bekam wegen der Shoah und ihrer Folgen sicher viele Probleme, aber auch der Mensch, seine Schöpfung, kommt nicht mit weisser Weste aus den Wüsten der Vernichtungslager und Bahnhöfe in Polen und Europa. Es liegt jetzt in unserer Verantwortung, und das zählt wesentlich mehr.

Von Anfang an gab es in der Definition und im Verständnis Gottes viel Paradoxes. Rückblickend wurden diese Paradoxe Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders akut. Sämtliche Hypothesen über Gott und den Menschen kamen im Dritten Reich auf den Prüfstand und versagten. Gläubige gingen immer von der Trilogie der Allmacht, Güte und Verstehbarkeit Gottes aus: Gott kann alles, ist gut, barmherzig und mitfühlend und für uns zumindest teilweise zu begreifen. Der letzte dieser Begriffe erfordert eine kurze Erklärung. Das Judentum ist eine Offenbarungsreligion; die Begegnung zwischen Gott und dem Volk auf dem Berg Sinai schuf ein gewisses Verständnis für das göttliche Tun, seine Gebote und seine Logik. Als Moses die Tora erklärte, offenbarte er ein radikales Element des Judentums. Die Tora ist offen, nicht verborgen und nicht versteckt im Himmel, sie existiert in uns: «Denn dieses Gesetz, das ich dir heute gebiete, ist nicht unfassbar und unerreichbar für dich. Nicht im Himmel ist es, dass man sagen könnte: ‚Wer steigt für uns zum Himmel empor, holt es und verkündet es uns, damit wir es befolgen?‘ Auch nicht jenseits des Meeres ist es, dass man sagen könnte: ‚Wer fährt für uns über das Meer, holt es und verkündet es uns, damit wir es befolgen?‘ Nein, ganz nahe bei dir ist das Wort, in deinem Munde und deinem Herzen, dass du danach handeln kannst!»⁷⁴ Die Weisen des Zweiten Tempels dehnten Moses' Tora sogar noch weiter aus und stellten fest: «Die Tora spricht in der Sprache der Menschen».⁷⁵ Gottes Tora spricht nämlich die Sprache der Menschen und geht aus praktischen Gründen davon aus, dass Gott und seine Bedeutung im menschlichen Umfeld begreifbar sind.

Wie sollen wir Gottes Absicht nun verstehen, wenn Menschen nach seinem Ebenbild Naziuniformen und Hakenkreuze trugen und taten, was sie

taten? An diesem Punkt hörte Gottes Begreifbarkeit auf, denn das waren Taten, die Menschen nicht verstehen können. Auch seine Allmacht wurde einer schweren Prüfung unterzogen und seine Güte bezweifelt. Um das theologische Dilemma der Shoah präzise zu umreißen, muss ich auf die Klugheit von Hans Jonas zurückgreifen, der zu den grössten Theologen des 20. Jahrhunderts gehört und vom zionistischen Establishment mit dem Bann belegt wurde. Jonas wurde 1903 in Deutschland geboren, sein Vater war Industrieller, seine Mutter Tochter eines Rabbiners. Er war ein jüdischer Religionsforscher, der wie viele seiner Generation in einer zionistischen Jugendorganisation auf die Emigration in das Land Israel vorbereitet wurde.

Wie mein Vater und viele andere deutsche Juden kam Jonas Anfang der 1930er Jahre nach Israel. Während des Zweiten Weltkriegs diente er einige Jahre in der britischen Armee und kämpfte in der jüdischen Brigade in Italien. Mit 45 Jahren trat er in die israelischen Streitkräfte ein und diente im Artilleriekorps. Anschliessend lehnte er eine Stelle an der Hebrew University ab und zog eine späte akademische Karriere in Nordamerika vor. Ganz im Geist jener Zeit traf ihn der akademische Boykott, seitdem haben in Israel nur wenige je seinen Namen gehört. So entging dem neuen israelischen Geist einer der einzigartigen, wesentlichen Beiträge jenes Mannes, der zu einem der einflussreichsten Intellektuellen der europäischen Umweltbewegung werden sollte. Erst kürzlich erschien eines seiner Bücher auf Hebräisch. Zu seinen bedeutenden Arbeiten gehören seine Betrachtungen über den Gottesbegriff nach der Shoah:

Nur von einem absolut unverstehbaren Gott kann gesagt werden, dass er zugleich absolut gut und absolut mächtig ist... Allgemeiner gesagt, stehen absolute Güte, absolute Macht und Verstehbarkeit in einem solchen Verhältnis, dass jede Verbindung von zweien von ihnen das dritte ausschliesst ...Wenn aber Gott auf gewisse Weise und in gewissem Grade verstehbar sein soll (und hieran müssen wir festhalten), dann muss sein Gutsein vereinbar sein mit der Existenz des Übels, und das ist es nur, wenn er nicht o//-mächtig ist. Nur dann können wir aufrechterhalten, dass er verstehbar und gut ist und es dennoch Übel in der Welt gibt.⁷⁶

Mit grosser emotionaler Stärke, die vermutlich aus dem Tod seiner Mutter in Auschwitz und seinen Jahren bei der britischen Armee im Kampf gegen

die Nazis erwuchs, schrieb er unmittelbar nach dem Sechstagekrieg einen der Eckpfeiler der Post-Shoah-Theologie. Jonas zweifelte nicht an Gottes Versagen in der Shoah, sondern akzeptierte es als Tatsache und versuchte, die Eigenschaften des Gottes zu verstehen, der den Holocaust unter seinem wachsamen – oder geschlossenen – Auge geschehen liess.

Als einer der Ersten legte Jonas die neue Landkarte des Glaubens aus. Ihm war klar, dass es die Pflicht eines jeden gläubigen Juden war, seinen Glauben an den historischen Gott aufzugeben und neue Paradigmen anzunehmen. Ephraim Meir legt in seinem Buch *Memory Act, Society Man and God After Auschwitz* Jonas aus:

Göttliche Intervention kam nicht nach Auschwitz, nur Schweigen. Nur Menschen, rechtschaffene Nichtjuden, bewirkten Wunder. Gott griff nicht ein, nicht weil er nicht eingreifen wollte, sondern weil er es nicht konnte... Gottes Verzicht auf seine Macht ermöglicht es der Menschheit, in allen ihren Formen zu existieren ... Der Vorteil von Jonas' Darstellung ist, dass sich die Frage: «Wo war Gott?» nicht mehr stellt. Das Problem rückt in den Bereich menschlicher Verantwortung, wo der Mensch in Richtung Gott wachsen kann.⁷⁷

Im Lichte der Jonasschen Erkenntnisse, die meine eigenen Empfindungen so präzise wiedergeben, kann ich nicht umhin zu schliessen, dass Gott, der meinen Eltern so begreiflich und präsent war, sich wohl aus der Welt meiner Generation zurückgezogen hat. Folglich müssen die Glaubenskonstrukte einen tiefgreifenden Wandel erfahren und neue Definitionen menschlicher Verantwortung entwickelt werden. Das alte Modell der Beziehungen zwischen Gläubigen und Gott entspricht dem Verhältnis zwischen einem Zeugen und der Justiz: Wir wurden als Volk zu Zeugen oder Geschworenen bestellt, um zu entscheiden, dass Gott existiert und wir ihn anbeten sollen. Der Glaube herrschte seit der Zeit des Exodus und belegte und bewahrte die Geschichte. «Und das Volk fürchtete den Herrn und sie glaubten ihm und seinem Knecht Moses»⁷⁸ – diese Bibelstelle besagt, dass Gott in der Geschichte wirkt und seine Taten und ihre Folgen zu sehen und zu spüren sind. Daher ist evident, dass der Augenzeuge zum Gläubigen und zum lebendigen Zeugnis für Gottes Existenz und Grösse wird.

Als Kinder fragten wir: «Kann Gott einen Stein erschaffen, den er nicht heben kann?» Ohne es zu wissen, stellten wir damit eine der Glaubensgrundlagen in Frage. Aus freundschaftlichen oder erbitterten Streitgesprächen weiss ich, wie schwer es frommen und auch weniger frommen Gläubigen fällt, die Realität eines Gottes zu akzeptieren, der nicht gütig, allmächtig und begreifbar ist. Gebote eines solchen Gottes zu befolgen mag vergebens sein, und sei es auch nur, weil er vielleicht etwas völlig anderes geplant hat, was sich unserem Wissen entzieht. Die Schwierigkeit, die Eckpunkte des Glaubensdreiecks zu einer begreifbaren Form zu verbinden, macht es zwingend erforderlich, eine neue Brücke zwischen Gott und Mensch zu bauen, die es uns ermöglicht, uns in der Welt nach unserem Verständnis vom Sinn der Schöpfung zu verhalten.

Statt die Verantwortung für Auschwitz, Majdanek und Dachau auf Gott und seine Untätigkeit zu schieben, müssen wir die Verantwortung in die eigenen menschlichen Hände nehmen und Gott aus den Alltagsbelangen heraushalten. Gott entzieht sich unserer Kontrolle und Jurisdiktion, und wie wir millionenfach erfahren haben, lenkt er das, was hier geschieht, eigentlich nicht. Aber der Mensch und seine Beschränkungen sind meine, hier und jetzt; ich kann all unser Tun besprechen, billigen, akzeptieren, ablehnen, bekämpfen, verstehen oder ihm widersprechen. Daher strebe ich eine Welt an, die sich auf den Glauben an den Menschen und seine Gemeinschaften stützt, statt auf Beweise, die auf Hörensagen angeblicher Äusserungen Gottes beruhen.

Im Glauben an Verantwortung ändert sich in jedem Fall der Status des Gläubigen. Ich bin nicht mehr ein Zeuge der Grösse Gottes auf Erden; ich bin vielmehr selbst der Beweis. Wenn mein Verhalten als Mensch anständig, gut und gerecht ist und die Menschheit anständig ist und sich bessert, bin ich Beweis für den Zustand der Welt, ihren Schöpfer und ihre Schöpfungen. Bin ich aber unsensibel, diebisch und habsüchtig, dann bin ich ein schlechtes Beispiel. Von nun an sollten wir sagen: Der Mensch ist nicht Zeuge für Gottes Grösse, sondern die Grösse des Menschen zeugt von der Grösse der Schöpfung. Man könnte sogar so weit gehen zu sagen, dass der gute Mensch Beweis für einen guten Gott ist. Es handelt sich um die gleiche

Verkörperung des Unsichtbaren wie im grundlegenden Dogma von Gottes Ebenbild. Gott ist nicht da; er ist zu anderen Weidegründen gezogen oder war vielleicht nie hier. Geblieben ist von ihm lediglich die Erinnerung, ein hartnäckiges Gerücht; Fingerabdrücke auf jedem Einzelnen von uns. Wenn unser Verhalten anständig und erhaben ist, ist auch das Bild erhaben, das wir reflektieren. Im umgekehrten Fall sinkt das Bild in die Tiefe, und Gottes Abbild wird zu einem dunklen, Einschüchternden Schatten. Der Mensch gibt, der Mensch nimmt; gepriesen sei der Name des Menschen in Ewigkeit.

Die Grundlagen zu dieser Verantwortung wurden von den Verfassern und Redakteuren der Gebete gelegt, als sie schlossen: «Wegen unserer Sünden sind wir aus unserem Land verbannt worden». Aber die Verantwortung für die Zerstörung des Zweiten Tempels, die bis zum vorigen Jahrhundert das schlimmste Ereignis der jüdischen Geschichte darstellte, liegt nicht bei Gott und seinen berüchtigten Launen, nicht einmal bei den römischen Vollstreckern, sondern bei uns, denn wir haben gesündigt. Um welche Sünde es sich handelte, spielt im Augenblick keine Rolle. Es könnte Bruderhass oder Bruderkrieg gewesen sein; es könnte politische Torheit von Leuten gewesen sein, die nicht begriffen, wie dumm die Rebellion einer winzigen Nation gegen eine Supermacht war.

Das wichtigste jüdische Vermächtnis ist, die Verantwortung für Instandsetzung, Bewahrung, Restaurierung und Wiederaufbau der Ruinen zu übernehmen. Wenn die Gesellschaft gut, die Gemeinschaft förderlich und die Menschheit humaner ist, dann ist die Göttlichkeit, die wir reflektieren, besser und umgekehrt. Eine schlechte Welt und ein schlechtes Volk sind schlechte Zeugnisse für den Zustand der Welt und ihre mangelnde Spiritualität.

Nach dieser Annahme gehören Gott und die Shoah offenbar nicht zusammen. Meine Frage lautet nicht: Wo war mein Gott, sondern: Wo waren die Menschen, meine feindlichen Brüder? Meine Shoah-Frage betrifft nicht die Frage des Menschen nach Gott – «Wo warst du, als wir dich brauchten?» –, sondern Gottes Frage an Adam: «Wo bist du? Der Mensch ist wie ich, und wo warst du, als ich dich brauchte?» Oder genauer: Gottes Frage an Kain, Adams Sohn und Erzvater aller Mörder: «Wo ist dein Bruder Abel? Wo warst du, als du deinen Bruder getötet hast?» Das 20. Jahrhun-

dert war das unreligiöseste, das wir kennen, es war das Jahrhundert des Menschen. Darin nahmen Theorien und Tendenzen früherer Jahrhunderte Gestalt an, die den Hintergrund für die europäischen Gräueltaten und die Vernichtung unseres Volkes bildeten. Das Jahrhundert brachte eine Spiritualität anderer Art zum Ausdruck: Befreiung und Säkularisierung, Ideologien der Macht und des Nationalismus, vermischt mit globalem Materialismus und ungezügelter Vergötterung der Gier. Nicht Gott versagte in der Shoah, sondern seine Geschöpfe.

Der Übergang von einem Glauben, der auf Zeugen Gottes basiert, zu einer Gemeinschaft, in der der Mensch selbst das Zeugnis ist, erfordert noch einen weiteren Wandel: vom pessimistischen zum optimistischen Glauben. Sich auf den Glauben zu stützen, dass eines Tages der Messias kommen und alles besser sein wird und dass die Erlösung unsere Lage verändern wird, dürfte den weit verbreiteten Pessimismus in der jüdischen Welt kaum verringern. Wir trauen niemandem, nicht unseren Brüdern, nicht unseren Führern und schon gar nicht Nichtjuden. Für uns ist jedes Töten Mord, jeder Mord ein Pogrom, jeder Terroranschlag ein antisemitischer Akt und jeder neue Feind ein Hitler. Hinter jeder Gefahr lauert ein neuer Holocaust. Wir und viele unserer Führer, die uns aufstacheln, sind überzeugt, dass nahezu jeder uns vernichten will. Da wir uns so von Schatten bedroht fühlen, die uns im Morgengrauen angreifen wollen, sind wir zu einer Nation von Angreifern geworden. In dieser Dunkelheit fühlen wir uns wohl, weil wir uns daran gewöhnt haben.

Ich möchte dieses Misstrauen in Vertrauen verwandeln. Glaube ist schwer zu vermitteln, aber Vertrauen in den Menschen und in Nationen lässt sich lernen und herstellen. Wie geht das? Zuerst müssen wir die Symptome erkennen und sie anschliessend heilen, indem wir ihre Ursache beseitigen.

Lange haben wir dank einer nationalen Heuchelei, die zwei widerstrebende Welten in sich zu vereinen versucht, komfortabel gelebt: Wohlergehen und Jammern, Macht und Opferstatus, Erfolg und Trauma. Unser Privatbereich ist auf individueller wie auch nationaler Ebene geprägt von phy-

sischer Sicherheit, persönlichem Komfort und sogar Wohlstand. Unser Staat ist so fest etabliert und mächtig, wie es nahezu seit der Zerstörung des Zweiten Tempels nicht mehr der Fall war. Aber aus irgendeinem erworbenen psychischen Defizit heraus versuchen wir diese Herrlichkeit hinter ständigem Gejammer zu verbergen – weil wir einen Holocaust erlebt haben. Ständig wollen wir wegen der Shoah eine noch schlagkräftigere Armee, mehr Mittel von den Steuerzahlern anderer Länder und eine automatische Vergebung aller unserer Exzesse. Wir wollen über Kritik und Aufmerksamkeit erhaben sein, und das alles wegen zwölf Jahren Hitler, die das Antlitz Europas und unseres bis zur Unkenntlichkeit verändert haben. So kann es nicht ewig weitergehen. Dieser innere Widerspruch wird sein Gefäß, den Staat und die Gesellschaft, die ihn enthält, sprengen.

Wir nähern uns mit schnellen Schritten einem Scheideweg, an dem wir entscheiden müssen, wer wir sind und welche Richtung wir einschlagen. Gehen wir in die Vergangenheit, an der wir uns immer orientiert haben, oder entscheiden wir uns zum ersten Mal seit Generationen für die Zukunft? Entscheiden wir uns für eine bessere Welt, deren Basis Hoffnung, nicht ein Trauma, Vertrauen in die Menschheit, nicht misstrauischer Isolationismus und Paranoia ist? In diesem Fall müssen wir unseren Schmerz überwinden und nach vorn schauen, um herauszufinden, wie wir uns und vielleicht sogar die Welt bessern können. Über weite Teile unserer Geschichte haben wir gelernt, in einer mangelhaften Welt zu überleben, indem wir das System überlisteten und die Gesetze feindlicher Regime, denen wir unterworfen waren, zu umgehen. Aber nun sind wir Bürger unseres eigenen Staates und überlisten weiterhin bewusst oder aus Gewohnheit das System, dieses Mal unser eigenes, ohne zu merken, dass wir nur uns selbst hereinlegen. Wir müssen erklären: Die Trauerzeit ist zu Ende; die sieben Tage Schiwa sind vorbei. Wir leben jetzt im siebten Jahrzehnt seit der Shoah, und wir müssen Sack und Asche ablegen und weiterleben, ein anderes Leben.

Das öffentliche Aufstehen aus Sack und Asche nationaler Trauer steht bereits in unseren Schriften. Dass David so bald die Trauer um seinen Sohn beendete, der aus seinem Ehebruch mit Batseba hervorgegangen war, widerspricht scheinbar der menschlichen Natur. Wenn einer unserer Lieben

krank ist und mit dem Tode ringt, versuchen wir, die Hoffnung aufrechtzuerhalten und ihm unsere Kraft und Hoffnung zu vermitteln, dass er seine Krankheit überwinden wird. Aber wenn das Übel seinen Tribut fordert und der Kranke stirbt, brechen sich unser Schmerz und unsere Sorge mit Macht Bahn. Sieben Tage verbringen wir nach jüdischer Sitte in Trauer. Könige und Königreiche verhalten sich jedoch anders. Nach dem Tod seines Kindes hört David auf, der von Schmerz und Schuldgefühlen geplagte Vater zu sein, und wird wieder zum Monarchen eines souveränen Königreichs. Er hört auf zu trauern und rafft sich wieder zur Normalität auf. Es ist, als würde er um seinen Sohn vor dessen Tod trauern, und sobald das Kind gestorben ist, beendet er das Trauerkapitel und fängt ein neues Kapitel des Lebens an. Dieses scheinbar unnatürliche Verhalten erklärt er so:

Da fragten ihn seine Diener: «Was bedeutet dieses Verhalten, das du an den Tag legst? Um des lebenden Kindes willen hast du gefastet und geweint; da das Kind aber tot ist, stehst du auf und issest.» Er entgegnete: «Solange das Kind noch lebte, habe ich gefastet und geweint, weil ich mir dachte: Vielleicht wird sich der Herr doch noch meiner erbarmen und das Kind am Leben erhalten. Nun aber ist es tot. Wozu soll ich noch fasten? Kann ich es wieder zurückholen? Nein, ich werde zu ihm gehen. Das Kind aber kehrt zu mir nicht wieder zurück.»

Und dann folgt das glückliche Ende:

David beruhigte seine Frau Batseba, ging zu ihr und verkehrte mit ihr. Sie gebar einen Sohn, den er Salomo nannte. Der Herr liebte ihn.⁷⁹

Die Shoah ist passiert. Das Kind ist tot, vielmehr viele Kinder und viele Eltern und viele Traditionen, Sitten und Erkenntnisse unseres Volkes sind in Flammen aufgegangen. Sie sind tot, für immer fort und kehren nie wieder. Einzelne werden bis zu ihrem letzten Tag weiter um sie trauern, aber wir, das Kollektiv, das Gemeinwesen und die Nation müssen vom Boden der Trauer und aus den Aschehaufen aufstehen und nicht nur teilweise, sondern vollständig zum Leben zurückkehren. Es ist an der Zeit, Auschwitz hinter uns zu lassen und ein gesundes Israel aufzubauen. Wir sind nicht mehr dort in den Baracken, Wäldern und Todesmärschen. Wir sollten nicht länger nur ein Trugbild der Normalität sein, ein Auschwitz-Land. Es ist un-

sere Pflicht, aus der Asche aufzustehen wie unser König David, der Dichter, sagte: «Nun aber ist es tot. Wozu soll ich noch fasten? Kann ich es wieder zurückholen?» Sie werden nie mehr wiederkommen, und wir müssen uns trösten und der Welt eine neue Kultur, eine neue Nation bringen. Denn Hitler hat uns mehr als das Leben genommen; er hat uns unserer Kultur, unseres Erbes und unseres Glaubens beraubt. Wir müssen sie erneut zeugen und zur Welt bringen. Renaissance bedeutet Wiedergeburt, und genau das sollten wir tun. Kurz: Die Erinnerung für immer wach halten, ja; für den Rest unseres Lebens in Sack und Asche gehen, nein. Es gehört sich nicht für einen Staat, ein Gemeinwesen; es ist hat keinen Sinn.

Der Holocaust ist vorbei; es ist Zeit, dass wir uns aus seiner Asche erheben.

Es dürfte dem jüdischen Volk schwer fallen, die siebentägige Trauerzeit um die Shoah zu beenden, ohne seine Streitpunkte mit Gott zu klären. Glaube und Tradition sind wesentlicher Bestandteil seines Handelns und seiner Identität. Der Kodex unseres Volkes braucht Glauben und Vermächtnis als Teil seines Betriebssystems. Um den Sprung nach vorn, hinaus aus Trauer und Selbstmitleid, zu schaffen, müssen wir grosse Teile unseres alten Glaubens hinter uns lassen und neue Grundlagen für unseren Glauben der Erneuerung schaffen. Das 20. Jahrhundert und seine Shoah müssen der Menschheit, nicht Gott, eine Lehre sein. Es ist die Lektion vom Menschen, der in seiner Mission versagt hat.

Das neue Vermächtnis muss einen neuen Weg beschreiten in dem Glauben, dass es keinen Gott der haarkleinen Details, privaten Anleitung und bilanzierenden Abrechnung von Lohn und Strafe gibt: Ich bete, und er rettet mich; ich befolge die Gebote und suhle mich in Rechtschaffenheit, und er reagiert entsprechend. Die neue Glaubenspraxis muss wesentlich anspruchsvoller sein: Gott hat uns die Erde, das ganze Universum gegeben («die Erde aber gab er den Menschen»)⁸⁰. Wenn es Gott gibt, dann hat er ungesehen auf die Kontrolle verzichtet und dem Menschen die Herrschaft über die Welt übertragen. Sinn des Glaubens ist, die Verantwortung für alles zu übernehmen, was die verringerte Allmacht freigegeben hat. Das ist we-

der säkulare Arroganz noch fundamentalistische Realitätsferne, weder ultra-orthodoxe Phobie noch Rebellion oder blinder Gehorsam. Es ist lediglich Verantwortung, die Einsicht, dass es das Versagen des Menschen, meines Fleisches und Bluts ist, wenn die Welt in Unordnung ist. Es ist kein Versagen Gottes, der, wenn er denn existiert, seine Autorität vom Himmel aus lediglich delegiert.

Bis in die Moderne, als die säkulare Alternative in das Bewusstsein des Einzelnen und der Gemeinschaft vordrang, war die geistige Realität des Menschen dualistisch: ja oder nein, gläubig oder ungläubig, fromm oder agnostisch. Alle drei monotheistischen Religionen – Judentum, Christentum und Islam – überlegten, ob sie nicht nur Taten, sondern auch den Glauben mit Gewalt durchsetzen sollten. Genau das versuchte die berüchtigte spanische Inquisition. Darauf basieren auch in jüdischen Gemeinden Bann und Ausschluss von Zweiflern am Judentum wie Elisha Ben Avuya /genannt *Aher*, «der Andere», aus der Zeit der Mischna und Benedict Baruch Spinoza. Entweder man glaubte, oder man wurde exkommuniziert, dazwischen gab es nichts. Heute gibt es mehr als alles oder nichts. Man kann die Gebote einhalten, ohne an Gott zu glauben, oder an Gott glauben, ohne sich an die Gebote zu halten. Wenn solche Dispute vor einigen Generationen unter uns aufkamen, endeten sie in völliger Spaltung, Schismen und offenen Wunden. Dieser Art waren die Auseinandersetzungen zwischen den Juden, die aus Babel zurückkehrten, und den Samaritern, die im Land geblieben waren, zwischen Sadduzäern und Pharisäern, Karäern und Rabbiniten, sowie zwischen messianischen und halachischen Rationalisten. Die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen auch unsere Fähigkeit, andere einzubeziehen, deren Glaube oder Unglaube unserem widerspricht.

Vielleicht liegt es an der Shoah oder an der Befreiung der Sklaven und ihrer rechtlichen Gleichstellung als Menschen im modernen Westen, vielleicht aber auch an der massenhaften Zuwanderung aus früheren Kolonialgebieten in westliche Städte, dass der Westen sich engagiert bemüht, den Anderen, den Fremden, den Ausländer zu akzeptieren. Viele kämpfen heutzutage gegen Fremdenfeindlichkeit und setzen sich dafür ein, Menschen zu akzeptieren, die noch bis vor Kurzem diskriminiert wurden und als minder-

wertig galten. Juden, die immer die ausgesprochen Anderen und Fremden waren, können die neue Offenheit der Welt, die auch uns einschliesst, nicht ablehnen. Wenn wir akzeptiert werden wollen, sind wir gezwungen, diejenigen anzunehmen, die wir noch gestern wegen ihres Glaubens und ihres Tuns abgelehnt haben. Das Judentum ist heute de facto religiös pluralistisch, und die Zeit ist reif, de jure eine neue Spiritualität einzuführen.

Diese neue Spiritualität ist ein Versuch, die Verkrustungen abzukratzen, deren Bildung wir auf unserem Glauben und unserem Geist zugelassen haben. Sie stellt eine ernsthafte Bemühung dar, zum emotionalen Kern des Sinns und der Gewissheit von Schöpfung, Menschheit und Natur vorzudringen. Die Zeit bedeutungsloser Gebote, Texte und Rituale ist vorbei. Zu viele verbindliche Gebote sind nur Beispiele für die Arteriosklerose, die die alten jüdischen Arterien verengt. Die obsessiven, haarkleinen Vorschriften, was erlaubt und ausdrücklich verboten ist, blockieren völlig den freien Austausch von Glaubensvorstellungen. Sie machen moderne Religiosität zu einem Gebilde aus Robotern, die den Bezug zwischen der inneren Bedeutung ihrer religiösen Identität und der täglichen Praxis ihres eng umgrenzten Lebens verloren haben.

Der Satz «Und ich werde unter ihnen wohnen» sollte nicht mehr ausdrücken, dass Gott, «der die Welt erfüllt», in einem Tempel, einem Zelt in der Wüste oder einem Schrein in Jerusalem eingesperrt bleibt. Glaube, Gefühle, Erfahrungen und Rituale sollten Privatsache sein. Jeder hat einen anderen Gott in sich, und jeder hat das Recht, seinen Glauben auf seine persönliche Weise zu erleben und auszudrücken.

Offenbar schafft Indien Erfahrungen, die alle jüdischen Interpretationen der Gegenwart in sich vereinen. Unzählige Rucksacktouristen und interessierte Reisende kommen alljährlich aus dem Fernen Osten zurück und bringen einen Aspekt mit, der im Judentum und seiner Theorie fehlt. Sie bringen die Fähigkeit mit, jene Vielfalt, die uns fremd ist, zu akzeptieren, anzunehmen, zu integrieren und in ihre und damit auch in unsere Seele aufzunehmen. Man kann durchaus religiös sein und dennoch am Sabbat reisen, spirituell sein und zugleich Karriere machen; ich besitze einen amerikanischen iPod, auf dem ich beruhigende, exotische Weltmusik höre. Das eine

wie das andere sind Äusserungen des lebendigen Gottes, auch wenn ein ganzer Ozean von Konzepten und Sichtweisen uns voneinander trennt.

Wenn ich mir die Fotos ansehe, die meine Kinder mir von ihren Reisen durch die Welt schicken, versuche ich, die fernen Landschaften aus ihrem Blickwinkel zu sehen und durch die Bilder an ihrer Erfahrung teilzuhaben. Ich glaube, sie reisen nicht nur, um Abstand von den schlechten Erfahrungen mit Armee, Krieg, Besatzung, Korruption und Zynismus zu gewinnen, sondern auch, um andere, erhabenerere Landschaften zu suchen als die Israels. Wir sind zwar mit dem Mythos aufgewachsen, dass die Golanhöhen die schönsten Berge der Welt sind, aber mittlerweile wissen wir es besser. San Francisco ist nicht weniger atemberaubend als Jerusalem. Das Mala-Mala-Reservat in der südafrikanischen Provinz Mpumalanga ist wesentlich beeindruckender als das Naturschutzgebiet Hlatala; und Polarvögel repräsentieren die uralte, ewige Schönheit wilder Natur wesentlich stärker als die Vögel, die auf der ehemaligen Mülldeponie in Hiria nisten. Was sagen meine Kinder? Sie schicken mir Bilder von weiten Landschaften, schreiben mir aber von anderen, spirituellen Landschaften. Die neue Spiritualität, die sich ihnen offenbart, zeigt sich in ihren Briefen. Wir vermissen dich, Dad, wir sehnen uns danach, bei dir zu sein, aber hier finden wir etwas, was wir zu Hause nicht haben. Wir lieben und möchten noch mehr lieben. Wir, die Generation des neuen Zeitalters, sind offen für und bereichert durch Begegnungen und Kontakte mit allem, was anders ist als wir. Wir fühlen uns nicht bedroht und igeln uns nicht ein, im Gegenteil. Meine – unsere – Kinder suchen die Begegnung mit Welten, die nicht von der blutigen Shoah befleckt sind. Sie suchen eine Spiritualität, die auf Dialog aufbaut, nicht auf einem Trauma. Sie suchen die Ruhe buddhistischer Länder und wollen sie mit nach Hause bringen, um uns alle auf einen sanfteren Lebenskurs zu lenken, der tolerant und integrativ ist, nicht feindselig, misstrauisch, scharf und abweisend. Sie haben einen Bezug zu Spirituellem, obwohl sie nicht religiös sind.

Die neuen Paradigmen, die aus der Shoah hervorgegangen sind, müssen sensibel sein und sich auf die Schaffung eines besseren Menschen und ei-

ner besseren Menschheit richten, auf Völker und Kulturen, die nie wieder Massenmörder wie die Nazis hervorbringen und die nicht zulassen, dass Menschen Opfer von Verfolgung werden. Im Land wird dasselbe Recht für die Verfolgten der ganzen Welt herrschen, gleich welcher Gruppe sie angehören: Armenier, Sinti und Roma, Juden, Homosexuelle, Migranten, Flüchtlinge aus Ruanda, Kambodscha oder Palästina. Die neue Theologie, besonders die jüdische, muss die Grenzen des alten Glaubens überwinden und den Glauben an den Menschen als Gottes Geschöpf zu einem Grundsatz ihres Vermächnisses und ihrer Traditionen und zur verbindlichen Basis für einen Dialog zwischen den Gläubigen aller Religionen machen.

Es ist lange her, dass die Welt in ihren Prinzipien so gespalten war wie heute. Einerseits erlebt die Demokratie eine Blütezeit, und Freiheit, Rechte und konstitutioneller Schutz des Einzelnen sind weit verbreitet. Andererseits gewinnen fundamentalistische, absolutistische und intolerante Überzeugungen viele Anhänger und führen zu Konflikten und Kriegen. Unter Juden drängen viele Anarchisten auf eine baldige Erlösung. Unter Christen, besonders bei den Evangelikalen, sehnen viele ein Armageddon herbei. Unter Muslimen sehen wir alle die Extremisten, und manche haben sogar Verständnis für sie.

Als 1989 die Berliner Mauer fiel, glaubten viele, das Kapitel der Weltkriege sei endgültig beendet. Aber schon bald zeigte sich, dass dieses Kapitel anscheinend nur die Einleitung zu einem Buch völlig anderer Konflikte war. Die Aufstellung der Religionen, ihr ökologisches Gleichgewicht und alles, was über Generationen hinweg stabil und bekannt war, ist gestört und implodiert vor unseren Augen, nur um anders wiederzuerstehen.

Über die anderen weiss ich nicht genug, aber was ich über die Juden weiss, genügt, mich über mein eigenes Judentum und manche seiner Anhänger zu ärgern und in mir den Wunsch zu wecken, auf unsere Besserung hinzuarbeiten. Wenn sämtliche Religionen und Glaubensrichtungen, die heute die Welt gefährden, kollektiv wie auch persönlich ihre eigene Seele erforschen, lässt sich die Gefahr verringern und sogar besiegen. Ich möchte bei uns anfangen. Erhebliche Teile des orthodoxen Judentums, vor allem jene, die mit israelischem Nationalismus verflochten sind, stellen einen Teil

der Bedrohung für den Weltfrieden dar. Eiferer und Eiferertum, die durch furchtbare Verluste und absolute Zerstörung hinweg an ihren Überzeugungen festhalten, haben immer zur jüdischen Seele gehört. Daran bestand nie ein Mangel. Ich bin nicht nur für mich allein Jude. Mein Judentum ist Teil meiner Verantwortung für die Welt, die Natur, die Schöpfung und die Menschheit. Ja, ich bin ein utopischer Jude und liebe die gesamte Schöpfung. Wenn ich erkenne, dass manches in meiner jüdischen Identität andere Teile von mir bedroht, die menschlichen und universellen Seiten, dann treibt es mich, zu handeln.

Die Lehre aus Jahrhunderten der Folter und Millionen Menschen – unter anderem aus meinem eigenen Volk –, die auf den Altären der Extremisten und Fanatiker geopfert wurden, ist nicht, Rache zu üben. Vielmehr müssen wir im Namen derer, die das alles durchgemacht und die Flammen des Infernos erlebt haben, den Boden für eine bessere Welt bereiten. Das Judentum kann sich die krisenhafte Übergangsphase von der alten zur neuen Welt ersparen und mit einem Sprung seinen natürlichen Platz als Kulturträger und spiritueller Vermittler einnehmen. Wenn es etwas gibt, was die Gemeinschaft der Menschen heute mehr als alles andere braucht, dann ist es ein weltweiter Vermittlungsprozess und eine internationale Dynamik der Versöhnung. Dabei geht es nicht nur um Nationen und Völker oder um Organisationen und Unternehmen, sondern um Menschen mit unterschiedlichen Einstellungen, die dank technologischer Innovationen heute ungehindert kommunizieren können. Der Wegfall von Grenzen, die ständige Verfügbarkeit von Flügen in alle Welt und das Internet, das die entlegentesten menschlichen Behausungen erreicht, haben uns mit einem Mal ungefiltert und ungeschützt miteinander konfrontiert. So sind wir in höchstem Masse Orten und einer Vielfalt von Menschen und Kulturen ausgesetzt, die bis vor wenigen Jahren für unsere Wahrnehmung und unser Denken in weiter Ferne lagen. Daher können wir vertraute Elemente des Lebens solchen gegenüberstellen, die anderen vertraut sind, und sie daran überprüfen. Wer sagt, dass der Gott der australischen Aborigines weniger bedeutend ist als der Gott der Saudis in Mekka oder der Gott der Juden in Brooklyn?

Wie bauen wir nun diese neue Brücke? Welche Instrumente stehen für ein besseres Verständnis, einen Dialog und die Akzeptanz derer zur Verfügung, die von uns so verschieden sind, dass sie tatsächlich die Grundlagen unserer eingefleischten Wahrheiten erschüttern? Eigentlich geht es um die Frage, wie man das Gute aus dem Schlechten extrahiert – oder den Honig aus dem toten Löwen wie in Samsons Fabel. Das 20. Jahrhundert war das Schlachtfeld sämtlicher vom Menschen gemachter Glaubensrichtungen: Kommunismus gegen Kapitalismus, beide gegen Nationalsozialismus, Faschisten und Nazis gegen westliche Demokratie. Wir hatten heisse und kalte Kriege, lokale und globale, deren Ausgang noch immer ungewiss ist. Das alles führte zu Massenmorden, der Ausrottung grosser Kulturen, weitreichender Vernichtung und Zerstörung. Erst gegen Ende des Jahrhunderts setzte eine Stabilisierung der Welt ein. Wo vom Menschen gemachte Supertheorien bröckeln, treten Individuen mit Menschenrechten und Freiheiten an ihre Stelle. Demokratie und Freiheit sind heute wesentlich alltäglicher als je zuvor. Die Verwüstungen und der Rassismus des Zweiten Weltkriegs, Herrenrassentheorien und die völlige Entstellung des Menschenbildes schufen überall fruchtbaren Boden, auf dem Demokratie gedeihen konnte. Trotz der Kriegsbereitschaft religiöser Schurken aller Glaubensrichtungen ist diese Welt immer noch besser als je zuvor. In jedem Kulturbereich, in dem die Fackel der Freiheit leuchtet, bricht ein gigantischer Kampf aus; die neue Garde bekämpft die alte, Innovatoren und Reformer kämpfen gegen Konservative, die die alte Ordnung bewahren wollen. Das passiert im Christentum, im Judentum und in der gesamten islamischen Welt. Der Ausbruch politischer Gewalt entspringt heutzutage oft den Spannungen, die zwischen den alten religiösen und den neuen demokratischen Elementen bestehen. Das ist nur gut so, denn in unserem Zeitalter ist Freiheit stärker als Unterdrückung. Auch das ist eine Folge des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust. Es gibt mehr Demokratien, mehr bürgerliche Freiheit und erheblich mehr persönliche Freiheiten, Rechte sowie eine Fülle guter Ideen. Wir haben zwar auch mehr finstere Kräfte, die wir als satanisch und zunehmend stärker erleben, aber sie sind nicht stark genug, um die Stabilität und den Frieden der Welt tatsächlich zu untergraben.

Wenn überhaupt, dann macht mir der Rückgang von Demokratie und Freiheit in den traditionell freien Grossmächten wie den Vereinigten Staaten und Frankreich erheblich mehr Sorge als die allmählich erodierende Tyrannei in China.

Die Gesamtbilanz deutet auf einen beeindruckenden Demokratisierungsprozess an Orten hin, wo er noch vor einer politischen Generation nur spärlich entwickelt war. Diese Realität steht in krassem Gegensatz zu unserer Tendenz, die Welt in düsteren Farben zu malen, und zu unserem Gefühl, dass es mit ihr bergab geht und die Geschichte Rückschritte macht. Eifrig zeigen wir auf, dass die Einkommensschere zwischen Arm und Reich bei uns wie auch zwischen den Ländern der zunehmend globalisierten Welt immer weiter auseinanderklafft. Wir schalten die Abendnachrichten im Fernsehen ein und hören die üblichen Meldungen über Mord, Vergewaltigung, Pädophilie, Katastrophen und Konflikte. Dennoch ist es eine gute Welt. Emmanuel Todd, ein französischer Demograf, Wirtschaftswissenschaftler und Anthropologe, schreibt:

Der weltweite Anstieg der Alphabetisierungsquote und die Verbreitung der Geburtenkontrolle geben Anlass zu der Hoffnung, dass die Zukunft der Welt nicht so düster aussieht, wie die Fernsehnachrichten sie darstellen. Diese Parameter sprechen dafür, dass die Menschheit dabei ist, sich aus dem Zustand der Unterentwicklung zu befreien. Wenn uns diese Zahlen besser präsent wären, wären wir nicht nur optimistischer, sondern wir würden auch die Tatsache preisen, dass der Mensch in ein entscheidendes Stadium seiner Entwicklung eingetreten ist.⁸¹

Lange Zeit waren wir Vagabunden, Migranten, lebten hier und da, eigentlich aber nirgendwo richtig, waren losgelöst und kannten weder das Gefühl der Loyalität noch Stabilität. Wir waren die üblichen Verdächtigen, zum Exil verurteilte Kosmopoliten, während andere selbstsicher in ihrem Land lebten und die fortwährende Stabilität erlebten, die auf dem Bewusstsein beruht, seinen Platz in der Welt zu haben, wo sie und vor ihnen ihre Eltern geboren wurden und ihr Gemeinwesen aufbauten. Nomaden stellten immer eine Bedrohung für das Land und seine Einwohner dar. Der Schaffhirte Abel

bedrohte seinen Bruder Kain, den Bauern, und wurde erschlagen. Die Ägypter misstrauten den hebräischen Stämmen, die während einer Hungersnot in ihr Land einwanderten; sie fürchteten, dass dieses Volk «noch zahlreicher wird und im Kriegsfall sich unseren Feinden anschliesst, gegen uns kämpft und sich des Landes bemächtigt».⁸² Die nomadischen Beduinen wurden immer von den Ackerbau treibenden Fellachen vertrieben. Die weissen Siedler in ihren Forts hatten Angst vor den nordamerikanischen Ureinwohnern, und das Schicksal der Sinti und Roma in Europa ist bekannt. Juden wurden wie Sinti und Roma immer als fremd, finster und bedrohlich empfunden. Das alles ändert sich jedoch heutzutage. Die Welt wird global. Jeder kann sich frei bewegen, den Wohnort und den Beruf wechseln. Jeder kann reisen und im Fernsehen Sendungen über Geografie, Reisen und Entdecker sehen. Plötzlich ist die ganze Welt mobil, überall sind Fremde, und sie alle haben etwas Jüdisches, etwas von rastlosen Wanderern. Viele Menschen besitzen mehrere Pässe. Juden stellen keine Bedrohung mehr dar. Nur jene, die selbst nicht zu Wanderern geworden sind, fühlen sich noch von uns bedroht. Die politische Folge ist, dass es Einwanderer aus wirtschaftlich oder konstitutionell schwächeren Ländern in viele westliche Länder zieht.

Israel steht an erster Stelle, was die Menge der Zuwanderer im Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung angeht, gefolgt von den Vereinigten Staaten. Daher wissen Besucher nicht recht, wie sie Israel einordnen sollen. Ist es westlich, wie ein flüchtiger Blick auf Tel Avivs Skyline vermuten lässt, oder ist es eine lebendige Museumsnachbildung des osteuropäischen Judentums in Polen, Galizien und den anderen Gemeinden aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert, wie es sich in den Vierteln der ultra-orthodoxen Gemeinden in Bnei Brak, Jerusalem, Immanuel, Elad und manchen Gegenden in Ashdod und Arad darstellt?

Israel könnte auch ein entfernter Ableger des heutigen Iran sein, wenn man sich das Gerede einiger ehemaliger Oberrabbiner anhört. Oder ist es ein Cowboy-Land, das an den Westen der Vereinigten Staaten während des Goldrauschs erinnert, wie man meinen könnte, wenn man auf den Strassen bärtige Pioniere in karierten Hemden und mit umgehängtem Gewehr sieht. Beim Joggen an Tel Avivs herrlichen Stränden könnte man es durchaus

auch für Brasilien halten. Mit dem dritten Platz der im Nasdaq notierten Unternehmen könnte es auch eine Wirtschaftsmacht sein. Bei näherem Hinsehen könnte man aus der Allgegenwart von Flüchen, Amuletten, Weihwasser, Verbannungen und Exkommunikationen auch meinen, Israel sei eine Voodoo-Gesellschaft.

Kurz, Israel ist ein kulturell und spirituell chaotisches Land wie kein anderes in der Welt. Hier sind mindestens vier Ethnien beheimatet: Juden, Palästinenser, nichtjüdische Immigranten aus der ehemaligen Sowjetunion und Hunderttausende asiatische Gastarbeiter, die «Arbeiterbewegung». Dieses Mengengemisch kann eine gute Basis für Dialogbrücken sein, die als Vorbild für den Rest der Welt dienen. Die Entscheidung, ob es uns zerreißt und wir in uns zusammenfallen wie ein schwarzes Loch, oder ob wir diese Vielfalt anerkennen, uns von ihr inspirieren lassen und zu einem Fanal der neuen Menschheit werden, einem Licht für viele Einwanderergesellschaften, liegt in unserer Hand. Diese inneren Qualitäten haben wir schon immer besessen, aber noch nie waren wir so gut organisiert wie jetzt.

Das Judentum hat schon immer in einer ungelösten Spannung zwischen absolutem Universalismus und Abschottung hinter hohen Mauern gelebt. Der Wille und die natürliche Tendenz, in Isolation zu leben, wurden im Laufe der Geschichte immer wieder von Einzelnen untergraben, die ausbrachen und die Welt veränderten – Karl Marx, Leo Trotzki, Sigmund Freud, Heinrich Heine, Moses Mendelssohn, Baruch Spinoza, Abraham Joshua Heschel und Mitglieder der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten, um nur eine kurze, unvollständige Liste anzuführen. Kann der Staat Israel sich auf die Ebene dieser Einzelnen aufschwingen und der Welt als Kollektiv universalistischer Juden dienen, die durchweg verschieden sind, sich aber gegenseitig inspirieren? Kann Israel der Welt helfen, sich von ihrer Blockade der Feindseligkeit zu befreien und neue Wege in Richtung auf Frieden, Versöhnung und Toleranz aufzeigen?

Zweimal versuchte die Welt im 20. Jahrhundert, internationale Organisationen für die Lösung globaler Probleme zu schaffen: den Völkerbund und später die Vereinten Nationen. Sie wurden gegründet, um eine nach

staatlichen und ethnischen Grenzen zerfallene Welt zu einen und in einem Zeitalter, das von nationalen Konflikten geprägt war, Auseinandersetzungen in Zaum zu halten. Solche Konflikte sind für die gegenwärtige Welt nicht mehr charakteristisch. Die Verwerfungslinien verlaufen heute entlang der Identität und der religiösen Überzeugungen, daher ist es an der Zeit, eine Weltreligionsorganisation zu gründen. Es klingt wie ein Oxymoron, zumal, wenn man die gegenwärtige Eskalation interreligiöser Feindseligkeiten bedenkt. Zudem dürfte es nahezu unmöglich sein in Anbetracht der Einigkeit, die bei den Religionen der Welt in ihrer Opposition gegen Schwulenparaden, freie Meinungsäußerung, Familienplanung und Toleranz gegenüber den Überzeugungen und Traditionen anderer herrscht.

Dennoch ist es unbedingt erforderlich, da die Alternative eine Ausweitung weltweiter Konflikte ist. Ähnliche Tendenzen gibt es auf allen Weltmärkten. Im Nahrungsmittelbereich gilt die Grundannahme, dass jeder Mensch isst, und daher bieten verschiedene Produzenten eine Vielfalt von Produkten an, die den Vorlieben unterschiedlicher Konsumenten entsprechen. Der Glaubensmarkt ist einer der letzten, auf dem jedes Glaubensprodukt seine eigene Nische von Anbietern und Abnehmern hat und kein freier Austausch zwischen den verschiedenen Konsumenten stattfindet. Es ist Zeit, den freien Markt der Ideen zu schaffen, auf dem jeder seine Meinung äussern und jeder seine Wahl nach eigenen Präferenzen und Überzeugungen treffen kann. Mit gutem Beispiel vorangehen sollten nicht nur Gläubige auf der Strasse, in der Familie und am Arbeitsplatz, sondern vor allem führende Vertreter aller Religionen. Die Weltreligionsorganisation könnte ihren Sitz in Israel auf einem Gelände aufschlagen, das zum Zeichen ihrer Eigenständigkeit und Autorität internationaler Verwaltung unterstellt wäre. Sie würde der Welt gehören und nur Gläubige, Sekten, Rituale und Glaubensrichtungen zulassen, die bereit sind, bestimmte moralische Anforderungen zu übernehmen. Diese Moral basiert auf gemeinsamem karitativem und sozialem Engagement für die Bedürftigen, wo immer sie auch sind; auf der Toleranz gegenüber Andersgläubigen und auf dem unermüdlichen Bestreben, den Weltfrieden auszuweiten und Freiheit und Menschenrechte überall zu fördern.

Ich bin mir darüber im Klaren, dass ein solches Unterfangen äusserst schwierig ist. Gläubige gehören nicht zu der Sorte Mensch, die Zugeständnisse machen. Kompromisse sind in der Politik und im Leben alltäglich, nicht aber in der Religion. Religiöse Überzeugungen gelten als unbedingt und gottgegeben, und wie könnte das Wort Gottes Gegenstand von Kompromissen sein? Ausser den Gläubigen gibt es auch noch die Welt der Prediger, deren Lebensunterhalt von ihrer Halsstarrigkeit abhängt. Rabbis, Priester, Imame und Ajatollahs werden die absolute Macht verlieren, über die sie verfügen und mit der sie ihre Herde lenken, die seelenlosen Roboter, die wegen ihrer Prediger Gott fürchten, statt ihn zu lieben. Wenn sie anderen Religionen, Sitten, Traditionen und Interpretationen ausgesetzt sind, die für ihre Gläubigen wesentlich mehr Relevanz besitzen, sind die Prediger aus dem Geschäft.

Ein solches Projekt wird eine nahezu unmögliche Ausweitung der Deutungskapazität erfordern und den religiös-regulatorischen Unternehmertegeist strapazieren. Es geht um eine Auslegung, die auf Wandel, nicht auf Bewahrung ausgerichtet ist. Ähnlich wie juristischer Aktivismus in den letzten Jahrzehnten in Israel und anderen Ländern manchen verfassungsrechtlichen Durchbruch bewirkt hat, brauchen wir eine breite religiöse Erneuerungsbewegung in der Auslegung religiöser Vorschriften des jüdischen, christlichen und islamischen Glaubens. Dieser Prozess wird letztlich eine Welt schaffen, in der es weitaus mehr Wahlmöglichkeiten in Glaubens- und Religionsfragen gibt. Auf dem spirituellen Markt der Ideen wird es weniger Gemeinden des blinden Gehorsams geben und mehr Einzelne und Gemeinden mit Sinn und Bedeutung.

Die Schaffung von Weltinstitutionen für den interreligiösen Dialog als übergeordnete Politik sollte dazu führen, überlieferte Texte so zu bereinigen, dass sie frei sind von Feindseligkeit, Arroganz, Separatismus, Hetze und Rassismus. Die Texte sollten allen zugänglich sein und mehr als eine Wahrheit enthalten; sie sollten Alternativen zum orthodoxen Monopol auf Körper und Seele darstellen. Damit meine ich nicht, dass man diese Texte zensieren sollte, wie totalitäre Regime es getan haben. Im Judentum gibt es keine Bücherverbrennungen – im Gegenteil, wir sammeln und erhalten sie.

Ihre Bereinigung sollte zu Aufklärung und Bildung führen und auf diesem Weg bewirken, dass sie verändert, angepasst oder praktisch ausrangiert werden.

Ob es in anderen Religionen entsprechende Instrumente gibt, weiss ich nicht, aber ich weiss, wo sie im Judentum verborgen sind. In der jüdischen Welt gab es schon immer kolossale Dispute zwischen kolossalen Persönlichkeiten: Moses und Korach in der Wüste Sinai, Saul und David im frühen Königreich, Rehoboam und Jeroboam zur Zeit der Spaltung des Königreichs, Sadduzäer und Pharisäer, Rabbiniten und Karäer, Ultra-Orthodoxe und Reformier und viele andere. Einer der bedeutendsten Dispute fand zwischen der Schule Hillels und der Schule Schammais statt. Anfangs sah es aus wie eine erwartete Unstimmigkeit über die Auslegung religiöser Gesetze, aber in Wirklichkeit ging es bei diesem Disput um Lebensweise, Ansichten und Perspektiven. Es war nicht bloss eine Meinungsverschiedenheit über eine Textinterpretation, sondern eine politische Auseinandersetzung zwischen Eiferern und Isolationisten der Schammai-Schule und Gemässigten und Pragmatikern der Hillel-Schule:

R. Abba sagte im Namen Semuél's: Drei Jahre stritten die Schule Sammaj's und die Schule Hillel's: eine sagte, die Halakha sei nach ihr zu entscheiden, und eine sagte, die Halakha sei nach ihr zu entscheiden. Da ertönte eine Hallstimme und sprach: [Die Worte] der einen und der anderen sind Worte des lebendigen Gottes; jedoch ist die Halakha nach der Schule Hillel's zu entscheiden. – Wenn aber [die Worte] der einen und der anderen Worte des lebendigen Gottes sind, weshalb war es der Schule Hillel's beschieden, dass die Halakha nach ihr entschieden wurde? – Weil sie verträglich und bescheiden war, und sowohl ihre eigene Ansicht als auch die der Schule Sammaj's studierte; noch mehr, sie setzte sogar die Worte der Schule Sammaj's vor ihre eigenen.⁶³

Der Disput zwischen den beiden Schulen wurde so erbittert geführt, dass es zu Blutvergiessen zwischen ihren Anhängern kam. Es folgten drei Jahre völliger Uneinigkeit, die die israelische Gesellschaft spalteten. Bei dem religiösen Disput ging es, zumindest dem Anschein nach, um Folgendes: Gott sprach sein Wort, und die Gelehrten beider Schulen stritten über die Bedeutung des «einen und einzigen», da Gott einer ist und seine Wahrheit keine Alternativen zulässt. Nach drei Jahren entschied eine «Hallstimme»:

«Die Worte der einen und der anderen sind Worte des lebendigen Gottes; jedoch ist die Halakha nach der Schule Hillels zu entscheiden.» Was diese «Hallstimme» war, ist nicht klar. Es könnte sich um ein Echo der öffentlichen Stimmung gehandelt haben, die zur göttlichen Stimme wurde, *vox populi vox dei*. Es mag das gewesen sein, was wir heute öffentliche Meinung nennen, jedenfalls änderte diese Stimme die Streitkultur in Israel völlig.

Wenn der einzige Gott sein Wort gesagt hat, wie konnte es dann so grundlegend unterschiedliche Interpretationen geben, die dennoch als «lebendige Worte Gottes» bezeichnet wurden? Entweder ist das eine Gottes Wort oder das andere, aber beides? Welche Art von Monotheismus erlaubt eine Vielfalt der Meinungen und Wahrheiten? Nach dieser Talmudlegende, die zu einem wesentlichen Grundpfeiler des Judentums geworden ist, könnte es also mehr als eine Wahrheit innerhalb der alleinigen Stellung Gottes geben. Diese revolutionäre Idee kann für die Neuerfindung und Erneuerung eines Pluralismus der jüdischen Religion und Interpretation äusserst hilfreich sein. Ich hoffe, dass es auch in Christentum und Islam solche Instrumente gibt, die einen Quantensprung nach vorn auf die nächste Evolutionsstufe der Theologie ermöglichen. Ohne solche Instrumente und Durchbrüche sind wir zum Rückschritt verurteilt. Vielleicht müssen wir zurück in die finsternen Zeiten spiritueller Dunkelheit und Religionskriege, die sich als fatal erwiesen haben.

Ausgehend von dem Schammai-Hillel-Disput und anderen Disputen, aus denen Gott zugunsten des menschlichen Diskurses herausgehalten wurde, können wir Gott wieder zum Schmunzeln bringen. Es ist falsch zu glauben, Gott sei nur zufrieden, wenn seine Altäre vom Blut der Opfer überspült sind. Die einzigen Gelegenheiten, bei denen jüdische Quellen in Legenden Gottes Zufriedenheit schildern, sind Situationen, in denen seine Kinder, nämlich wir Sterblichen, seine Intention abweichend von seinem Willen interpretiert haben. Wenn wir Gottes Absicht und seinen Regeln eine menschliche Bedeutung aufzwingen, sitzt er im Himmel, schmunzelt und sagt: «Meine Kinder haben mich besiegt, meine Kinder haben mich besiegt.»⁸⁴ Damit Gott öfter schmunzelt, müssen wir ihn immer wieder besiegen. Wir müssen alten heiligen Schriften eine neue menschliche Bedeu-

tung geben, damit jene, die bestrebt sind, das alte Original zu repräsentieren, uns nicht in einen Krieg religiöser Konfrontationen und Konflikte manövrieren. Ansonsten könnte es sein, dass absolutistische Religionen den Platz der gerade erst besiegten, von Menschen gemachten totalitären Ideologien einnehmen und Hitler, Mussolini und die restlichen Schurken der Welt durch Elohim, Gott und ihren Kollegen Allah ersetzt werden.

Kapitel 12

Ich werde leben

Wie oft stirbt ein Mensch? Wie oft kann er sterben? Mein Vater starb viele Male. Er starb, als sein liberales jüdisches Deutschland starb. Er starb mehrmals, als er auf der Strasse unterwegs war. Ein Jude, der nicht mehrere Male in seinem Leben stirbt, lebt nicht. Mein Vater starb zweimal in seinen letzten Tagen: das vorletzte Mal am Vorabend des Unabhängigkeitstages. Man hatte ihm die ehrenhafte Aufgabe zugedacht, am frühen Abend zwischen dem Gedenktag für die gefallenen Soldaten und dem Unabhängigkeitstag bei einer offiziellen Zeremonie auf dem Mount-Herzl-Militärfriedhof eine symbolische Fackel anzuzünden. Er sollte während einer Live-Sendung auf der Bühne stehen, vor den Augen der Nation die Flamme entzünden und fünf Sätze vorlesen, die seine mehr als neun Jahrzehnte auf Erden zusammenfassen würden: «Im Namen von... Im Namen von... Und zum Ruhme des Staates Israel.» Aber mein Vater war bereits sehr krank. Er lag im Sterben und war schon nahezu auf der anderen Seite. Er war mehr bewusstlos als bei Bewusstsein und atmete unregelmässig.

Meine Mutter ging und zündete die Flamme in seinem Namen an. Stolz, ohne ein Beben in der Stimme, zündete sie die Fackel zum Ruhme des Staates an. Darin lag eine poetische Gerechtigkeit, denn ihr Leben lang hatte sie im Schatten seines hellen Lichtes gestanden. Aber dieses Mal zündete sie die Flamme an. Nichts war israelischer als diese Fackel an jenem Abend. Im Israelischsein war sie ihm immer weit voraus. Sie verkörperte die israelische Identität, er das Judentum; er lag im Krankenhaus, sie trug die Fackel.

Nach der Zeremonie sassen wir an seinem Bett. Der alte Löwe verliess diese Welt. Traurig nahmen wir Abschied, empfanden aber Trost und Dankbarkeit, weil sein Leiden zu Ende ging und er würdig aus dieser Welt schied. Seine Kinder und Enkel kamen, um sich von ihm zu verabschieden und sich zu bedanken. Als die anderen gingen, blieb ich allein mit ihm zurück, um Nachtwache zu halten, er und ich und die Stille. Gelegentlich rief er etwas, streute Wortfetzen aus wie verbale Tautropfen. Es war eine Nacht sinnloser Laute. Die ganze Nacht lag er im Sterben, aber morgens kehrte er ins Leben zurück. Wie das Kind der türkischen Frau in Hebron überlistete der unverwüsthche Überlebende den grimmigen Tod. Es vergingen noch einige Tage mit medizinischer Behandlung, aber dann kam er zu uns zurück, um noch ein weiteres halbes Jahr zu leben. Es waren produktive sechs Monate, die uns zwei weitere Urenkel und gute Nachrichten für uns alle schenkten. Als er aufwachte, erzählte ich ihm von seinen Albträumen.

«Was hast du gesehen, Dad?»

«Hast du deinen Computer hier?»

«Ja.»

«Hol ihn heraus. Ich möchte, dass du etwas aufschreibst.»

Es war sein Traum – Wortfetzen, die keine vollständige Geschichte ergaben, Fantasiegebilde, die nicht recht zu verstehen waren. «Ich habe geträumt, ich war in Paris in einem vornehmen Restaurant... Ich wollte nichts essen, weil ich mir Sorgen wegen der Preise machte. Sie brachten mich hinaus und legten mich auf eine grosse Matratze, und mir gegenüber waren Israelis, die auf Kosten der Krankenkasse im Ausland waren. Ich hatte Sorge, dass sie die Kasse betrügen, und nahm mir vor, daran zu denken, dass ich es Ada [meiner Schwester] sage.»

Ich deutete seinen Traum so, dass er wieder in Paris war wie nach der Shoah, als er drei Jahre für den Mossad gearbeitet hatte, die Organisation des Jischuw, die illegale Einwanderer nach Israel schmuggelte. Ihm gegenüber – nicht bei ihm oder neben ihm – waren Israelis. Da, im Ausland, trifft er Israelis, aber wahrscheinlich sind sie krank, da die Krankenkasse sie dorthin geschickt hat. Er glaubt das Schlechteste von ihnen, nämlich dass sie die Krankenkasse betrügen. Er nimmt sich vor, daran zu denken, dass

er etwas deswegen unternimmt. Es ist typisch für meinen Vater, sich ganz auf seinen Verstand zu verlassen. In seiner Überseearena steht er gegen den Rest der israelischen Welt. Er ist von dort, klug und allein; wir sind von hier mit unseren Mängeln, krank und betrügerisch.

«Ich sass allein und neben mir stand ein Hartschalenkoffer wie ein Samsonite; ich wollte, dass jemand mir hilft aufzustehen, und wollte fragen, wo wir sind, aber keiner der Israelis rührte sich. Ich fing an, sie anzuschreien: Wenn nicht sofort jemand käme, würde ich die Polizei rufen, und ich könne Französisch, sie sollten nicht glauben, sie könnten mich hereinlegen. Einige gingen weg; wahrscheinlich hatten sie kein Visum. Die anderen rührten sich nicht. Ich erinnere mich nicht mehr genau, was ich wollte, aber ich rief: ‚Police, Policiers Da blieb keiner der israelischen Helden mehr da, alle flüchteten.»

Im ersten Teil seines Traums wollten sie ihn zum Schlafen bringen, ihn fort haben, aber er weigerte sich und gehorchte nicht. Er ist ein Überlebender. Einmal sagte ein Nazioffizier zu ihm: «Dr. Burg, Sie kommen jeden Morgen zu uns ins Gestapohauptquartier und verhandeln über Leben und luden [mein Vater hatte als Vertreter seines Volkes täglich mit der Gestapo über das Leben von Juden verhandelt] Warum sollte ich Sie nicht auch dahinschicken?» Mein Vater, der von seiner Spitzfindigkeit lebte, antwortete: «Sie und ich haben das gleiche Ziel. Sie wollen Deutschland von Juden befreien, und ich will die Juden ebenfalls aus Deutschland fort haben. Ich helfe Ihnen, und Sie helfen mir. Daher haben Sie kein Interesse daran, mich dorthin zu schicken.»

Die Gestapo wollte ihn auf einer Holzpritsche in einem Todeslager haben, aber mein Vater gehört zu den Helden Israels. Er sprach Französisch, wurde gerettet und rettete andere. Ein echter Vertreter des Volkes der Heiligen Schrift und der Kultur überzeugender Argumente mit leisen Tönen, die aufgegeben wurden, um Israel und lautstarkes Auftreten hervorzubringen. Aber in diesem Moment, auf der Schwelle zum Tod, im Übergang von dieser Welt in die nächste, vergass er die drei Sprachen, die er beherrschte: seine Muttersprache Deutsch, Hebräisch, das er schon lesen konnte, bevor er in die Schule kam, und Jiddisch, das er fast sein Leben lang mit meiner Mutter und der übrigen jüdischen Welt sprach. In diesem besonderen Augenblick, seinem letzten, war er wieder in Paris und sprach Französisch.

Josef Burg war zwischen zwei Welten, der Welt, die zerstört war, und der Welt, die es aus jüdischer und israelischer Identität noch aufzubauen galt. Er fand Zuflucht im Französischen als Übergangssprache, die weder für Zerstörung noch für Auferstehung stand. Der sterbende Josef Burg träumte vom Nachkriegs-Paris, jener Stadt, die für ihn und meine Mutter wie ein zweiter Mutterschoss war. Dort hatte er sich an den Verlust des spirituellen Reichs Deutschlands gewöhnt, die Nabelschnur zu Europa als Wohnsitz durchtrennt und wurde in den gerade gegründeten Staat Israel wiedergeboren. Wie symbolisch, dass er in Paris von seiner Wahl zum Abgeordneten und Vizesprecher der ersten Knesset erfahren hatte. In Paris berührte das Leben meiner Mutter zum ersten Mal die weite Welt meines Vaters. Dort zogen sie als junges Paar Tzviya, meine inzwischen verstorbene Schwester, auf, ohne zu ahnen, dass das Schicksal sie noch vor ihrer beider Tod einfordern würde. Sie benannten meine Schwester Tzviya nach meiner Grossmutter, die elend in einem Lager starb. Damals wussten sie nicht, ob Grossmutter Tzivya noch lebte oder tot war, also benannten sie das zum Tod verurteilte Kind nach ihr, änderten aber die Schreibweise etwas, von Tzivya in Tzviya. Vielleicht liegt es daran, dass sie zunächst überlebte, dann aber so früh starb.

Mein Vater war in seinem Traum so einsam, er und sein Koffer, wie ein Wanderjude. Immer unterwegs wie ein Nomade. Immer bereit, mit seinem griffbereiten Koffer zu flüchten. Selbstverständlich musste es ein Samsonite sein, und er war Samson, der Held. Heinrich Heine sagte einmal, der Jude habe sich nach der Zerstörung des Tempels eine mobile Heimat geschaffen, die aus seinem Pentateuch, seinem Gebetsbuch und seinen Gebetsriemen bestehe. Die Heimat meines Vaters war in seinem Koffer. Als er in den 1930er Jahren nach Israel einwanderte, brachte er einen deutschen Kabinenkoffer aus Holz im Stil der Globetrotter im 19. Jahrhundert mit, darin befanden sich 35 gestärkte und gebügelte Hemden aus Seide, Leinen und Baumwolle und über vierzig Paar Socken, alle mit eingestickten Initialen. Noch manches andere hatte seine jüdische Mutter ihm für seine Reise ohne Rückfahrkarte ins Heilige Land eingepackt.

Monatelang lebte er in Tel Aviv in dem Deutschland, das er in seinem

Koffer importiert hatte, und zögerte es hinaus, eine Bindung zu dem alten-
neuen Land herzustellen, das sein sicherer Hafen vor den neuen Deutschen
war. Er brauchte dringend Hilfe, jahrelang, von den Israelis, die sich nicht
rührten. Dann passierte etwas, sagte er. «Ich schrie sie an.»

Das kann nicht sein, Vater. Du hast in deinem ganzen Leben noch nie
geschrien. Einmal warst du wütend auf mich, als ich schlecht über den
Oberrabbi sprach, und ein anderes Mal, als ich mit dem Spielzeug-Chevy
spielte, den du in deinem Koffer mitgebracht hattest; es war an einem Sab-
bat im Winter zwischen zwei und vier Uhr nachmittags. Abgesehen von
diesen beiden Vorfällen hast du nie Zorn gezeigt. Und du hast auch nicht
die Polizei gerufen. Das ist undenkbar. Mein Vater würde nie die Polizei
holen, da wir doch beten: «Und lass keine Hoffnung sein für die Verleum-
der».

Es war ein Traum. In Wirklichkeit sprach mein Vater mit ihnen, egal, in
welcher Sprache, aber er sprach sicher mit ihnen. Die Israelis, manche von
ihnen, flüchteten wie Israelis. Manche behandelten ihn gleichgültig mit sei-
ner Gesetzestreue und seiner Gewandtheit in mehreren Sprachen. Nun
kommt die bittere Wahrheit über die Träume vieler Menschen am Ende
ihres Lebens, auch die meines Vaters.

«Ich erinnere mich nicht mehr, was ich eigentlich wollte.»

«Was wolltest du denn, Dad?»

Später schilderte mein Vater eingehend eine wirre Fantasie von einer
technischen Innovation, die etwas mit meiner Schwester und meinem
Schwager und einer zierlichen Französin und ihrem riesigen Ehemann mit
französischem Hut zu tun hatte, der wollte, dass mein Vater etwas unter-
schrieb. Der Traum spielte gleichzeitig in Tel Aviv, Genf und Paris. Vater
stand zwischen zwei Türen und wusste nicht, durch welche er gehen sollte.
Vater, der am Tag zuvor mit einem Fuss im Grab gestanden hatte, stand
vor zwei Türen. An diesem Tag war er wieder rational.

«Träume sollte man nicht hinterfragen. Ich sehe das Café in Paris, und
wie sich herausgestellt hat, nimmt es ein gutes Ende. Wenn du eine Tür
öffnest, bist du in diesem Krankenhaus; wenn du die andere öffnest, bist du
in einem Luxuskrankenhaus mit Wächtern und allem.» Mit anderen Wor-

ten: Alles ist krank. Die Welt ist ein einziges Krankenhaus, und wir sind die Patienten. Aber es gibt ein *hôpital ordinaire* und ein *hôpital de luxe*. «Die schlichte Interpretation ist, dass es davon abhängt», sagte er. «Zwei Türen öffnen sich einem Mann’, heisst es irgendwo im Midrasch. Ich erinnere mich nicht, wo, aber es ist mir gerade eingefallen. Ich weiss mehr, als ich weiss. Es könnte sein, dass ich von einer Illustration der beiden Türen geträumt habe. Dann hat es einen Zusammenhang zu der ganzen Fantasie. Du hast mir geholfen, mich in dieser Sache zu finden.»

Das hatte ich noch nie zuvor von meinem Vater gehört, dessen Licht zusammen mit dem meiner Mutter mein ganzes Leben erhellt hat. Er sagte es tatsächlich auf seinem Krankenbett, an der Schwelle zu seinem Grab. Bevor er durch eine der Türen in die nächste Welt ging, von diesem Krankenhaus in eine Welt des Luxus, sagte er mir, dass ich ihm geholfen habe, sich «in der Sache» zu finden. Die «Sache» war nichts Geringeres als der Abschluss seines Lebens. Mein warmherziger, selbstbeherrschter Vater, dessen grösstes Kompliment lautete: «Ich habe keine Klagen», der aber trotzdem immer etwas zu sagen hatte – über eine fehlerhafte Aussprache, eine verrutschte Krawatte, die falsche Augenfarbe –, und ich musste dann wissen, ob es sich um eine echte Kritik handelte, über die man nachdenken und nach der man handeln sollte, oder nur um eine Mahnung zur Demut, um sicherzustellen, dass ich nicht arrogant würde. Eine Zurechtweisung als Kompliment, eine andere als Erziehung – aber immer Kritik.

Ich schaltete den Computer aus, küsste ihn, ging aus dem Zimmer und weinte mich aus. Ich weinte um meinen Vater, der im Sterben lag und sich nicht trösten liess. Bist du für diesen einen kostbaren Moment ins Leben zurückgekehrt, Vater? Nur um diese wunderbaren Worte zu sagen, die so wenige Kinder von ihren Eltern zu hören bekommen, besonders wenn ihre Eltern Jeckes aus Deutschland sind?

Wenn ich jetzt Jahre später lese, was ich über den Traum meines Vaters geschrieben habe, kann ich ein paar Geheimnisse preisgeben. Ich schaute im Midrasch nach und fand zwei Tore, nicht Türen. Tür, auf Hebräisch *deleth*, ist ein altbiblisches Wort, das unsere Weisen und ihre Midraschim nicht mochten. Aus der Tür wurde ein Tor. Im Midrasch heisst es, Rabbi

Abba bar Cahana sagte: Zwei Tore führen in die Unterwelt, ein inneres und ein äusseres. Jeder, der zu Unrecht getötet wurde, kommt und sitzt Jahre am äusseren Tor. Die europäischen Juden wurden zu Unrecht getötet, und mein Vater entkam um Haaresbreite. Sein halbes Leben lag unter der Asche Europas begraben. Die andere Hälfte lebte in dieser Welt, die auch recht höllisch ist. Oft dachte ich im Stillen, mein Vater habe sicher wegen der vielen, die vorzeitig gestorben sind, so lange gelebt. Als wir uns einmal über Lebenserwartung unterhielten, sagte er mir, Lebenserwartung bedeutet, damit jemand wie ich neunzig Jahre alt werden kann, muss jemand wie meine Schwester Tzviya sterben, bevor sie fünfzig wird. Sein langes Leben war ein Vergeltungsschlag gegen die Nazis und ihre Kollaborateure.

In den letzten Monaten seines Lebens sprachen wir viel miteinander, mehr denn je, über alles Mögliche. Die altbekannten Geschichten, die es in jeder Familie gibt, fanden ihren Weg in unsere Gespräche. Was bedeuten sie, welche Moral haben sie? Es sollte das letzte Mal sein, dass diese Geschichten erzählt wurden. Daher sollte ich sie verstehen, wie sie sind und wie sie auszulegen sind, wie im Talmud. Die Zeiten, in denen mein Vater wach war, wurden immer weniger, seine Stimme liess nach, seine Augen wurden trüber. Am Ende, bei unserem letzten Gespräch, in seinem letzten Satz, den ich von ihm hörte, sagte er, als wisse er, dass es seine letzte Äusserung war: «Avraham, ich mache mir Sorgen. Wer wird sich um das jüdische Volk kümmern?» Die Glocken läuteten, und ich fragte nicht nach. Sie läuteten für mich, Vater. Du hast mir geholfen, mich in dieser Sache zu finden.

Einige Tage vergingen, mein Vater war schläfrig und bereitete sich auf seine ewige Ruhe vor. Ab und an stöhnte er, und wir waren bei ihm und versuchten sein Stöhnen zu deuten: hiess es «Ich habe Durst», «Ich habe Schmerzen», «Schiebe mir das Kissen unter den Kopf» oder «Diese Seite tut mir weh, bitte dreh mich um»? Er stöhnte, und wir interpretierten. Er stöhnte, und wir versuchten unser Bestes. Er stöhnte, und wir stöhnten mit ihm. Es kamen keine Worte mehr, nur noch Silben und einige Laute.

Am Abend nach Jom Kippur sassen wir in einem kleinen Zimmer an seinem Bett und waren traurig. Plötzlich fingen wir an, eine jüdische Melo-

die zu summen, ein *Niggun* ohne Worte. Ich kann mich nicht erinnern, dass mein Vater je richtig gesungen hätte. Hin und wieder summt er, aber er sang nie. Dabei war er musikalisch. Als die Saiten seiner alten Geige rissen, zog er nie wieder neue auf. Ich glaube, nach der Shoah hörte er auf zu singen. Nur an Sabbatabenden, nach Mutters Hühnersuppe, sang er in alphabetischer Reihenfolge von Anfang bis Ende das *Niggun* seines Vaters, *Kol Mekadesh Shvii*, «Wer den Sabbat heiligt, wie es sich gehört». Es waren die einzigen Noten, die Avraham Burg aus Dresden überlebt hatten. Diese Melodie habe ich noch in keinem anderen Haus auf der Welt an einem Sabbat gehört. Es ist unsere Melodie, die meines Grossvaters, meines Vaters und meine. Den Rest überliess er Mutter: «Zing Zmires», Jiddisch für «Lieder singen». Wenn Musiker, *klezmers*, spielten und er seine Lieblingsmelodien hörte, lächelte er in sich hinein, nickte im Takt und genoss die Schönheit des Augenblicks. Aber er sang nicht. Nun sassen wir an seinem Bett und sangen ein *Niggun*, eine religiöse Melodie.

Als einer der Rabbis von Belz Hassiduth heiratete, komponierte der beste Komponist der Gegend eine heiter-rhythmische Melodie zum Text des Gebets *Avinu Malkenu*: «Unser Vater, unser König, lass diese Stunde eine Stunde der Barmherzigkeit und des Wohlwollens vor dir sein.» Mein Vater mochte die Melodie sehr und bat uns immer, sie zu singen. An jenem Abend nach Jom Kippur sangen wir sie langsamer. Aus dem Hochzeitslied machten wir ein melancholisches Klagelied. Langsam und schön sangen wir aus vollem Herzen und weinten.

Plötzlich, als kehre er für einen Moment aus dem Schatten des Todes in unsere Welt zurück, murmelte mein Vater etwas und sang mit zugeschnürter Kehle und gedämpfter Stimme durch die Sauerstoffmaske mit. Zweimal murmelte er etwas, als versuche er ein letztes Mal zu sprechen, diese acht hebräischen Worte herauszubringen, die alles sagen: Lass diese Stunde eine Stunde der Barmherzigkeit und des Wohlwollens vor dir sein. Er wollte es unbedingt sagen, konnte aber nicht, und daher liehen wir ihm unsere Stimme. So ging mein Vater aus dieser Welt, mit einer Melodie, die zu unserer Hymne der Trauer und des Kummers geworden ist.

Eines Tages werden wir aus unserem langen Albtraum aufwachen und

«Ende und Anfang» singen, ein Gedicht der wunderbaren polnischen Dichterin Wislawa Szymborska über die Folgen des Krieges. Vielleicht wird jemand eine Melodie dazu komponieren, und es wird für uns alle zur zweiten Hymne.

Wenn wir aufwachen, wird die Geschichte wieder weitergehen. Das Leben wird zum Leben zurückkehren, und es wird klar werden, dass es unmöglich ist, sich für immer in den Gräben zu verschanzen, die sich zwischen den Friedhöfen erstrecken. Jemand wird verkünden: «Das war's. Es ist vorbei.» Ein anderer wird erklären: «Wir können Hitler besiegen.»

Weil es möglich ist, müssen wir es tun. Wir müssen das Tal der Tränen, die Schatten des Todes hinter uns lassen und den Berg der Hoffnung und des Optimismus erklimmen. Wir werden uns erinnern, aber heil sein. Narben haben, aber ganz und ausgeglichen sein. Am ersten Tag der Normalität, am Neubeginn nach dem, was uns Mitte des vorigen Jahrhunderts geschehen ist, werden wir anfangen, das öffentliche Leben Israels zu reinigen. «Jemand muss aufräumen» schrieb die Dichterin. Wie wird das aufgeräumte, geheilte Israel aussehen?

Der Holocaust-Gedenktag wird nicht mehr an seinem jetzigen Datum begangen, einem aufgesetzten Datum, dem Tag des Warschauer Ghettoaufstands. Dieses wichtigen Ereignisses wird an einem anderen Tag gedacht. Aus der Perspektive des zeitlichen Abstands ist klar, dass die ausgesprochene Ehrerbietung, die wir für die Ghettorebellen empfinden, nicht die Hauptlehre aus der Shoah ist. Selbst die israelische Unabhängigkeit und der Wiederaufbau jüdischer Stärke sind nicht die wichtigsten Konsequenzen aus den Aschebergen. Mit der Zeit wird deutlich, dass dem Heldentum im Verhältnis zur Vernichtung und Zerstörung ein überzogener Wert beigegeben wurde. Das Heldentum wird einen bescheideneren Platz neben den Hauptpunkten einnehmen: den Verbrechen gegen die Menschheit und der Vernichtung tausendjähriger Beziehungen zwischen den Juden und Europa. Es war unsere und ihre Vernichtung. Daher wird Israel der Tragödien dreimal im Jahr gedenken, nicht nur einmal.

Einmal wird es gemeinsam mit dem Rest der Welt am 27. Januar sein. Die internationale Gemeinschaft hat den Tag der Befreiung des Lagers

Auschwitz zum Gedenktag für den Holocaust und den Zweiten Weltkrieg erklärt. An diesem Tag werden wir die universelle Dimension jener Zeit erfassen. Wir werden nicht nur an uns denken, sondern an die gesamte Menschheit. Es wird ein Tag sein, an dem selbst Israels arabische Bürger als Partner der neuen menschlichen Verpflichtung in feierlichem Schweigen dastehen und ihren eigenen Schmerz betauern. Es wird ein Tag des «Nie wieder» sein: Nie wieder Gewalt, nie wieder Fremdenfeindlichkeit, nie wieder Diskriminierung, nie wieder Rassismus. In der Schule werden wir uns mit dem Holocaust an anderen Völkern befassen; wir werden die Entstehung von Gewalt und Aggression zu verstehen suchen und die Möglichkeiten, sie auszumerzen; wir werden gegen Tyrannei kämpfen und uns in Gerechtigkeit, Gleichheit und Frieden üben.

Immer wieder werden wir schwören, dass «Nie wieder» alles einschliesst; es darf niemandem, nirgendwo und je wieder passieren. Es wird der Tag sein, an dem israelische Bürger sich alljährlich jenes anderen Helldentums der Shoah bewusstwerden, dem der anständigen Nichtjuden, die ihrem Gewissen verpflichtet waren und bescheiden und furchtlos die Bestie der Tyrannei in sich und unter ihnen besiegt haben. Vor allem aber werden wir gemeinsam mit den zivilisierten Ländern in vorderster Front im weltweiten Kampf gegen Hass stehen, wo immer er auch sein mag. Es wird der Tag sein, an dem alle Gebete Israels aussehen werden wie die meiner Schwiegereltern Lucien und Janine Lazar, die uns als Erste die alternative Pessach-Haggadah lehrten und uns die Magie ihrer Sichtweise und das Licht in ihren Seelen vermittelten. Es wird keine Verse mehr geben wie: «Giess deinen Zorn aus über die Heiden, die dich nicht kennen, über jedes Reich, das deinen Namen nicht anruft.»⁸⁵ Vielmehr wird es heissen wie in einer deutschen Haggadah aus dem 16. Jahrhundert: «Ergiesse deine Liebe über die Völker, die dich kennen und über die Reiche, die deinen Namen anrufen, für die Barmherzigkeit, die sie der Saat Jakobs erweisen, und für ihre Verteidigung deines Volkes gegen ihre Feinde. Mögen sie die Hütte deiner Auserwählten sehen und teilhaben an der Freude deiner Völker.»

Einige Monate später, am 9. Mai, werden wir mit den Einwanderern aus

den ehemaligen Sowjetrepubliken den Sieg über Nazideutschland begehen. An diesem Tag werden wir sowohl die Helden der Ghettos, Wälder und Lager als auch die der regulären Armeen ehren. Diese Einwanderer haben die Landschaft des Lebens in Israel verändert. Viele, wenn nicht gar die meisten von ihnen haben das Gefühl, dass sie es waren, die Hitler besiegt haben. Die massive, heldenhafte Partnerschaft der Juden mit der Roten Armee machte sie zu den stolzesten Juden. Auch wenn viele von ihnen nach jüdischem Religionsgesetz keine Juden sind, teilen sie unser Schicksal und sind daher Juden. Dieser Tag wird die erstaunliche internationale Partnerschaft würdigen, die Hitler gestürzt hat. Daher wird es nicht mehr um ein besiegtes Israel gehen, den Alleinerben der Opfer, sondern um Israel und Israelis in der Familie der Sieger, die unermüdlich gekämpft haben, bis der Tumor beseitigt war und die Welt ihren Heilungsprozess beginnen konnte. Die Tatsache, dass in Israel so viele Juden aus der ehemaligen Sowjetunion leben, die eigentlich Nichtjuden sind, ist zudem eine Aufforderung, unsere private Identität zu verändern. Sie sind Israelis aufgrund ihres Schicksals. Sie sind keine bärtigen Rabbis, sondern Israelis wie Ruth die Moabiterin. Ihre Definition israelischer Identität beruht auf ihrem Leben: auf Studien, Sprache, harter Arbeit, Kultur und Arbeit im öffentlichen Dienst. Ihre Integration bedeutet unsere Rückkehr zu unserer uralten Tradition, jene willkommen zu heißen, die sich unserem Volk und unserer Nation anschließen möchten. Schon der Talmud sagt uns, dass die Nachkommen einiger unserer schlimmsten Feinde, Sisra, Sanherib und Haman, die Tora studierten und in Jerusalem und Bnei Brak lehrten.⁸⁶

Mit ihnen und für uns alle muss Israel begreifen, dass nach der Shoah genetisches Judentum ein Ende haben muss. Wir müssen uns dem Judentum anschließen, das ein gemeinsames Schicksal und gemeinsame Werte mit anderen teilt. Unter "uns werden Nachkommen Abrahams und Sarahs sein, aber wir werden alle Kinder Adams und Evas sein. Im Gegensatz zu vielen Rabbis unter uns, die wie Rabbi Yehuda Halevi und seine Vorgänger und Anhänger glaubten, dass ein nichtgenetischer Jude uns nicht ebenbürtig sei, werden wir die erstaunlich modernen Ansichten und kühnen Posi-

tionen des mittelalterlichen Gelehrten Maimonides übernehmen. Er schrieb seinem Zeitgenossen, dem Proselyten Ovadia: «Es besteht zwischen uns keinerlei Unterschied in dieser Sache... und unterschätze nicht deine Herkunft. Wenn wir von Abraham, Isaak und Jakob abstammen, stammst du vom Schöpfer der Welt ab.»⁸⁷ Der Tag des Sieges über Nazideutschland wird auch der Tag des Sieges einer gemeinsamen Identität über das spalterische Religionsrecht sein.

Der dritte Shoah-Gedenktag wird am 9. Aw sein, dem Datum, an dem unsere beiden Tempel zerstört wurden. Dieser Tag wird unserem privaten Gedenken innerhalb der Familie vorbehalten sein und uns allein gehören. Er wird die Shoah als weiteres Glied in der Kette von Zerstörungen sehen, die unser Volk heimgesucht haben. Shoah ist eigentlich ein neuer Name für den traditionellen Begriff «Zerstörung». Das zionistische Indoktrinierungssystem hielt es für überaus wichtig, ein neues Kapitel jüdischer Geschichte aufzuschlagen und gab dieser Zerstörung den Namen Shoah. Damit verfolgte es unter anderem den Zweck, sie aus dem Kontinuum der jüdischen Geschichte herauszulösen, zu etwas Einzigartigem zu machen und uns von allem zu trennen, was das Judentum bis dahin erlebt hatte. Es ist an der Zeit, dem Trauma seinen angemessenen Platz im jüdischen und israelischen Kalender zu geben. Der dritte Shoah-Gedenktag wird spät im jüdischen Jahr liegen, am traditionellen 9. Aw. Auf diese Weise werden die Shoah und ihre Lehren nicht mehr ausserhalb der jüdischen Geschichte und der Kulturgeschichte des Menschen liegen. Die Shoah wird wieder ihren traditionellen Namen erhalten: *Hurban*, eine Zerstörung unter vielen. Es war eine kolossale Zerstörung, grösser als alles, was wir bis dahin erlebt hatten, aber dennoch war es eine Zerstörung. Nur so werden wir in der Lage sein, die vorhandenen Instrumente der Erinnerung in der jüdischen Erfahrung zu nutzen, die ja leider daran sehr reich ist.

Es gibt viele Erklärungen, weshalb der 9. Aw im israelischen Kalender kein sonderlich bedeutendes Datum ist. Manche vertreten die Ansicht, wir seien zu beschäftigt mit dem Aufbau, um Zeit für ein Gedenken an Zerstörungen zu haben; andere sagen, es spreche sie nicht an, weil das Datum an etwas erinnert, was schon so lange zurückliegt, dass es irrelevant ist für ein

Volk, das hingebungsvoll und zwanghaft in der Gegenwart lebt. Alle sind sich einig, dass Aufbau in und Exil out ist.

Der 9. Aw fällt gewöhnlich in den Juli oder August und damit mitten in die langen Sommerferien. Keine Schule, keine Hausaufgaben. Vom Kindergarten bis zum Militärdienst erinnert uns niemand an diesen Tag. Wir sind am Strand und machen Urlaub von der jüdischen Geschichte. Wenn fünf Generationen von Israelis sich nicht mit dem 9. Aw und seinen Lehren befasst haben, ist es kein Wunder, dass dieser Trauer- und Fasttag mittlerweile ein nahezu unbekannter «Feiertag» ist.

Es wird daher wohl kaum etwas anderes übrigbleiben, als den Ferienkalender zu ändern und israelische Schüler wieder in die Schulen zu holen, um das Ringen um Erinnerung und Bewusstsein aufzunehmen. Das Sommertrimester wird dem Bewusstsein und Gedenken gewidmet sein. Es ist schwer vorstellbar, dass die Schüler dafür viel Begeisterung aufbringen werden – statt Sommerfreizeiten und Reisen müssen sie sich etwas über Zerstörung anhören –, daher müssen wir erfinderisch sein. Ich habe nie einen Hehl daraus gemacht, dass ich die für Israelis verpflichtenden Gedenkreisen zu den Vernichtungslagern in Polen für verfehlt und gefährlich halte. Da dieses Erlebnis emotional überwältigend ist, kultivieren wir eine unbewusste mentale Realität, die sämtliche Schrecken der Vergangenheit rekonstruiert und klont, damit zukünftige Generationen sie auffrischen und perpetuieren. Es ist wie eine kollektive Reinkarnation. Statt aus dem pathologischen Kreislauf auszubrechen, setzen wir ihn fort. Statt Heilung zuzulassen, infizieren wir uns selbst. Statt zu vergessen, kratzen wir unsere Wunden auf, damit sie immer wieder bluten. Israelische Nationalseparatisten finden in den Aschehaufen – die einmal lächelnde, kreative Menschen waren – einen Nährboden für gepeinigete Seelen.

In meinem erwachenden Israel werden daher die Sommerferien einer erheblich sinnvolleren Reise gewidmet. Statt einer eindimensionalen Fahrt in eine Zeit und an einen Ort des Schmerzes, der Demütigung und der Vernichtung möchte ich eine mehrdimensionale Reise zu Hoffnung und Vertrauen vorschlagen. Gruppen israelischer Jugendlicher, jüdischer wie auch arabischer, werden Spanien besuchen: Aragon, Kastilien und Andalusien.

Dort werden sie das goldene Zeitalter kennen lernen, als Islam und Judentum Beziehungen pflegten, von denen beide Seiten profitierten. Jeder Einzelne von ihnen wird erleben und begreifen, dass es eine Zeit geistiger Alternativen zu Militärdienst, Selbstmordattentaten und Terror gab. Von Spanien werden sie nach Deutschland und Osteuropa fahren und etwas über das europäischjüdische Jahrtausend erfahren, in dem nur die letzten zwölf Jahre so grauenvoll waren.

Sie werden Ballungszentren muslimischer Einwanderer in Europa besuchen, wo ein neuer europäischer Islam sich zu behaupten versucht. Von dort werden sie nach Israel zurückkehren und eine Rundreise durch die von Konfrontation geprägte Geschichte der Juden und Araber machen. Am Ende werden sie sich hinsetzen und ihre eigenen Schlüsse aus dieser Geschichtsreise ziehen. Ich hoffe und glaube, dass viele Kinder zu dem eindeutigen Schluss kommen werden, dass Gewalt, Rassismus und Vernichtung keine Alternative sind. Vernichtung hat keinen aufbauenden Wert und entbehrt jeglicher Fantasie und Kreativität. Sie werden von sich aus begreifen, dass nur kulturelle Zusammenarbeit, die den anderen als gleichberechtigt akzeptiert, uns eine optimistische Zukunft und ein zweites goldenes Zeitalter zum Wohle der ganzen Welt bringt.

Israels Bildungssystem sollte für seine Schüler und Studenten noch eine weitere Reise organisieren: den Aufenthalt in jüdischen Gemeinden des Westens, vor allem in den Vereinigten Staaten. Dort können wir lernen, was es heisst, ein Leben frei von Bedrohungen zu führen. Wir können etwas über Solidarität lernen und darüber, wie ein Leben aussehen kann, das dem Nationalgedanken auch ohne äusseren Feind einen Sinn verleiht und auf vollem Vertrauen zwischen Juden und Nichtjuden basiert.

Ohne aufzulisten, was in Israels Gesetzgebung und öffentlichem Leben änderungsbedürftig ist, möchte ich drei Bereiche aufzeigen, die besonderer Aufmerksamkeit bedürfen: das Rückkehrgesetz, das Gesetz über die Bestrafung von Nazis und ihrer Kollaborateure und die Beziehung zu Deutschland.

Jeder Staat der Welt bestimmt über seine Identität und die Einbürgerung von Einwohnern und Einwanderern. In Israel führt der direkte Weg zur Staatsbürgerschaft zumindest für Juden über das Rückkehrgesetz. Der parlamentarischen Legende nach entstand dieses Gesetz in der Anfangszeit des Staates Israel als Spiegelbild der Nürnberger Gesetze in Nazideutschland, die für die zukünftige Verfolgung festlegten, wer Jude ist. In den Knessetprotokollen habe ich dafür nie eine Bestätigung gefunden, aber in Parlamentsdebatten über dieses Gesetz behaupteten alle Redner, Minister wie Abgeordnete, das Rückkehrgesetz sei unsere Antwort auf die diskriminierenden Nürnberger Rassengesetze. Nahezu jeder, den Hitler als Juden definiert und in den Tod geschickt hätte, müsse zum Schutz die israelische Staatsbürgerschaft erhalten. Selbst wenn es damals nicht in der Absicht des Gesetzgebers lag, wurde es also zur Arbeitsgrundlage der Nachfolger. Bis wir den Zusammenhang zwischen israelischer Staatsbürgerschaft und den Nürnberger Gesetzen kappen, wird Hitler effektiv weiter entscheiden, wer Jude ist. Eine moderne Definition der Staatsbürgerschaft nach genetischen oder religiösen Merkmalen stellt an sich schon ein enormes ethisches Problem dar, zumal für Juden.

Die problematische Definition eines Juden nach dem Rückkehrgesetz – «Ein Jude ist eine Person, die von einer jüdischen Mutter geboren wurde oder konvertiert ist und keiner anderen Religion angehört» – sollte zusammen mit dem altmodischen Konzept des Nationalstaats abgeschafft werden. Israel sollte zum demokratischen Staat des jüdischen Volkes werden, der allen Bürgern gehört und über dessen Charakter und Wesen die Mehrheit entscheidet. Ich fürchte, wenn die Verknüpfung zwischen unserer traumatischen Vergangenheit und unserer schizophrenen Gegenwart fort dauert, wird unsere erworbene Immunschwäche noch einige Generationen weiter bestehen. Das wäre eine Schande, denn nach meiner Überzeugung haben sämtliche Identitätsfragen des modernen Menschen im Allgemeinen und des Juden im Besonderen eine völlige Wandlung erfahren, und daher bleibt nichts anderes übrig, als neu zu definieren, wer dem Staat der Juden angehört.

Israel muss sich sowohl von den Definitionen der Nürnberger Gesetze verabschieden – die jeden als Juden einstufen, der bis in die vierte Genera-

tion zurück Verbindung zu jüdischem Blut hatte – als auch von seiner gegenwärtigen Politik und Praxis, die Konvertiten nur nach den strengsten orthodoxen Regeln anerkennt. Es tut mir leid, aber so definiere ich meine Identität und mein Judentum nicht. Eine facettenreiche Kultur lässt sich nicht ausschliesslich durch orthodoxe Regeln definieren und einzwängen. Für mich ist der einzige aussagekräftige Test, ob jemand sich mit den menschlichen und universellen Aspekten der Tora und den Träumen unserer Propheten identifiziert, mit den Errungenschaften früherer jüdischer Zivilisationen und mit der jüdischen Kultur der Gegenwart.

Die strengen, von Menschen gemachten Regeln, die meine Freunde und ich ebenso wenig einhalten wie die Mehrheit der Israelis, sollten kein Massstab sein, der selektiv nur unseren neuen Konvertiten abverlangt wird. Wir sollten zurückkehren zu der grundlegenden Position der Mutter aller jüdischen Konvertiten und der Urmutter des jüdischen Königreichs, nämlich Ruth der Moabiterin. Die Bibel erzählt uns von Naomi, einer Witwe aus Bethlehem, die mit ihrer jungen, ebenfalls verwitweten Schwiegertochter aus Moabs Land zurückkehrte. Arm und verwitwet kehrten die beiden mit leeren Händen aus dem Exil zurück. Die junge Ruth versprach der alten Naomi: «Wohin du gehst, dahin gehe auch ich, und wo du bleibst, da bleibe auch ich. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.»⁸⁸ Ruth äusserte als Erstes ihre Verbundenheit mit Naomi, als Zweites die mit dem Kollektiv und erst als Drittes die mit dem Geist und mit Gott.

Bei uns gilt die umgekehrte Reihenfolge. Der Staat hat in seiner Anfangszeit Gottes Rabbis ein Monopol über staatsbürgerliche Identität eingeräumt, und alles, was sie verlangen, sind oberflächliche Äusserlichkeiten. Sie verlangen Unterwerfung unter einen nebelhaften, verborgenen und strengen Gott, ohne tatsächlich die inneren Strukturen, die Solidarität derer zu fördern, die sich dem israelischen Kollektiv anschliessen. Ich trete dafür ein, die Solidarität an erste Stelle zu setzen, alles andere kommt später, wenn überhaupt. Das ist nicht allein meine Linie; es steht bereits in unserem Talmud: «Wenn jemand in der Jetztzeit Proselyt werden will, so spreche man zu ihm: Was veranlasst dich, Proselyt zu werden; weisst du denn nicht,

dass die Israeliten in der Jetztzeit gequält, gestossen, gedemütigt und gerupft werden und Leiden über sie kommen!?! Wenn er sagt, er wisse dies, und sei dessen gar nicht würdig, so nehme man ihn sofort auf.»⁸⁹ Für mich ist ein Konvertit zu meinem Volk jemand, der gekommen ist, um mein Schicksal zu teilen, oder jemand, der meine menschlichen und kulturellen Werte teilt, gleich welcher Herkunft er ist.

Sobald die Debatte über israelische Identität eröffnet ist und wir in der Lage sind, Selbstvertrauen, Offenheit und Toleranz zur Grundlage israelischer Identität zu machen, können wir auch darüber diskutieren, den Begriff «Verbrechen gegen das jüdische Volk» aus unseren Gesetzen zu streichen. Wenn das jüdische Volk und der Staat Israel kein integraler Bestandteil der Menschheit sind, sondern ein unabhängiges, separates Gebilde, das nicht zur Geschichte gehört, dann ist ein solches Gesetz wichtig. Aber wenn wir den Blick auf die weite Welt und die Menschheitsgeschichte wenden, dann perpetuiert dieses Gesetz, selbst als Monument unserer vergangenen Qualen, unser unhistorisches Dasein und verdammt uns zu einer gesonderten Lebensweise und Verhalten.

Wir sollten nicht länger seltsame Exponate in einem Reservat für Lebewesen sein, die von der Ausrottung bedroht sind; vielmehr müssen wir uns in die gesamte menschliche Gesellschaft integrieren, in der ein Verbrechen gegen das jüdische Volk selbstverständlich ein Verbrechen gegen die Menschheit ist. Es gibt keine separate jüdische Menschheit, und es darf sie nicht geben. Menschheit ist Menschheit, ohne Kompromisse und Ausnahmen. Nicht einmal für uns. Mit der Streichung dieses Begriffes aus unseren Gesetzbüchern werden wir befreit und frei sein.

In der Gefängniszelle der Menschheit ist nur noch ein Häftling aus den finsternen Zeiten übriggeblieben, und das ist Deutschland. Es gibt sicher manche, die das rechtfertigen und behaupten werden, Deutschland habe es für immer verdient. Andere verstehen vielleicht, dass es im Interesse der Menschheit ist, die Fesseln der problematischen Beziehung zwischen dem jüdischen Wächter und dem deutschen Häftling zu lösen. Ein kluger Mensch beschrieb einmal die zukünftigen Beziehungen zu Deutschland mit

denen siamesischer Zwillinge, die sich niemals trennen werden, da ihr Schicksal miteinander verwoben ist. Meiner Ansicht nach sind Israel und Deutschland zwei Nationen, die an einem Meer gemeinsamer Qualen leben. Sie sind sehr verschieden, werden aber immer Nachbarn bleiben. Solange Israel am Pol der Abgeschiedenheit ist, muss auch Deutschland dort bleiben. An dem Tag, an dem wir Auschwitz verlassen und den neuen Staat Israel errichten, müssen wir auch Deutschland freigeben.

Sicher dürfen wir nicht vergessen, aber gleichzeitig sollten wir auch nicht ewig Geiseln der Erinnerung bleiben. Wir sollten nicht in der Vergangenheit leben, sondern von ihr geheilt werden. Wenn Israel Deutschland freigibt, wird es der Welt besser gehen. Das wird unser Beitrag für die Leidenden der Welt und die gegenwärtig Verfolgten sein. Heute stehen Deutschland und Israel gleichbedeutend für eine Erfahrung, die Shoah, die beide verbindet und für uns wie auch für sie einen geschlossenen eigenen Raum schafft. Folglich kann Deutschland auf internationaler Bühne seinen Einfluss nicht umfassend geltend machen. An dem Tag, an dem wir frei sind, werden wir auch Deutschland freigeben. Wenn das jüdische Volk erkennt, dass die Shoah wesentlich umfassender ist, nicht nur uns betrifft, wir kein Monopol daran besitzen, dass es zwar unsere Katastrophe ist, dass sie aber die gesamte Menschheit betrifft und wir Teil einer wachsenden Völkerfamilie sind, die nicht bereit ist, hinzunehmen, dass einem Volk Schaden zugefügt wird – dann und nur dann wird das jüdische Volk in der Lage sein, diesem Bestreben sein Deutschland zu «schenken». Deutschlands Wirtschaftskraft, verbunden mit einem tiefgreifenden Bewusstsein für die Verbrechen der Vergangenheit und dem Willen zur Wiedergutmachung, kann das Bild des Bösen in der Welt verändern und zum Guten wenden. Eine gemeinsame Erklärung des israelischen Ministerpräsidenten und der deutschen Regierung, ein gemeinsames humanitäres Abkommen oder ein anderer praktischer Schritt, der eine Zusammenarbeit beider Länder für eine bessere Welt fördert, würde die Vision erhabener Menschlichkeit des jüdischen Volkes in der Hand eines «modernen Persiens» nahezu prophetisch erfüllen. Zwei Bibelverse am Ende der Chronik bringen dies zum Ausdruck:

Im ersten Jahr des Königs Kyrus von Persien sollte sich erfüllen, was der Herr durch Jeremia gesprochen hatte. Darum erweckte der Herr den Geist des Königs Kyrus von Persien und Kyrus liess in seinem ganzen Reich mündlich und schriftlich den Befehl verkünden: So spricht Kyrus, der König von Persien: Der Herr, der Gott des Himmels, hat mir alle Reiche der Erde verliehen. Er selbst hat mir aufgetragen, ihm in Jerusalem in Juda ein Haus zu bauen. Jeder unter euch, der zu seinem Volk gehört – der Herr, sein Gott, sei mit ihm –, der soll hinaufziehen.⁹⁰

In Hamans Persien ging es um Zerstörung und Hass, aber es gab noch ein anderes Persien, das des Kyrus, in dem es um Toleranz, Restauration und Aufbau ging. Es gab das Deutschland Hitlers, und es liegt bei uns, ob es ein neues Deutschland gibt, ein grosszügiges. Vielleicht ist eine jüdisch-deutsche Vision einer besseren Welt möglich, eine Vision, die das wunderbare deutsche Judentum vom Zeitpunkt seiner Vernichtung weiterführt. Es waren die erstaunlichsten Juden, die wir je hatten, ihre Träume waren so lang wie das Messer, das ihnen die Kehle aufschlitzte. Es waren Juden, deren Ideale uns hier fehlen, deren Propheten, Schriftsteller und Künstler in Israel nie viel Anerkennung fanden. Es war ein Judentum, das auf Friedfertigkeit, Versöhnung, hoher Kultur, Identität, Integration, Wurzeln und Moderne, Judentum und Universalismus, Glaube an den Menschen und unendliche Unschuld bis zu seinem Ende basierte. Und nun, da Deutschland anders ist und die Ideen seiner Juden annehmen kann, sind sie fort. Verloren und vergessen.

An dem Tag, an dem die Shoah nicht mehr Teil unseres täglichen Lebens ist, können wir das Kaddisch für ihre Opfer und für uns sprechen. Die Gebete werden hinüberleiten von den kummervollen Jahren der Trauer, des Misstrauens und des Zorns in die Ära der Erinnerung, des Optimismus, des Vertrauens und der Hoffnung.

Irgendwann in den Anfangsjahren des israelischen Staates zogen meine Eltern von Tel Aviv nach Jerusalem, von den Schachspielen im Freien auf der Ben-Yehuda-Strasse in die Jecke-Anständigkeit der Sderot Ben Maimon in Jerusalem.

Lange dachte ich, meine Eltern wollten uns im Herzen des säkularen Is-

rael aufziehen, das offen für die neuen israelischen Entwicklungen war. Lange liebte ich mein Viertel, wo ich lernte, die religiöse und israelische Identität zu vereinbaren. Unser Haus war ein israelisches Haus. Unten wohnte Mordechai Bar'on, der Ausbildungschef der IDF, ein Peacenik. Neben ihm wohnte die Familie Sidon, der Vater war ein Kellner aus Marokko. Sie wanderten nach Amerika aus und liessen mich mit der ersten Narbe zurück, dem Kummer über die erste Trennung meiner Kindheit.

Gegenüber von uns wohnten führende Offiziere wie Mosche Dajan, Chayim Herzog und ihre Nachfolger. In einer geräumigen Wohnung über uns lebte Eliezer Kaplan, der erste Finanzminister, mit seiner Frau, der beängstigenden Ärztin. Über ihnen wohnten die Kidrons, Mutter Shoshana mit ihren Töchtern Michal und Naomi, meinen Kindheitsfreundinnen. Ihr Vater Avraham war der Militärrichter, der den Soldaten Meir Tobianski wegen Spionage für die Briten während des Unabhängigkeitskrieges zum Tode verurteilte; später war er Diplomat und Büroleiter des Ausussenministeriums. Kann man sich vorstellen, in einem besseren Haus geboren zu werden? Heute glaube ich, dass sich ein Haus eher seine Bewohner aussucht als umgekehrt. Es wollte, dass ich dort geboren wurde, damit ich meine Identität durch die Erinnerungen und Geschichten anderer verstehe, die zur Geschichte meines Zuhauses wurden. Es ist ein Haus mit einem Namen und einer erstaunlichen Geschichte.

Wenn es nach mir ginge, hätte ich gern, dass alle von nun an geborenen Kinder Gäste in meinem Geburtshaus sein könnten, und sei es auch nur für einen Moment. Der Familienname des Hauses ist Avikarius Residence, sein Vorname lautet Villa Lea. Auf der Steintafel am Eingang des freistehenden nicht jüdischen Wohnhauses in Rehavia steht: «Villa Lea, 1. Mai 1934». Avikarius war ein Anwalt armenischer Abstammung und kam mit dem britischen General Edmund Allenby nach Israel, der das Land im Ersten Weltkrieg von den Türken eroberte. Avikarius verliebte sich in Lea, ein jüdisches Mädchen aus dem ultraorthodoxen Viertel Me'a She'arim; er heiratete sie und baute ihr ein Haus in Rehavia, das geografisch wie geistig sehr weit von ihrem Heimatviertel entfernt war.

Es ist das einzige Haus in ganz Jerusalem, das öffentlich mit Religionsgeschichten verknüpft ist. Der örtlichen Legende nach besuchte Avikarius für seine Geliebte unsere Syngoge, Yeshurun. In dieser Synagoge las ich bei meiner Bar Mizwa die Tora, es ist die einzige Synagoge, in der der Kantor Meislich Lieder des deutsch-jüdischen Komponisten Lebendowski sang, weil er überzeugt war, dass die Leviten sie im Tempel gesungen hätten.

Lea brach Avikarius das Herz, als sie mit einem britischen Offizier nach England durchbrannte, den sie wiederum für einen hohen ägyptischen Offizier verliess, bevor sie spurlos verschwand. Da Avikarius nicht länger dort wohnen wollte, ging das Haus in den Besitz der britischen Mandatsverwaltung über. Ende der 1930er Jahre überliessen die Briten es dem äthiopischen Kaiser Haile Selassie, der vor Mussolinis Truppen geflüchtet war, als sie sein Land eroberten. Diese Geschichte ist wahr. Niemand glaubte mir, als ich meinen Schulfreunden erzählte, dass ich in einem Kaiserpalast wohnte. Aber eines Tages sah ich den afrikanischen Herrscher auf unserer Terrasse unter einem Sonnenschirm sitzen, der ihn vor der sengenden Jerusalemer Sonne schützte. Natürlich habe ich ihn nicht mit eigenen Augen gesehen, denn damals war ich noch gar nicht geboren, aber ich sah ihn in der israelischen Fernsehserie *Pilar of Fire*.

Ist es Zufall, dass meine Eltern sich gerade dieses Haus als Heim aussuchten? Meine Mutter war eine arabische Jüdin aus Hebron, mein Vater ein deutscher Jude aus Dresden. Wenn mehr von uns die Geschichten kennen würden, die unsere Häuser zu erzählen haben, gäbe es mehr Frieden in der Welt im Sinne meines Vaters und mehr Liebe im Sinne meiner Mutter. Mit Frieden und Liebe wäre es eine wesentlich bessere Welt. In diesem Haus trat meine Mutter ihre letzte Reise an. An einem verregneten Abend in Jerusalem gab mir eine alte türkische Nichtjüdin, die für uns arbeitete, die letzten Worte meiner Mutter weiter: «Avraham, ihr alle macht mich glücklich.» Dann legte meine Mutter sich schlafen und ging für immer von uns, ruhig, versöhnt, liebend und geliebt. Ihre Liebe siegte.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Jeremia 7:34.
- 2 *Der Babylonische Talmud*, Bd. IV, Jabmuth IV,vi Fol. 65b, Frankfurt a. M. 1996, S. 542.
- 3 Isaias 60:2–3.
- 4 siehe www.wikipedia.org/wiki/Marsch_der-Lebenden.
- 5 Sprüche 13:24.
- 6 Ofer Schiff, *Assimilation in Pride: Anti-Semitism, Holocaust and Zionism as a Challenge to the American Jewish Reform Ideology*, Tel Aviv, 2001.
- 7 Friedrich Nietzsche, David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller. Unzeitgemäße Betrachtungen I, in: *Werke*, München 1954, Bd. 1, S. 137.
- 8 Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem*, München 1964 (zit. n. Ausgabe 1992, S. 81, orig.: *Eichmann in Jerusalem*, New York 1963).
- 9 Offizielle Presseerklärung von Netanjahus Pressesprecher unter <http://www.netanyahu.org/uvtiucizqvgvq.html>.
- 10 Alle Zitate dieses Absatzes sind entnommen aus Tom Segev, *Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung*, Reinbek b. Hamburg 1995, S. 525 f., (orig.: *The Seventh Million*, New York 1993).
- 11 Thomas Gaulty, *The Future of Liberty*, London, 1998.
- 12 Frantz Fanon, *Schwarze Haut, weiße Masken*, Frankfurt a. M. 1980, S. 13, (orig.: *Peau noire, masque blancs*). Paris, 1952.
- 13 David Grossman, *Der gelbe Wind*, München 1988 (orig.: *The Yellow Wind*, New York, 1988).
- 14 Ian Kershaw, *Hitler 1889–1936*, München 1998, S. 15 f. und S. 27 f., (orig.: *Hitler 1889–1936: Hubris*, London 1998).
- 15 Ebd.
- 16 Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem*, München 1992, S. 81.
- 17 Yeshayahu Leibowitz, *Judaism, Human Values and the Jewish State*, (Hebr.), Tel Aviv 2004.

- 18 Tom Segev, *Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung*, Reinbek b. Hamburg 1995, S. 31, (orig.: *The Seventh Million*, New York 1993).
- 19 Ebd. S. 104; *Dawar* war eine hebräische Tageszeitung der Arbeiterbewegung.
- 20 Judith Lewis Herman, *Die Narben der Gewalt: traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden*, München 2006, S. 18, (orig.: *Trauma and Recovery*, New York 1992).
- 21 *Der Babylonische Talmud*, Baba Me'cia, V.i, Fol. 62a:62, Frankfurt a. M. 1996, Bd. VII, S. 647f.
- 22 Alain Finkielkraut, »The Religion of Humanity and the Sin of the Jews«, *Azure* 21/2005.
- 23 Ebd.
- 24 Genesis 18:25.
- 25 *Der Babylonische Talmud*, Gittin V.vi, Fol. 57b, Frankfurt a. M. 1996, Bd. VI, S. 372.
- 26 Genesis 32:8.
- 27 *Mechiltha. Ein tannaitischer Midrasch zu Exodus*, Leipzig 1909, 18. Abschnitt, S. 304.
- 28 Rede von Generalleutnant Ehud Barak in Auschwitz-Birkenau 1992.
- 29 Ebd.
- 30 http://kibbutz.org.il/welcome.htm?page=http://kibbutz.org.il/orchim/050602_mihtavim.htm.
- 31 Offizielle Internetseite der Israelischen Luftwaffe: <http://www.iaf.org.il/Templates/Journal/Journal.IN.aspx?lang=HE&lobbyID=50&folderID=1126&subfolderID=1127&docfolderID=1133&docID=22213>.
- 32 Hanna Krall, *Schneller als der liebe Gott*, Frankfurt a. M. 1992, S. 14 f., (orig.: *Zdazyć przed Panem Bogiem*, Krakow 1977).
- 33 Marek Edelman, *Das Ghetto kämpft*, Berlin 1993, S. 81 f., (orig.: *Resisting the Holocaust: Fighting Back in the Warsaw Ghetto*, New York 2004).
- 34 Ebd.
- 35 Ebd.
- 36 Marek Edelman, *The Fighting Ghetto*, (hebr.) Tel Aviv 2001, S. 103.
- 37 Natan Alterman, *HaTur Hashvi'I* (Die siebte Kolumne), Tel Aviv 1955.
- 38 Natan Alterman, *HaTur Hashvi'I* (Die siebte Kolumne), Tel Aviv 1955.
- 39 Bereshit Rabba 42,13. Rabbi Jehuda »spielt« mit dem hebräischen Wort »Iwri«, »Hebräer« (Genesis 14:13), das wie »ewer«, »drüben«, »jenseits« klingt.
- 40 Chronik der Knesset, S. 9.
- 41 Idith Zertal und Moshe Zuckerman, Hrsg., *Hannah Arendt: A Half-Century of Polemics*, (hebr.), Hakkibutz Hameuchd 2004.
- 42 Yair Oron, *Denial, Israel and the Armenian Genocide*, Tel Aviv 2003.

- 43 Ian Kershaw, *Hitler. 1889–1936*, Stuttgart 1998, S. 25, 26, (orig.: *Hitler 1889–1936: Hubris*, London 1998).
- 44 R. J. Rummel, »The New Concept of Democide«, in: Israel W. Charny, *Encyclopedia of Genocide*, Santa Barbara 1999, S. 18–34; auch in: Yair Oron, *The Pain of Knowledge*, Tel Aviv 2003; dt.: *Der Schmerz des Wissens — Die Holocaust- und Genozid-Problematik im Unterricht*, Frankfurt a. M. 2005.
- 45 Yair Oron, *The Banality of Indifference. The Attitude of the Yishuv and the Zionist Movement to the Armenian Genocide*, New Brunswick u. a., 2002, S. 395 ff.
- 46 Galed Margalit und Yifat Weiss, *Memory and Amnesia — The Holocaust in Germany*, Tel Aviv 2005.
- 47 Yehuda Elkana, »In Defense of Forgetting«, (hebr.) *Haaretz*, 2.3.1988.
- 48 Boaz Evron: *Jewish Stakor Israeli Nation?* Bloomington, Indiana University Press, 1995.
- 49 Genesis 18:25.
- 50 zit. n. Horst Drechsler, *Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf der Herero und der Nama gegen den deutschen Imperialismus*, Berlin 1984, S. 156.
- 51 *Haaretz*, August 2004.
- 52 Proklamation von Trothas vom 2.10.1904, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, R1001/2089, zit. n. Michael Behnen, Hrsg., *Quellen zur deutschen Außenpolitik im Zeitalter des Imperialismus 1890–1911*, Darmstadt 1977, S. 291 ff.; *Haaretz* August 2004.
- 53 Ian Kershaw, *Hitler 1889–1936*, Stuttgart 1998, S. 116.
- 54 Rede von Bundesentwicklungsministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul zu den Gedenkfeierlichkeiten der Herero-Aufstände in Namibia, 14.8.2004; www.bmz.de/de/presse/reden/ministerin/2004/august/rede20040814.html; und Reisebericht Namibia 12.—15.8.2004; www.bmz.de/de/laender/reisen/namibia.html (zuletzt geöffnet 5.6.2009).
- 55 Aviva Aviram, »Defendant Germany, Charge Annihilation«, *Haaretz*, August 2004, S. 4.
- 56 Knesset-Protokolle vom 27.1.2004.
- 57 Isaias 2:2 ff.
- 58 Isaias 56:3 ff.
- 59 Jonathan Garb, *The Unique Will Become Herds* (hebr.), Carmel, Shalom Hartman Institute, 2005.
- 60 Yitzhak Ginzburg, *Kingdom of Israel*, (hebr.), Eigenverlag.
- 61 www.ynet.co.il/articles/1,7340,L-3138771,00.html.
- 62 Genesis 38:2.
- 63 *Der Babylonische Talmud*, Sabbath, II, vi, Fol. 33b, Frankfurt a. M. 1996, Bd. I, S. 532.
- 64 Numeri 16:3.
- 65 Babylonischer Talmud, Masekhet Brakhot 52.

- 66 Jehuda Halevi, *Der Kusari*, (hebr.-dt.) Zürich 1990.
- 67 Siehe Rabbi Löw, *Gevuroth Hashem, (Gottes mächtige Werke)* zum Pessachfest, <http://www.daat.ac.il/daat/vl/tohen.asp?id=241>; *Netzach Yisrael (Die Ewigkeit Israels; das Wort »Netzach« hat die gleiche Wurzel wie das Wort für Sieg)* über Tisha B'Av, einen jährlichen Trauertag zum Gedenken an die Zerstörung des Tempels und an das jüdische Exil, und über die endgültige Erlösung; *Derech Chaim (Der Weg des Lebens; 1589)*, ein Kommentar zum Mischnahtraktat Avoth.
- 68 Jehuda Halevi, *Der Kusari*, 1.11–115, Zürich 1990, S. 45–107, besonders S. 105 ff.
- 69 Avraham Kook, Yitzhak HaCohen, *The Holy Lights* (hebr.), 14.
- 70 *Haaretz*, 27. November 2005.
- 71 »They Are not Poor, They are Arabs«, *Haaretz*, 19. November 2005.
- 72 Zvi Yanai, *Schelcha Sandro*, Tel Aviv 2006; dt.: *In Liebe, dein Sandro*, Frankfurt a. M. 2009, S. 311.
- 73 Genesis 32:9.
- 74 Deuteronomium 30:11–14.
- 75 Maimonides, *Führer der Unschlüssigen*, Hamburg 1995, 1. Buch, Kap. 26, S. 74.
- 76 Hans Jonas, *Der Gottesbegriff nach Auschwitz*, Frankfurt a. M. 1987, S. 37 ff.
- 77 Ephraim Meir, *Memory Act, Society Man and God after Auschwitz* (hebr.), Tel Aviv 2004.
- 78 Exodus 14:31.
- 79 2. Samuel 12.
- 80 Psalm 115:16.
- 81 Emmanuel Todd, *Weltmacht USA. Ein Nachruf*, München, Zürich 2003, S. 49, (orig.: *Après l'empire. Essai sur la décomposition du système américain*, Paris 2002).
- 82 Exodus 1:10.
- 83 *Der Babylonische Talmud*, Érubin I, ii, Fol. 13b, Frankfurt a. M. 1996, Bd. II, S. 37.
- 84 *Der Babylonische Talmud*, Baba Meçia IV,x, Fol. 59b, Frankfurt a. M. 1996, Bd. VII, S. 638.
- 85 Psalm 79:6.
- 86 *Der Babylonische Talmud*, Synhedrin, Fol. 96b, Frankfurt a. M. 1996, Bd. IX, S. 62.
- 87 Maimonides, *Letters*, Jerusalem, 1989.
- 88 Rut 1:16.
- 89 *Der Babylonische Talmud*, Jabmuth, Fol. 47a, Frankfurt a. M. 1996, Bd. IV, S. 473.
- 90 2. Chronik 36:22 f.